
Princeton University Library
32101 068388006


PRINCETON UNIVERSITY
- LIBRARY -
· The ·
Kretzschmar
von Kienbusch
· GERMANIC ·
COLLECTION

Nach der Natur.

Nach der Natur.

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.

Die Ausgestoßenen.

Zu Anfang der vierziger Jahre hielt ich mich in einer berühmten deutschen Universitätsstadt auf. Ich war mit allerlei Arbeiten überhäuft und bedurfte eines Abschreibers, dem ich im Nothfalle auch in lateinischer Sprache diktiren konnte. Demgemäß setzte ich eine Anzeige in das Tageblatt, und schon am nächsten Morgen wurde meine Stube, trotz der geringen Bezahlung, die ich für stundenlange Arbeit anbot, von solchen Schaaren alter Studenten, Kandidaten, Magistern und Doktoren gestürmt, daß ich über das Elend, auf das ich aus diesem Umstand als in der gelehrten Welt herrschend schließen durfte, entsetzt war. Freilich waren unter den Bewerbern um diese kümmerliche Stelle Viele, denen man es ansah, daß sie ganz oder zum Theil ihr Elend selbst verschuldet hatten, aber auch Andere, die offenbar ein trübes Loos unverschuldet trugen. Unter diesen Letzteren fiel mir besonders Einer auf, der mit keinem

Titel eines Kandidaten oder Doktors prahlte, den jedoch ein Ausdruck voll Wehmuth im ganzen Gesichte, eine tiefgefurchte, sehr intelligente, und eben so kummervolle Stirne empfahl. Er nannte sich einfach Karl Möbius, und sobald man seinen Namen wußte, bildete man sich auch ein, daß man die lateinische Endung hätte errathen können; denn er sah ganz so aus wie Einer, der von jenen Gelehrten früherer Jahrhunderte abstammt, denen ihr deutscher Name zu profan klang. Indessen trug er von seiner Gelehrsamkeit nichts zur Schau. Bescheiden setzte er sich hin, kopirte oder schrieb, was man ihm diktirte, ohne irgend welche Bemerkung zu machen.

Erst nach Tagen entdeckte ich, daß ich einen wahrhaften Gelehrten engagirt hatte, und zwar einen der bei weitem mehr wußte, als ich selber. Er ersparte mir manches Nachschlagen und Suchen in den Büchern, denn er war ein lebendiges lateinisches und griechisches Lexikon, und außerdem auf historischem, philologischem und archäologischem Felde eine wahrhafte Encyklopädie. Jeden Tag machte ich eine neue Entdeckung, fand ich in ihm eine neue Fundgrube des Wissens. Jeden Tag mußte ich neu erstaunen, und bald war ich so weit gekommen, daß ich mich vor ihm meiner Arbeiten und meines verhältnißmäßig geringen Wissens

geschämt haben würde, wenn ich ihn nicht schon nach zwei Wochen gemeinschaftlicher Arbeit halb und halb als meinen Lehrer und ganz als meinen Mitarbeiter und Vertrauten betrachtet hätte. Ich legte jede falsche Scham bei Seite, berathschlagte und besprach mich mit ihm über den Gegenstand meiner Arbeit, und es stellte sich, trotz seiner Zurückhaltung, zwischen uns Beiden ein ziemlich vertrautes Verhältniß her. Dieses wurde seinerseits durch Dankbarkeit genährt, da es mir in Folge meiner Verbindungen mit Buchhändlern gelang, ihm allerlei Erwerbsquellen zu eröffnen, die, wie er mir offenherzig sagte, seine Einkünfte auf einen von ihm bisher unerreichten Grad erhoben und seine Sorgen bedeutend verminderten. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß er Vater von drei Kindern war, und er machte mir kein Hehl daraus, daß er seit Jahren mit dem grausamsten Mangel zu kämpfen hatte. Das fiel mir auf, denn Herr Möbius hatte nichts von jener Unbeholfenheit vieler deutschen Gelehrten, welche sie an Ausbeutung und Benützung ihres Wissens verhindert; er sah im Gegentheil trotz seines melancholischen und gedrückten Wesens wie ein Mann aus, der, ausgerüstet mit so reichen Kenntnissen, wie er war, überall in der Welt sein Glück machen müßte. Sein bescheidenes Wesen, sein formvolles Benehmen, der wohlwollende

Blick seiner Augen, selbst schon der klangvolle Ton seiner Stimme mußten für ihn einnehmen, und Jeden, an den er sich wandte, zu näherer Prüfung seiner Verdienste auffordern. Wie viel unverdientes Unglück es auch in der Welt geben möge, wie viel Verdienst auch nicht anerkannt wird, so gibt es doch auch immer viele Menschen, von denen man sich sagen muß, daß sie, trotz der Bereitwilligkeit der Welt, ungerecht zu sein, nothwendig ihren Weg machen müssen, wenn auch manchmal etwas später, als sie es verdienen — und zu diesen Menschen gehörte unstreitig Herr Karl Möbius. Es war mir deßhalb doppelt auffallend, daß er, der bereits tief in den Dreißigen stand, sich noch immer nicht eine Stellung gemacht hatte, die ihn vor dem Mangel, über den er klagte, geschützt haben würde.

Das Räthsel konnte in dem Umstande, daß er Theologie studirt hatte, einige Erklärung finden. Er war ein liberaler Geist, also schwerlich mit der im Lande herrschenden Richtung der Theologie einverstanden, vielleicht in seinen Ansichten über Religion so weit vorgeschritten, daß er als ein Mann, der nicht zu heucheln verstand, mit gutem Gewissen auf der theologischen Laufbahn überhaupt nicht beharren konnte.

Aber diese Erklärung seines elenden Zustandes war ungenügend. Er war in so vielen Fächern des Wissens

heimisch, daß er mit Erfolg verschiedene andere Laufbahnen hätte einschlagen können, wenn sich ihm nicht irgend ein unbekanntes Hinderniß entgegenstellte. Ein solches unbekanntes Hinderniß mußte vorhanden sein; hinter dem Wesen dieses Mannes — er sah ganz darnach aus — mußte irgend ein Geheimniß verborgen sein, das ihn auf dem Wege des Lebens bei jedem Schritte hemmte. Fiel es mir doch gleich zu Anfang auf, daß er zögerte, mir seine Wohnung anzugeben, und später, als wir schon sehr vertraut mit einander waren, daß er mir nie von seiner Vergangenheit, von seinen persönlichen Verhältnissen und von den Ursachen, warum er die begonnene Laufbahn aufgegeben, erzählen wollte, und endlich, daß er mir auf meine Bitte, ihn in seiner Wohnung besuchen zu dürfen, die Erlaubniß rundweg abschlug.

Nach diesem erkannte ich, daß ich mich trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, eben so wenig in seine Freundschaft als in sein Geheimniß drängen dürfe; ich schrieb mir genaue Verhaltungsregeln für unsern Verkehr vor, besprach nur noch unsere Arbeiten mit ihm, und hielt meine Fragen wie meine Theilnahme zurück, selbst wo er mir mit größerer Offenheit entgegenkam. Es war ein Verhältniß, eine Freundschaft, wie sie unter Männern nicht selten vorkommt;

man kennt und achtet einander, losgelöst von allen Familienangelegenheiten, von jeder familienhaften Umgebung. Einer ist dem Andern ein Bild ohne Hintergrund.

So verging uns ein ganzer Winter in gemeinschaftlicher Arbeit, und in solcher, so zu sagen, abstrakten Freundschaft. Mit Anbruch des Frühlings machte ich eine Fußwanderung von mehreren Tagen in das nur wenige Meilen entfernte Gebirge. Meine Arbeiten waren für jetzt vollendet, und ich wußte nicht, wie lange ich noch in der Universitätsstadt bleiben werde. Möbius hatte zu meiner großen Genugthuung in Folge meiner Bemühungen eine Beschäftigung gefunden, die, wie er versicherte, bei seinen geringen Bedürfnissen vollkommen hinreichte, alle Sorgen zu entfernen. Unser äußerliches Verhältniß war dadurch gelöst, und als ich mein Bedauern ausdrückte, daß er mir jetzt wieder ganz aus den Augen verschwinden solle, versprach er mir gerne, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, verschwieg aber noch immer, wo er wohnte, und es schien ihm auch nicht im Entferntesten einzufallen, daß er mich zu einem Besuche einladen könnte. Aber bei meiner Rückkehr aus dem Gebirge sollte ich seine Wohnung auf die zufälligste Weise entdecken.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, und ich

näherte mich bereits dem Dorfe, das nur noch durch einen kleinen Spaziergang von der Universitätsstadt getrennt ist. Auf einem Fußpfade stieg ich vom Walde einen Abhang hinab und gelangte an ein einsam stehendes Haus, das einige hundert Schritte weit vor dem Dorfe lag, im Ganzen etwas über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Es war ein altes, hölzernes Haus, dessen Balken durch ein Gemisch von Lehm und Kalk zusammenhingen. Ein hohes Strohdach bedeckte es, auf dessen First allerlei Pflanzen wuchsen, und dessen Abhänge von grün und gelbem Moose bedeckt waren. Man hätte es eine Hütte nennen können, wenn es nicht ein oberes Stockwerk gehabt hätte. Vorn hing das Dach mit breitem Schirme weit herab und bildete, von mehreren Balken gestützt, eine Veranda, die es angenehm beschattete, und unmittelbar an diese Veranda schloß sich ein kleiner Garten mit alten Bäumen und gut bearbeiteten Beeten, in denen allerlei Küchenpflanzen sproßten. Wie alt und arm auch das Material des Hauses war, so machte es doch einen warmen und gemüthlichen Eindruck. Es war in allen seinen Theilen sehr reinlich gehalten, und der Garten daran war mit vieler Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich konnte Alles bequem überschauen, da der Fußpfad an der einen Seite des niedrigen Garten-

zaunes in einiger Höhe dahin lief, so daß ich von einer gewissen Stelle durch die hintere Thüre auch in das Innere zu blicken vermochte. Etwas müde, wie ich von der Wanderung war, blieb ich um so lieber stehen, um diese Idylle etwas länger zu betrachten, als aus dem ärmlichen Hause ein schönes Konzert zweier Violinen erscholl, von denen die erste mit großer Meisterschaft gehandhabt wurde. Um das Bild zu vollenden, saß unter der Veranda eine schöne Frau von ungefähr dreißig Jahren, welche im Gegensatz zu der höchst ländlichen Umgebung städtische Tracht trug, und zwei hübsche Kinder, die sich im Garten herumtrieben, von Zeit zu Zeit, wenn sie zu laut wurden, offenbar mit Rücksicht auf die Musik zu beruhigen suchte.

Was hatte ich mit diesem Reste eines Sonntag Nachmittags Besseres anzufangen, als ein solches Konzert und ein solches Bild zu belauschen? Und so legte ich meinen kleinen Reisesack auf den Boden und setzte mich auf eine schadhafte Stelle des Gartenzaunes und sah und horchte.

Das Konzert ging zu Ende, und gleich darauf erschien ein kleiner Junge mit einer Violine in der Hand und mit hochgerötheten Wangen unter der Veranda, um sich von seiner Mutter für seine Leistungen loben zu lassen. Die Frau streichelte ihm die rothen Backen auf das Zärtlichste und ertheilte ihm, wie mir

aus ihren Geberden hervorging, reichliche Lobsprüche. Indessen erschien auch ein Mann in der Thüre, der ebenfalls eine Violine in der Hand hatte und in diese Lobsprüche mit einzustimmen schien. Der Knabe war ganz glücklich, setzte die Violine wieder an und forderte den Vater dringend auf, ein Gleiches zu thun. Die Mutter stimmte mit ein, und die beiden Musiker begannen nunmehr unter der Veranda das Konzert aufs Neue. Die Kinder, die sich im Garten herumgetrieben hatten, stellten sich jetzt ruhig vor die beiden Spielenden hin, legten die Hände auf den Rücken und hörten aufmerksam zu. Es war eine schöne Gruppe und eine schöne Szene: ein veredelter Adrian Ostade. Die Landschaft ringsherum war von schönem Sonntagsfrieden bedeckt; eine milde Frühlingssonne tauchte die ganze Welt in feinstes Gold; die Gruppe der musizirenden und horchenden Familie stand mir fast im Schatten; nur der blonde Kopf der Mutter, die an einer der Säulen saß, wurde von einem Sonnenstrahle erreicht, und war wie von einem Nimbus umgeben. Nichts war zu hören, als hie und da in den Bäumen Vogelsang und der Klang der beiden Violinen. Ich glaubte mitten in eine holde Idylle, an die Grenze einer glücklichen Oase gelangt zu sein; selten hatte mir ein Bild, eine Gruppe oder irgend welche Erscheinung so

sehr wie diese den Eindruck stillen Glückes gemacht. Begierig, die Besitzer und Vertreter dieses Glückes genauer zu sehen, übertrug ich mich an eine andere Stelle, die mir eine nähere Einsicht in die Veranda gestattete, und suchte von da aus, nachdem ich mich noch einmal an dem schönen, ernsten und bedeutenden Gesichte der Frau erfreut hatte, das Gesicht des glücklichen Hausvaters auf, das ich, da er ganz im Hintergrunde der Veranda stand, bis jetzt nicht hatte sehen können. Wie groß war mein Erstaunen, als ich meinen Freund Karl Möbius erkannte. Es war kein Zweifel, daß er hier zu Hause und in der Mitte seiner Familie war, denn er hatte einen alten Hausrock an, trug den Hals ganz bloß, und an den Füßen eine Art von Sandalen, kurz, sah ganz so aus wie Einer, der es sich am Sonntag Nachmittage zu Hause im Kreise der Seinen so bequem und behaglich als möglich macht.

Die erste Absicht, die in mir auftauchte, war, ihn grüßend anzurufen, aber ich besann mich rasch, daß ihm damit, nach allen gemachten Erfahrungen, nicht gedient sein würde, und ich beschloß, mich, wenn ich ihn in seinem Familienleben noch einige Zeit belauscht haben würde, leise davon zu schleichen. Ich hielt mich also so ruhig als möglich, und hörte und sah mit großer Aufmerksamkeit zu.

Ich gestehe, daß mich in diesem Augenblicke das Gesicht der schönen Frau, die mir gerade gegenüber saß, am meisten interessirte. Je länger ich sie betrachtete, desto größer erschien mir ihre, wenn auch verblühte, wenn auch durch Sorgen und Kummer offenbar traurig verhüllte Schönheit — und plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf, ob sich mein Freund Möbius nicht vielleicht aus Eifersucht so sehr vor der Welt abschließe? Warum nicht? Madame Möbius war in der That so schön, daß ein ängstliches Hüten eines solchen Schatzes bis zu einem gewissen Grade gerechfertigt erschien. Außerdem hatte ich längst die Erfahrung gemacht, daß die deutschen Gelehrten mit zu den eifersüchtigsten Kreaturen der Welt gehören. Wie man immer geneigt ist, die Eifersucht zu verspotten, sie, die schrecklichste Qual des Menschen, nicht ernst zu nehmen und mit ihr zu spielen, so hatte ich auch in demselben Augenblicke den Gedanken, mich durch ein Geräusch bemerkbar zu machen und meinen Freund Möbius auf diese Weise zu zwingen, mich zum Eintritt in sein Haus einzuladen und seiner schönen Frau vorzustellen. Doch gab ich diesen Gedanken rasch wieder auf. Wie leicht konnte ich meinem Freunde Unrecht thun, wie leicht ihn durch so frivoles Benehmen in ernsthafte Verlegenheit bringen. Das tief ernste und

ausdrucksvolle Gesicht seiner Frau sagte mir, was mir sein eigenes schon gesagt hatte, daß hinter ihrer Abgeschlossenheit ernsthafte Motive verborgen liegen müssen, die ich achten solle. Ich warf noch einen Blick auf das Gesicht dieser Frau, um mir zu sagen, daß selbst dieses Lauschen, so weit ich mir es erlaubt hatte, vielleicht schon unberechtigt sei, und ich erhob mich, um meine Wanderung fortzusetzen.

Aber ich hatte meinen Reisesack an der Stelle, wo ich zuerst gelauscht hatte, liegen lassen, und ich mußte, um ihn zu holen, dahin zurückkehren. Ich kam zu spät. Den zwei kleinen Kindern hatte das Konzert zu lange gedauert. Sie liefen, während ich dort lauschte, wieder durch den Garten, hatten meine Reisetasche jenseits des Zaunes entdeckt und sie eben herüber geholt, als ich an diese Stelle zurückkehrte. Die Kinder merkten wohl, daß die Tasche mir gehörte, hatten aber, scheu wie sie waren, trotz aller Aufmunterung, die ich ihnen zukommen ließ, nicht den Muth, zu mir zurückzukehren. Der Umstand, daß ich nicht laut sprechen wollte, daß ich ihnen nur zuflüsterte, und mich durch Zeichen verständlich zu machen suchte, machte sie noch ängstlicher und sie thaten, was Kinder in solchem Falle zu thun pflegen — sie kehrten mir den Rücken und liefen, so schnell sie

konnten, ihren Eltern zu. Die Tasche ließen sie auf halbem Wege fallen und liegen. Um sie zu holen, hätte ich über den Zaun steigen und so weit in den Garten hineingehen müssen, daß mich Möbius jedenfalls zu Gesichte bekommen hätte. Da ich das vermeiden, aber auch die Tasche, in der ich Mancherlei hatte, was mir von Wichtigkeit war, nicht fahren lassen wollte, wußte ich nicht, was zu beginnen — überlegte — zögerte — bis mit einem Male Möbius, von den Kindern geführt, heraufkam und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

Er stutzte einen Augenblick, als er mich erkannte, und blieb stille stehen. Mein Reiseanzug und meine Reisetasche, die er in Händen hielt, sagten ihm wohl, daß ich seinen Aufenthalt nur durch Zufall entdeckt, und daß an Zudringlichkeit meinerseits nicht zu denken war — rasch entschlossen ging er denn mit großen Schritten auf mich zu, streckte mir die Hand entgegen und sagte, indem er mich sanft in den Garten hineinzog: „Der Zufall thut, was ich längst hätte thun sollen, und gibt mir eine gute Lehre. Niemand sähe ich so gerne bei mir, wie Sie, lieber Doktor, doch hatte ich nie den Muth, Sie in meine Häuslichkeit einzuführen. Es ist das eine wahre Feigheit und Undankbarkeit."

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte ich.

„Sie können mich nicht verstehen," fiel er mir ins Wort, „und noch habe ich nicht den Muth, Sie ganz aufzuklären, wie groß auch das Recht ist, das Sie auf mein Vertrauen besitzen. Ich kann Sie nur versichern, daß ich nichts so sehr wünsche, als endlich stark genug zu sein, um Ihnen Alles mitzutheilen, was ich Ihnen längst gerne mitgetheilt hätte. Der Zufall, der Sie zu mir geführt, gibt mir die Hoffnung, daß ich zu dem, was ich wünsche, mit der Zeit gezwungen sein werde."

„Lieber Freund," sagte ich, „Sie werden mir immer unverständlicher. Ihr Haus, ihr Garten, Ihre Kinder, und, wie die Orientalen sagen, ‚die Schwelle Ihres Hauses,' nämlich Ihre Frau und Ihr ganzes Leben, wie ich es in dieser halben Stunde belauscht habe — das Alles zusammengenommen bildet eine Welt, von der ich vollkommen begreife, daß man sich gerne in ihr abschließt, und in der man, wie die Helden in den Wahlverwandschaften, von jedem fremden Elemente nur Störung fürchten muß."

„Das ist es nicht," erwiderte Möbius, „ich denke nicht wie Eduard und Charlotte; ich meine, daß die Gegenwart eines Freundes nur zur Vervollständigung eines Hauswesens dienen kann. Auch meine Armuth ist es nicht, die mich zu dieser Abgeschlossenheit bewog,

zu dieser Zurückhaltung selbst Freunden gegenüber, denen ich Dank schulde — ich habe andere Ursachen — aber davon wollen wir, wie ich hoffe, ein andermal sprechen, heute sollen Sie meine Familie kennen lernen."

So sprechend kamen wir an der Veranda an. Frau Möbius empfing mich mit großer Freundlichkeit und mit einnehmenden Worten, obwohl mit einer gewissen Zurückhaltung, die zu diesen Worten nicht ganz paßte. In ihren Blicken wie in ihrem Benehmen drückte sich dieselbe Scheu aus, die mir in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft an ihrem Manne so peinlich gewesen; ja es schien mir, als wäre diese Scheu, ohne mit zu großer weiblicher Schüchternheit verbunden zu sein, an ihr in noch weit höherem Grade vorhanden. Das war um so auffallender, als weder ihre äußere Erscheinung, die, wie schon gesagt, zu den einnehmendsten gehörte, noch ihr Benehmen und ihre Bildung es erklärten. Diese letztere war gewiß ungewöhnlicher Art; ihr Wissen machte sie würdig, die Frau des gelehrten Möbius zu sein. Man konnte nach kurzem Gespräche erkennen, daß sie seine vortreffliche Schülerin war, daß sie an Allem, was er studirte und arbeitete, ihr Theil hatte, und daß Beide ihre Einsamkeit auf die gebildeteste Weise mit Lektüre und Gesprächen über die bedeutendsten Gegenstände ausfüllten. Sagte ich mir früher, daß

Möbius der Mann sei, um in den verschiedensten Verhältnissen sein Glück zu machen, so mußte ich mir jetzt sagen, daß schon eine solche Frau hinreichen würde, um einer Familie in der Welt eine schöne Stellung zu machen. Der Mangel, den sie durch so viele Jahre getragen, die Einsamkeit, in der sie lebten, das scheue Wesen, das sie Beide bezeichnete — Alles das erschien mir aufs Neue räthselhaft, und ich fing, während ich mit ihnen Beiden sprach, wieder an, nach Erklärungen zu suchen. Plötzlich flog mir die Erinnerung an eine mir bekannte Familie durch den Sinn — ich fragte mich, ob hier vielleicht ein gleiches Schicksal walte und ob nicht etwa Frau Möbius wahnsinnig sei? Aber sie hatte in Blick, Worten und Benehmen nicht die geringste Spur des geringsten Symptomes, das auf ein solches Unglück hätte schließen lassen. Eben so wenig erlaubte die Ordnung und Reinlichkeit in der Wohnstube, in die ich von ihr geführt wurde, auf irgend eine Störung oder Unordnung ihres Geistes zu schließen, wenn es wahr ist, daß ein Blick in die Häuslichkeit zugleich ein Blick in die Seele der Hausfrau ist. In dieser Stube sah es durchaus wohnlich und heimlich aus; obwohl sie zugleich die Arbeitsstube des Hausherrn war und viele Bücher und Papiere in sich schloß, so waren diese doch so geordnet, daß sie mit den we=

nigen unbedeutenden Bildern an der Wand, mit den Gartentöpfen in den Fenstern noch einen Schmuck des Zimmers bildeten. Ueberhaupt sah es hier, trotz der Armuth, die sich nicht verbergen konnte, in Allem und Jedem so aus, als wäre man auf dem Schauplatze eines Stilllebens, das durch die Armuth mehr gehoben als beeinträchtigt wurde. In noch weit höherem Grade war dieß der Fall, als die Sonne sank und die Ruhe des Abends sich noch zu der Ruhe dieser Abgeschiedenheit gesellte.

Frau Möbius war in die Küche gegangen, um das Abendessen zu bereiten. Ich ging mit ihrem Manne, von den Kindern umschwärmt, im Garten auf und ab. Es gefiel mir hier so sehr, daß ich ihn um diesen Aufenthalt beneidete, in die ihn doch seine Armuth verbannt hatte. Auf einem kleinen Hügel im Hintergrunde des Gartens sah ich mich um, und pries sein Tuskulum in begeisterten Worten. Rechts von mir, ferne genug, daß kein Laut ihres Geräusches zu uns dringen konnte, lag die Stadt, deren Thürme noch von der untergehenden Sonne vergoldet waren; vor ihr das Dorf, von einer reichen Pflanzenwelt verdeckt und hinter einem Gehege junger Blüten versteckt. Einen besonderen Reiz, besondere Poesie hatte dieses Dorf außerdem in den Augen eines jeden Gebildeten, da es

in der Geschichte der deutschen Dichtung als Aufenthalt eines unserer edelsten Geister eine Rolle spielt. Unmittelbar vor mir lag ein Thal, das ein kleines Bächlein durchfloß, und in das, ungefähr eine Viertelstunde aufwärts, ein Seitenthal mündete, das durch ein Buchenwäldchen geschlossen war. Vor diesem Buchenwäldchen, bereits von den Schatten der niedrigen Berge bedeckt wie von sichtbarer Stille, lag ein einsames Haus, dem die Stille und Einsamkeit, die ihm das kleine Thal gewährte, noch nicht zu genügen schienen, denn es kehrte sich mit Thüren und Fenstern dem Walde, und wandte der Welt den Rücken zu. Trotzdem hatte der Anblick dieses Hauses etwas sehr Einladendes, und ich konnte kaum meine Blicke davon abwenden. Zwischen zwei Abhängen, vor dem Wäldchen liegend, und außerdem von blühenden Gehegen eingerahmt, war es ein vollendetes Landschaftsbildchen, das Ruhe und Frieden athmete.

„Wer ist der Glückliche, der diesen holden Winkel bewohnt?“ fragte ich meinen Wirth.

Er hörte nicht und ich mußte meine Frage wiederholen. Er räusperte sich, sah sich verlegen um und antwortete endlich, nachdem er sich überzeugt, daß ihn die Kinder nicht hören konnten, mit gedämpfter Stimme: „Dort wohnt der Scharfrichter.“

Ich wäre sehr überrascht gewesen, wenn mir die sonderbare Art und Weise meines Freundes bei dieser Antwort nicht aufgefallen wäre. Warum wollte er meine erste Frage nicht hören? Warum sah er sich, bevor er sie beantwortete, so ängstlich um, und warum endlich stieg er gleich darauf vom Hügel hinab und entfernte er sich von mir, als ob er weitere Erörterungen verhindern wollte? Ich ging ihm nach, aber ich war zerstreut. Wie ich mir vorhin die Frage gestellt hatte, ob seine Frau nicht vielleicht wahnsinnig sei, so flog mir jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß auf Möbius vielleicht irgend ein schweres Verbrechen laste. Es war mir nicht mehr möglich, ein ordentliches Gespräch fortzuführen, und eben so wenig schien es Möbius leicht zu sein. Schweigend gingen wir endlich neben einander auf dem Sandwege hin und her. In meinem Kopfe arbeitete ein ganzer Verbrecherroman mit einem mehr oder weniger edlen und unglücklichen Helden, der der Verbrecher war. Nach wenigen Minuten war ich beinahe überzeugt, daß in Karl Möbius eine Art von Eugen Aram an meiner Seite gehe. Daß er sich in der Nähe des Henkers angesiedelt, hätte mir allerdings ein Beweis vom Gegentheil sein sollen, denn warum sollte ein Verbrecher absichtlich den beständigen Anblick des drohenden Richtbeiles aufsuchen? Aber, fragte ich

mich wieder: ist die menschliche Seele nicht so eigenthümlich geartet, daß sie, besonders wenn eine Schuld auf ihr lastet, selber die Qual aufsucht? und spielen, besonders Verbrecher, nicht gerne mit der Gefahr, die zugleich mit der Schuld, der Ate, fortwährend über ihren Häuptern schwebt?

Während ich mich selbst mit dergleichen Gedanken quälte, kamen die Kinder herbeigelaufen und verkündeten dem Vater, daß der Großvater komme. Aber sie thaten es nicht mit jener Freudigkeit, mit welcher sonst Enkelchen die Ankunft eines Großpapas ankündigen und erwarten. Auch machten sie nicht die geringste Anstalt, diesem Großpapa entgegen zu eilen, sondern hielten sich im Gegentheile von nun an, und zwar mit einer gewissen Aengstlichkeit, in der Nähe des Vaters, den sie an Rockschößen und Händen faßten. Möbius hielt bei der Nachricht, die ihm die Kinder brachten, plötzlich in seinem Gange inne, runzelte die Stirne und sah nach allen Seiten, bis sein Blick auf einem Manne haftete, der rüstig von einem Berge herab und dem Hause entgegenkam. Mein Wirth war offenbar bestürzt, murmelte einige unverständliche Worte und sagte endlich, nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte: „Es ist zu spät, lieber Herr Doktor — wenn Sie nicht bald aufbrechen, kommen Sie bei dunkler Nacht in die Stadt.“

Ich sah ihn erstaunt an. War es doch, als ob er mir die Thüre wiese. Er schlug die Augen nieder, faßte meine Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie mir. Ja, ich schicke Sie fort — ich will nicht, daß Sie mit dem Manne hier zusammentreffen — ich weiß nicht, ob Sie mir dieses Zusammentreffen vergeben würden — nunmehr aber bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig; ich werde sie Ihnen geben, sobald ich den Muth dazu finde. Seien Sie indessen damit zufrieden; grollen Sie mir nicht und leben Sie wohl."

Ich nahm meinen Reisesack und eilte davon, ohne mich der Hausfrau zu empfehlen. Es war mir in diesem idyllischen Hause plötzlich unheimlich geworden, und ich wollte den armen Möbius von der Angst, die ihn bedrückte befreien. Ungefähr zwanzig Schritte vom Hause begegnete ich dem Manne, mit dem ich nicht zusammentreffen sollte. Es war eine große, kräftige Gestalt, mit langem, grauen Haare, das malerisch auf die Schultern herabfiel, und ein ruhevolles, wenn auch vielfach durchfurchtes, großes Gesicht einrahmte, das mit offenen, blauen Augen gerade vor sich hinblickte. Wie der Mann mit dem großen, spanischen Rohr in der Hand, in seinem langen, breitschößigen braunen Rocke dahin ging, hatte er etwas sehr Würdevolles, und

erinnerte an die Schulzen Niederdeutschlands, die sich im Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer amtlichen Macht hohen Würdenträgern gleich fühlen.

Schon am Abend des nächsten Tages gab mir Möbius meinen Besuch zurück. Er trat mit einer gewissen Feierlichkeit in meine Stube, beantwortete meine Fragen nach dem Befinden seiner liebenswürdigen Frau und der anmuthigen Kinder auf kurze Weise, und sagte dann, indem er sich zu mir aufs Sopha setzte, daß er heute seine Geschäfte in der Stadt etwas abgekürzt, weil er mir gewisse und lange Mittheilungen zu machen habe. Er griff nach einer Cigarre, und während er sie mechanisch ansteckte und das ausgebrannte Zündhölzchen betrachtete, fuhr er fort: „Der Zufall, lieber Doktor, hat Sie zu mir geführt. Da ich Sie nie eingeladen habe, da ich Ihnen sogar absichtlich meine Wohnung verheimlichte, ist die Versicherung nothwendig, daß es mich sehr beglücken würde, wenn ich Sie öfter bei mir sähe — — das sollte sich, nach Allem, was Sie für mich gethan haben, von selbst verstehen."

Möbius zog mit Anstrengung an seiner Cigarre und stieß gewaltige Rauchwolken aus, als ob er sich in ihre Schleier hüllen wollte. Dann, mit sichtlicher Anstrengung, sprach er weiter: „Ich kann nicht sagen, besuchen Sie mich wieder; es ist meine Pflicht, Ihnen

vorher zu sagen, daß eine solche Einladung unter gewissen Umständen gewissermaßen eine Falle, eine Hinterlist wäre. Ich weiß ja nicht, wie weit bei Ihnen im praktischen Leben Theorieen und anerzogene Vorurtheile auseinander, oder wie nahe sie neben einander gehen."

„In dieser Beziehung," erwiderte ich, „glaube ich Sie versichern zu können, daß sich in mir nur wenige Widersprüche finden, und daß Dasjenige, was ich einmal als Vorurtheil erkannt habe, auch nicht die geringste Gewalt über mich und meine Ansichten —"

„Ich habe mich schlecht ausgedrückt," fiel mir Möbius ins Wort, „es ist hier vielleicht von Vorurtheil gar nicht die Rede — aber ich merke, daß ich in Räthseln spreche, daß ich noch lange so fortsprechen und Sie ungeduldig machen könnte, während ich nichts Anderes zu thun habe als aufrichtig zu erzählen. Es ist das eine Pflicht, die ich längst hätte erfüllen sollen. Unterlasse ich es länger, so werde ich Ihnen mit Recht verdächtig. Wie Vieles muß Ihnen an mir, gelinde gesagt, schon als sonderbar aufgefallen sein!"

Möbius unterbrach sich wieder und fragte dann: „Ist es Ihnen z. B. gestern nicht aufgefallen, daß ich Ihnen nach Ihrem langen Marsche auch nicht die geringste Erfrischung angeboten habe?"

„Aufrichtig gestanden, ja," sagte ich lächelnd.

„Nun, sehen Sie, so würde Ihnen bei mir jeden Augenblick etwas auffallen müssen, was Sie glauben machen könnte, daß ich die elementarsten Grundregeln der Lebensart, der gewöhnlichsten Menschlichkeit oder Höflichkeit nicht kenne. Und doch habe ich Ihnen nur deßhalb nichts angeboten, weil ich befürchtete, daß Sie es mir möglicherweise nie verzeihen würden, aus der Hand meiner Frau einen Trunk Wein angenommen zu haben."

„Aber, lieber Möbius," rief ich erstaunt — „Ihre Frau, die mir den Eindruck einer ausgezeichneten Person machte — ich verstehe Sie nicht."

„Sie werden mich bald verstehen," versicherte Möbius, „haben Sie nur die Güte mich anzuhören."

„Ich stamme aus einer Pastorfamilie, in welcher eine gewisse sehr gute, wenn auch nicht sehr einträgliche Stelle seit beinahe zweihundert Jahren sozusagen erblich ist. Es ist das die Stelle an der St. Martinskirche zu G., und sie wird von dem ehemals reichsunmittelbaren Fürsten v. S.... vergeben, da das Stadtviertel, in welcher die Pfarre liegt, ehemals zu seinem souveränen Gebiete gehörte. Die ältesten Söhne der Prediger an der Martinskirche waren zu einer gesicherten Existenz geboren. Es ist natürlich, daß ich, der einzige

Sohn meines Vaters, unter solchen Umständen der Theologie bestimmt wurde, und ich nahm diese Bestimmung, abgesehen von allen weltlichen Vortheilen, sehr gerne auf mich, da der Fürst, unser Patronatsherr, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, mit Vorliebe die Stellen, über die er verfügte, mit freisinnigen Geistlichen besetzte. Ja, als ich später auf der Universität, der schleiermacher'schen Richtung folgend, und dabei mancherlei Philosophieen kennen lernend, Ideen in mich aufnahm, die sonst mit dem geistlichen Stande, wie er einmal ist, schwer zu vereinigen sind, konnte ich mir doch noch sagen, daß ich mit gutem Gewissen auf dieser Laufbahn verharren dürfe, da mir mein Vater als aufmunterndes Muster diente, indem er, beinahe eben so denkend wie ich, anerkanntermaßen in seinem Berufe eine höchst wohlthätige, segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Nachdem ich das Gymnasium meiner Vaterstadt besucht, wurde ich im neunzehnten Jahre hierher auf diese unsere Landesuniversität geschickt. Ich machte meine Semester mit größter Regelmäßigkeit durch, benützte meine Jugend mit ebenso großer Heiterkeit als Gewissenhaftigkeit, und stand bereits nicht mehr ferne vom Ziele. Mein alter Vater freute sich schon, daß ich, nach einem Jahre ungefähr, bei ihm einziehen, und von seinen müden Schultern auf meine jugendlichen

einen Theil der Last nehmen würde. Ebenso sehr freute ich mich, dem guten alten Manne bald zu Hülfe kommen zu können, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das mich zerstreut machte und mir die nicht unbegründete Besorgniß einflößte, daß die Vollendung meiner Studien verzögert werden könnte.

„Eines Sonntags durchstreifte ich, wie das meine Gewohnheit war, mit einem Kollegen und nähern Landsmann die Umgegend dieser Stadt. Mein Freund gehörte der etwas orthodoxen Richtung an, und wir hatten während des ganzen Tages genug zu streiten und zu diskutiren. Gegen Abend in die Stadt heimkehrend und vom Weine, den wir in einer Dorfschenke einnahmen, frisch aufgeregt, erhitzten wir uns aufs Neue so sehr, daß wir für die lustige Musik, die uns von einem der Tanzböden entgegenschallte, kein Ohr hatten. Sie kennen wohl den hübschen, luftigen Pavillon, Tivoli genannt, der sich ungefähr eine halbe Stunde westwärts von der Stadt, nahe an der Landstraße erhebt? Dort war es. Wir wollten eben daran vorüber, als eine empörende Szene über uns vermochte, was die lustige Musik nicht vermocht hatte, als wir plötzlich in der Kontroverse inne hielten und aufmerksam wurden.

„Ein junges Mädchen lief fliehend die wenigen

Treppen hinab, welche vom Pavillon gegen die Landstraße führen. Sie drückte beide Hände vor's Gesicht und eilte so schnell davon, daß sie jeden Augenblick hätte fallen können. Nach der Art und Weise, wie sie aus der Thüre stürzte, hätte man schließen dürfen, daß sie hinausgestoßen worden. Hinter ihr, mit erhitzten Gesichtern, erschienen mehrere junge Männer aus dem Volke, die ihr allerlei Schimpfwörter und Schmähungen nachriefen; die Fenster füllten sich mit jungen, männlichen und weiblichen Köpfen, die der Fliehenden ein höhnisches Gelächter nachschickten, und dieses Gelächter wurde noch stärker, als ihr einer der jungen Leute ein ‚Geh' zum Henker!' nachrief. Es war, als sollte dieser rohe Ausruf ein guter Witz sein. Bei all' dem hatte die Geschmähte und so Verfolgte nichts in ihrem Wesen, was eine solche Ausstoßung aus der Gesellschaft gerechtfertigt hätte; im Gegentheile hatte ihre Erscheinung etwas mehr als Bescheidenes. Sie sah furchtsam und gedrückt aus, und wie sie so mit den Händen vor dem Gesichte, ohne auf den Weg zu sehen, dahinlief, war sie ein rührendes Bild der Beschämung, der verfolgten Unschuld, ja des Unglücks. Trotzdem hatte es den Anschein, als wollten ihre Widersacher von der Verfolgung nicht ablassen, und ohne lange zu überlegen, liefen wir Beide heran, nahmen

die Fliehende in unsere Mitte und redeten ihr Worte der Beruhigung zu. Sie that die Hände vom Gesichte und sah uns durch die Thränen, die stromweise aus ihren Augen brachen, mit unendlich dankbaren Blicken an.

Ich fühlte großes Mitleid mit dem schönen und verstoßenen Geschöpfe, und ich empfand die Wahrheit, daß Mitleid die breiteste jener Pforten ist, durch welche gerne die Liebe einzieht. Wie viele schöne und große Eigenschaften ich auch später an Pauline kennen lernte, so sehe ich doch ein, daß ich nicht in Folge dieser Erkenntniß sie lieben gelernt, daß, um mich prosaisch auszudrücken, schon in jenem Momente vier Fünftheile meiner Liebe sich entwickelt hatten. Es war mir, als könnte ich von dem schluchzenden Geschöpfe, das neben mir einherging, nicht mehr lassen, als müßte ich immer so an ihrer Seite bleiben, um sie zu schützen und in ihrem Leid zu trösten. Doch war ich es nicht, der in der That tröstete. Mein Kollege sprach ihr in salbungsreichen Worten zu, während ich schweigend neben ihr einherging. Ich konnte sie nur betrachten und immer wieder betrachten und beobachten, wie jedesmal ihr Schluchzen in meinem Herzen so wiederhallte, daß ich es mit meinen Seufzern begleitete.

Indessen näherten wir uns der Stadt, und mein Kollege wurde mit seinen Troststreden sparsamer und auf=

fallend unruhig und besorgt. Er gehörte, wie gesagt, zu der orthodoxen Richtung und zugleich zu den musterhaftesten Jünglingen der Universität. Es konnte uns irgend ein Prediger unserer Bekanntschaft, ein Professor der Theologie oder die Frau eines dieser Prediger oder dieser Professoren begegnen, in Gesellschaft eines jungen Mädchens — man konnte ihn fragen, wie er in diese Gesellschaft gekommen, — er hätte antworten müssen, daß sie von jenem populären Tanzboden verjagt worden. Er war in Gefahr, seinen guten Ruf zu verlieren, sich bei seinen Beschützern und Meinungsgenossen verdächtig zu machen, und seine Unruhe wuchs in dem Maße, als wir uns der Stadt näherten. Ich aber, vertieft wie ich war in die Betrachtung des schönen, jungen Mädchens, welches, nachdem es sich von seinem Schmerze erholt hatte, plötzlich mit auffallendem Stolze, ja mit großer Würde neben uns einherging, bemerkte nichts von dem Zustande meines Freundes, nichts von den Zeichen, die er mir machte, und verstand auch nicht, was es zu sagen hatte, als er, nach vielen fruchtlosen Bemühungen, die Wendung eines Weges benützend, auf meine Seite herüber schlüpfte und mich am Rocke zu zupfen anfing. Erst nachdem ich neben der schönen Unbekannten schon mehrere Straßen der Stadt durchwandert hatte, fiel es mir auf, daß mein Begleiter verschwunden war.

Ich zerbrach mir über dieses sein Benehmen nicht lange den Kopf, da mein ganzes Gedankenleben mit meiner Schutzbefohlenen beschäftigt war. Je länger ich sie ansah, desto weniger gerechtfertigt erschien mir das rohe Benehmen, dessen Opfer sie gewesen, und wie sie jetzt so stolz, so würdevoll dahinging, sagte ich mir, daß sie aus jener Gesellschaft nur als ein fremdes, hoch über ihr stehendes Element ausgewiesen worden, daß die Gemeinheit sich gegen sie empörte, weil sie neben dieser ihr als ein auffallender Vorwurf und Gegensatz erscheinen mußte. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Mädchen jene Behandlung nicht verdient hatte, und ich fühlte mich gedrängt, ihr mein Vertrauen zu beweisen, indem ich auch nicht mit der geringsten Anspielung nach den Ursachen jener Szene fragte, und ihr in Wort und Geberde die Achtung zu zeigen, die sie mir einflößte. Meinem Freunde war ich für seine Flucht sehr dankbar; denn als die Unbekannte außerhalb der Stadt seine Abwesenheit bemerkte, lächelte sie erst vor sich hin, dann aber wandte sich dieses Lächeln mit dem Ausdruck innigster Dankbarkeit zu mir. Meine Ausdauer, mein Ausharren bei ihr trat mit Hülfe jenes Abfalls sprechender hervor. Dieses Lächeln ermuthigte mich, ein allerdings gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen, das mich aber trotzdem beglückte; denn die schöne Alt=

stimme, wie die gebildete Sprache und Ausdrucksweise thaten mir sehr wohl. Letztere stimmte viel mehr mit ihrer städtischen Kleidung und mit dem Geschmack ihres Anzuges, als mit der Gesellschaft und mit der Oertlichkeit zusammen, von der ich sie kommen sah. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, sie könnte die Tochter höherer gebildeter Stände sein, die sich einmal den Scherz gemacht, sich in eine Gesellschaft der untersten Klassen zu mischen, und die, unbekannt mit den Sitten dieser Klasse, einen Verstoß begangen, der ihr jene Behandlung zugezogen.

Leider dauerte das Gespräch, dessen Anknüpfung mich so viel Muth und Selbstüberwindung gekostet, nicht lange. Auf jenem Hügel, der die Stadt von meinem Dorfe trennt, und den Sie gestern überschreiten mußten, am Rande des Wäldchens, das diesen Hügel krönt, machte sie plötzlich Halt, ergriff meine Hand, drückte sie und dankte mir mit wenigen Worten für den Dienst, den ich ihr geleistet, versicherte, daß sie von da aus ungefährdet ihre Wohnung erreichen könne, und bat mich, mich nicht weiter zu bemühen. Die Plötzlichkeit dieses Abschieds überraschte mich, ich kann wohl sagen, betäubte mich so sehr, daß sie hinter den Bäumen verschwunden war, bevor ich noch wußte, was zu sagen, und bevor ich mit meiner Absicht, sie um ein Wiedersehen zu bitten, im

Reinen war. Ich stand da wie ein Träumender. Ihre Bitte mich nicht weiter zu bemühen, nahm ich als Verbot, ihr zu folgen, und hatte nicht den Muth, soweit in die Baumreihen vorzudringen, daß ich ihr hätte nachsehen können. Als ich es endlich doch that, ohne zu wissen, daß ich ihr nachlief, und jenseits des Wäldchens ankam, sah ich in ein tiefes Thal und über mehrere Hügel und über einzelne zerstreut liegende Hütten, welche bereits in Abendschatten gehüllt waren — aber von dem schönen Mädchen, das mein ganzes Herz mit fortgenommen, war keine Spur mehr zu entdecken.

„Und Tage und Wochen vergingen und sie blieb verschwunden. Hätte ich sie einen oder auch mehrere Tage nach dem ersten Zusammentreffen wieder gesehen, oder hätte ich nur etwas Näheres über sie gewußt, mein Leben wäre auf die gewohnte Weise mit Arbeit und Vergnügen, vielleicht mit erhöhter Thätigkeit und ernsterem Lebensgenusse, aber im Ganzen doch in derselben Weise wie vorher weiter geflossen. Wie aber die Dinge standen, war ich in beständiger Unruhe; natürlich, denn ich war ein Suchender. Ich war, was die Schweizer so bezeichnend mit ‚entwegt' ausdrücken. Sie müssen wissen, daß dieß die erste Liebe war, die ich empfand, und das Geheimnißvolle an meiner unbekannten Geliebten war nur geeignet, die Heftigkeit

eines solchen zum ersten Male auftretenden Gefühles zu steigern. Anstatt der Kirchenväter las ich Gedichte, und anstatt die Kollegien zu besuchen, durchstreifte ich, immer suchend und in jedes weibliche Gesicht sehend, Stadt und Umgegend. Jener Nachmittag schwebte mir bereits in vollendeter Verklärung vor, und es schien mir, als hätte ich in jenen wenigen Stunden und nur damals erfahren, was Glück sei. Es war mir zur Gewohnheit geworden, fortwährend den Lenau'schen Vers vor mich hinzusagen:

‚O Menschenherz was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.'

Dieser Vers konnte mich manchmal zum Weinen bringen, und sein Inhalt erschien mir endlich wie ein trauriges Dogma der Wissenschaft des Lebens.

„In Erinnerung an jene Zeit begreife ich, wie das Unglück, vorzugsweise aber ein vergebliches Streben, den Menschen in Zerstreuungen und endlich in allerlei betäubende Ausschweifungen treiben kann. Ich war nahe daran ein ganz lüderlicher Student zu werden, und diesem Umstande danke ich die Wiederentdeckung meiner Verschwundenen.

„Da ich allen Vergnügungen nachjagte, besuchte

ich auch einen Maskenball, welcher zum Vortheile einer Stiftung zur Unterstützung armer Studirenden von Studirenden selbst im Theater veranstaltet wurde. Natürlich nahmen an diesem Maskenballe alle Fakultäten Theil ebenso wie die angesehensten Einwohner der ganzen Stadt, und die weiten Räume des Theaters waren von maskirten und unmaskirten Gästen überfüllt. Nachdem ich zwei=, dreimal getanzt hatte, überfiel mich mitten in diesem Strudel und Gedränge jene Langeweile, die ich damals so oft empfand, wenn ich mich zur Freude zwingen wollte. Gleichgültig ließ ich mich von der Menge hin= und herdrängen. Es fiel mir nicht ein, auch hier in dieser glänzenden Gesellschaft, welche die Honoratioren der Stadt vereinigte, und in die man nur vermittelst eines hohen Eintrittsgeldes gelangen konnte, nach meiner Unbekannten, die ich von einem ländlichen Tanzboden kommen gesehen, zu suchen, und es kam mir selbst beinahe wie Wahnsinn vor, als ich mir plötzlich sagte: ‚Diese Maske hier vor mir im Kostüme der Maria Stuart ist meine Unbekannte.‘ Die Maria Stuart in dem prachtvollen Sammet= und Atlaßkostüm ging hart vor mir am Arme einer andern ebenfalls in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gekleideten Person einher. Sie sprach nicht, sie bewegte sich kaum, und doch war ich über=

zeugt, daß sie es war. Fragen Sie mich, woran ich sie erkannte? Ich weiß es nicht. Ich sah sie verkleidet und nur von rückwärts, aber ich sagte mir, daß dieser so anmuthsvoll gebogene Nacken und dieser so stolz getragene Kopf nur ihr angehören konnten. Ich drängte mich vor, ich sah ihr in die Augen und war meiner Sache gewiß. Mit Glück bemerkte ich, daß auch sie bei meinem Anblick nicht unangenehm überrascht war, und mit noch größerem Glück, daß sie bereitwillig die Hand ergriff, die ich ihr zum Gruße entgegenstreckte.

„Eine Minute darauf wirbelten wir zusammen im Tanze. Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir sagen, daß auch sie mit mehr als der gewöhnlichen Jugendlust sich diesem Vergnügen hingab. Ich war wie berauscht, und in diesem Rausche gestand ich ihr mit begeisterten Worten, wie glücklich ich mich über dieses Wiederfinden fühlte, und erzählte ihr in vorwurfsvollen und zärtlichen Ausdrücken, wie ich diese ganze Zeit hindurch nach ihrer Spur suchte. Daß ich sie so ohne alle äußeren Anzeichen, unter der Maske, in dem unerwarteten Kostüme auf so unerklärliche Weise wieder erkannte, mußte sie als Beweis annehmen, daß mich eine geheimnißvolle Macht unwiderstehlich zu ihr hinzog.

„Ich will kurz sein. Wir verließen einander nicht mehr. Meine Maria Stuart wies alle Tänzer ab und blieb fortwährend an meiner Seite. Ich schwelgte in Freuden, die jeden Augenblick einen andern Grund hatten. Bald war es die Erfahrung, daß sie gerne in meiner Gesellschaft blieb, bald die andere, daß sie seit jenem Sonntage manchmal meiner gedacht hatte; dann wieder beobachtete ich, mit welcher Frische sie am Leben hing, und dann wieder, wie vielfach ihr Geist gebildet war. Ihr eigenes Kostüm und andere historische Kostüme, die an uns vorüberzogen, gaben zu allerlei Bemerkungen Veranlassung, die eine große Belesenheit verriethen. Auffallend war mir während der ganzen Zeit nur Eines, daß sie, als auch ein Karl I., ein Egmont und eine Marie Antoinette an uns vorübergegangen waren und ich die Bemerkung machte, daß wir uns in einer Gesellschaft von Enthaupteten befänden, plötzlich schweigsam wurde, und es meinerseits einer gewissen Anstrengung bedurfte, um sie einem langen Nachdenken zu entreißen und wieder gesprächig zu machen. Während dieses Nachdenkens, das ich mit meiner Bemerkung verursacht hatte, erhob sie sich auch zu wiederholten Malen, und wollte sie, wie es schien, obwohl mit Widerstreben, mich und den Saal verlassen. Aber ein rauschender Walzer, zu dem ich sie einlud,

und schüchterne Liebesworte, an deren Aufrichtigkeit sie nicht zweifeln konnte, verscheuchten wieder jene Störung. Es war die einzige während dieser ganzen glücklichen Nacht; der Schmerz, daß sie mir trotz aller Bitten ihr Gesicht auch nicht eine Sekunde lang entlarven wollte, wurde reichlich aufgewogen durch das Versprechen, daß ich sie am nächsten Abend an derselben Stelle wiedersehen solle, wo sie mich bei unserer ersten Bekanntschaft verlassen hatte.

„Der Morgen graute schon, als ich überglücklich meiner Wohnung zueilte und dießmal anstatt jenes Verses immer den Namen ‚Pauline' vor mich hinmurmelte. Dieser Name war eigentlich das Einzige, was ich, trotz aller Innigkeit, die sich in dieser Nacht zwischen uns ausbildete, oder vielmehr, die sich vom ersten Augenblicke unseres Wiederfindens zwischen uns einstellte, über sie, von ihr und ihrer Person erfuhr. Aber bei meiner Liebe war alles Andere unbedeutende Nebensache, und ich fühlte Paulinen gegenüber ein so unbegrenztes Vertrauen, daß mir alles Geheimnißvolle, alle Widersprüche und der Umstand, daß sie mir gleich beim zweiten Zusammentreffen ein Rendezvous unter vier Augen gestattete, ohne mir mit einem Worte von Vater und Mutter gesprochen zu haben, nicht die geringste Bedenklichkeit erweckte.

„Sie kennen den sogenannten Poetenweg, der sich unfern der Stadt längs der Hügel, dann am Saume des Waldes dahinschlängelt, und endlich in jene von Buchen und Erlen umschattete, von sanften Abhängen umfriedete Bucht mündet? Diesen Weg wandelte, wallfahrtete ich nun oft, und wahrlich, meine Gedanken auf diesem Wege rechtfertigten seinen Namen, und in jener Bucht landete ich wie in einem glückseligen Golfe. Dort in späten Abendstunden mit und ohne Mondschein verflossen in Gesellschaft Paulinens die schönsten, reinsten und glücklichsten Stunden meines Lebens, so tief glückliche und so reine, daß sie selbst durch die Ungewißheit, in der ich über ihre Verhältnisse, ihre Familie, ihren Familiennamen, ihre Vergangenheit und über alle Ursachen ihres streng bewahrten Inkognitos verblieb, nicht getrübt werden konnten. Pauline bat mich, nicht zu forschen, und ich unterließ es gerne und freute mich, ihr diesen Beweis meines Vertrauens zu geben, weil Vertrauen der beste Beweis der Liebe ist. Sie versicherte mich, daß die Ursachen ihrer Schweigsamkeit trauriger Art seien, und das konnte mich nur betrüben und meine Liebe zu ihr vertiefen. Wie sollte ich auch neugierig sein, da nach Paulinens Versicherung die Lüftung des Schleiers höchstwahrscheinlich der Anfang unserer Trennung wäre. Ich kam mir wie der Ritter

von Lusignan vor, der eine holde Fee im Arme hielt, so lange er nicht neugierig war, und ich beschloß klüger und stärker zu sein als er, um mich durch Neugierde nicht um mein Glück bringen zu lassen. Daß Pauline in einer ausgezeichneten Erziehungsanstalt (einer entfernten Stadt Deutschlands) aufgewachsen, hätte ich mir selbst sagen können, selbst wenn sie es mir nicht erzählt hätte; denn ihr Geist war zu einem ungewöhnlich hohen Grade gebildet, ihr Urtheil fein und unabhängig, ihr Gedächtniß eine Schatzkammer von Wissen. Und so verfloßen unsere Stunden nicht in bloßen Liebeständeleien und Liebesversicherungen, deren wir Beide, wie wir einmal geartet waren, bald hätten müde werden müssen, sondern meist in ernsten, ich darf wohl sagen inhaltsreichen Gesprächen, und das Verhältniß von Lehrer und Schülerin, das sich bald zwischen uns einstellte, machte unsere Verbindung nur noch inniger. Dieses Verhältniß machte mir die Lücken ihrer Bildung und ihres Wissens eben so lieb wie ihr Wissen, denn ich konnte ja etwas für sie thun, ich leistete ihr etwas, und ich hatte das Gefühl, das dem Manne dem Weibe gegenüber so nothwendig ist, ich hatte es wenigstens durch Minuten, daß ich auf gewissem Felde über ihr stand, während ich mich sonst in vielen Beziehungen als tief unter ihr stehend anerkennen mußte.

Meine ganze Vergangenheit schien mir leer, unbedeutend, mein Charakter leicht und eitel neben ihr, die mir den Eindruck machte, als hätte ihre Geschichte ein Schicksal, und ihre Seele den Ernst und die Tiefe, ohne die kein Schicksal zur Einkehr bewogen wird. Alles an ihr war mir theuer und machte mir einen außergewöhnlichen, ja einen großen und geheimnißvollen Eindruck, bis auf Melac, den gewaltigen weißen Hund, der sie zu unseren Zusammenkünften begleitete, zu unseren Füßen lag und uns mit verständnißvollen Augen anblickte. Es war Paulinens einziger Begleiter, oder er kam ihr nach, wenn er zur Zeit, da sie das Haus verließ, mit ihrem Vater über Feld gewesen. Da ich einmal bei solcher Gelegenheit die Besorgniß aussprach, daß ihre Wanderungen und unser Zusammenkunftsort durch den treuen Wächter verrathen werden könnten, erfuhr ich zu meinem Staunen, daß Paulinens Vater um unsere Zusammenkünfte wie um die ganze Geschichte unserer Bekanntschaft wußte. Doch staunte ich nicht lange; ich hatte wie das Fragen und Forschen auch das Verwundern in diesem ganzen Erlebniß vergessen, aufgegeben, und wie ich Pauline jetzt kannte, das reine, starke, auf sich selbst beruhende Mädchen, fand ich das Vertrauen ihres Vaters nur natürlich, und ich gewann den mir unbekannten Mann gewisser-

maßen lieb dafür, daß er sein Kind so beurtheilte, und daß er meiner Geliebten solches Vertrauen schenkte, wie der Geliebte selber.

„Unter diesen Umständen, die ich Ihnen hier nur andeute, konnte unsere Verbindung immer inniger werden; aber äußerlich sich weiter entwickeln, einem Ziele entgegenwachsen konnte sie nicht. Pauline sagte es mir auch zu wiederholten Malen, daß unsere Liebe, unser Glück nur wie ein Gedicht sein könne, das seinen Zweck in sich habe, das sich in seiner eigenen Schönheit genügen müsse, und daß wir an nichts denken dürften, was man gewöhnlich als „Zweck" bezeichnet. Mit welcher Trauer sie das auch aussprach, so versicherte sie doch mit dankbarem Gefühle, daß ihr mehr Glück geworden, als sie in ihrer Lage jemals zu hoffen gewagt hätte. Was mich betraf, so war ich im waltenden Augenblicke so tief befriedigt, fühlte ich mich so reich, daß es mir beinahe an der Kraft gebrach, daß mir nicht mehr die Fähigkeit übrig blieb, an die Zukunft zu denken. Geschah dieß doch zuweilen auf der Rückkehr vom Poetenwege, so tröstete ich mich damit, daß Pauline ein Mädchen von achtzehn Jahren sei, und als solches das Tragische ihrer Lage vielleicht tragischer ansehe, als sie es verdiene. Und dann — war ich nicht ein Mann? War ich nicht dazu da, für sie den

Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen? Wenn sie mir auch ihre Geschichte nicht erzählte, wenn sie sich auch so sehr vor mir verhüllte, daß ich sie des Abends von unserem Plätzchen aus auf ihrem Heimwege nicht zwei Schritte weit in den Wald begleiten durfte, so hatte sie mir doch schon so viel verrathen, daß zwischen uns Beiden das „Vorurtheil“ stehe, daß uns das Vorurtheil auf ewig trenne. Dachte ich an diese Aeußerung, war ich vollends getröstet. Ich fühlte mich ebenso über alles Vorurtheil, wie über allen Aberglauben erhaben. Was konnte es sein? War sie eine Jüdin? Ich wollte mit ihr in ein Land ziehen, wo der Ehe zwischen Christen und Juden kein Hinderniß im Wege steht. Oder ein natürliches Kind? Das machte mich lachen. Oder die Tochter eines Verbrechers? Doppelt theuer sollte mir die unschuldig Leidende sein; ich will gutmachen, was die Ungerechtigkeit der Menschen an ihr verbrochen, und sie mit meinem Leben gegen jede Anspielung vertheidigen.

„Indessen, wie gesagt, dachte ich jetzt wenig an dergleichen. Zur gegebenen Zeit soll mich Pauline kennen lernen und erfahren, was ich für sie auf mich zu nehmen bereit sei. Um aber bald dahin zu gelangen, nahm ich meine unterbrochenen Studien aufs Neue und mit frischem Eifer auf. Mein ganzes Leben,

meine ganze Welt war jetzt auf meine Bücher, die mich dem Ziele näher bringen sollten, und auf jene Abendstunde zusammengedrängt. Der Tag wurde mit Vorbereitungen zum Staatsexamen verbracht, der Abend auf jener Bank, selbst wenn Pauline dahin zu kommen verhindert war. So ging es in holdester und glücklichster Monotonie fort durch viele Wochen.

„Eines Abends, da ich wieder allein auf der Bank am Saume des Waldes saß und vergebens meine Geliebte erwartet hatte, wollte ich mich eben erheben, um in die Stadt zurückzukehren, als ich mich eines sonderbaren Auftrages erinnerte, der mir heute Morgen in einem Briefe meines Vaters zugekommen. Die Schwester des mediatisirten Fürsten, unseres Patronatsherrn, eine alte Jungfrau, die auf dem Schlosse in der Nähe meines Vaters lebte, litt seit vielen Jahren, vielleicht schon ihr Leben lang, an gewissen Krämpfen und Nervenanfällen. Sie hatte bereits alle wissenschaftlichen Sommitäten der medizinischen Welt erschöpft, und war längst bei den Wunderdoktoren, und sympathischen Mitteln angekommen. Sie hatte in den Zeitungen gelesen, daß hier in dieser Stadt in nächster Zeit ein arger Mörder hingerichtet werden solle, und nun wurde mir der Auftrag, ihr um jeden Preis das Hemd des Hingerichteten, das er bei der Hinrichtung am Leibe haben werde,

zu verschaffen. Ein solches Hemd sollte solche Krämpfe, wie sie das alte Fräulein plagten, unfehlbar zu heilen im Stande sein. Da Kleider und Wäsche des Patienten Eigenthum des Scharfrichters werden, so solle ich sobald als möglich mich mit diesem verständigen, um, da sich immer viele Käufer eines solchen Hemdes vorfinden, mir dasselbe auf alle Fälle zu sichern. Mein Vater, der wohl wußte, wie unangenehm mir ein solcher Auftrag sein werde, ersuchte mich in seinem eigenen Namen, jeden Aerger über den Aberglauben und jeden Widerwillen gegen die Unterhandlung mit dem Henker zu überwinden, und mich der Grille der guten, sonst so vortrefflichen, aber jetzt nicht mehr ganz zurechnungsfähigen Dame zu fügen. Diese Vorsicht meines Vaters war höchst überflüssig; die alte Fürstin hatte mir von jeher viel Güte gezeigt, und ich hätte selbst unangenehmere Aufträge für sie übernommen. Ich erinnerte mich also an jenem Abende des Briefes meines Vaters und, da ich nicht sehr ferne von der einsam gelegenen Wohnung des Scharfrichters sein konnte, beschloß ich sogleich an Vollführung meines Auftrages zu gehen, oder wenigstens die Unterhandlungen mit dem Scharfrichter zu beginnen. Man hatte mir, als ich mich in der Stadt nach seiner Wohnung erkundigte, im Allgemeinen die Gegend hinter jener Hügelreihe, an welcher

der Poetenweg hinlief, bezeichnet und meinte, daß ich, dort angekommen, das einsam stehende Haus leicht auffinden werde. So ging ich denn den Poetenweg zurück und in langer Biegung um die Hügel. Ich kam mir auf diesem Wege zum Scharfrichter, wie ich so einsam und bei spätem Abend dahinging, ziemlich romantisch vor, und suchte mich mit Humor in meine Rolle zu finden. Dabei machte ich allerlei philosophische Betrachtungen über die Gegensätze des Lebens, und wie sich trotz aller Grundsätze und Ueberzeugungen in einem Menschenleben die sonderbarsten Widersprüche zusammenfinden können, da ich, der rationalistische Theolog, ein Schüler Schleiermacher's, selbst Hegel's, dahinging, um im Namen eines Aberglaubens mit einem Manne zu unterhandeln, welcher die Personifikation der Todesstrafe war, die ich grundsätzlich und instinktiv verwarf. Ich befand mich also in einer Lage, die weder mit dem Rationalisten, noch mit dem Theologen, noch mit dem Menschen übereinstimmte. Zugleich erinnerte ich mich an die verschiedensten und romantischsten Henker-Gestalten und Geschichten, an Jaques Katch, an Sanson, an den intimen Freund König Wenzel's des Faulen, den dieser König seinen Gevatter nannte; an den Tristan Ludwigs XI.; an den Nachrichter, den die berner Armeen immer in ihrem Ge-

folge mit sich führten, um sich nach der Schlacht, bei ruhigem Gemüthe, noch einige blutige Schauspiele aufführen zu lassen; an das breite Schwert des brentano'schen Henkers, das sich in seinem Schranke unruhig bewegte, als das schöne Annerl an der Seite ihrer Großmutter eintrat, und an viele andere ähnliche Gestalten und Geschichten. Dabei versenkte ich mich so tief in diese Romantik, daß ich unwillkürlich einen ganz in rothes Tuch gekleideten Mann, umgeben von ähnlich gekleideten Knechten, vorzufinden erwartete.

Nach einer Wanderung von ungefähr zwanzig Minuten kam ich in eine ziemlich einsame Gegend, und sah ich im Hintergrunde eines kleines Seitenthales, eine Art von Gehöfte, das sich mit seinen Bäumen und Dächern im Mondscheine ganz deutlich auf einem der Abhänge absilhouettirte. Dahin richtete ich meine Schritte. In der Nähe des Hauses angekommen, glaubte ich nicht ohne Kampf hineingelangen zu können, denn ein ungewöhnlich großer Hund sprang mir mit wildem Gebell entgegen. Ich hielt inne, war aber nicht wenig erstaunt, als der Hund plötzlich seinen wilden Gruß in die zärtlichsten Liebkosungen verwandelte, und ich in ihm unsern treuen Freund und Wächter Melac erkannte. Hat dir deine Herrin zu meinem Nachtheile heute Ferien gegeben, sagte ich, indem ich ihm den Kopf streichelte, und die

benützest du, um die Gegend zu durchstreifen und auf Abenteuer auszugehen? Ich fühlte mich ganz wohl in dieser befreundeten Gesellschaft, und mein Weg zum Henker verlor durch die Gegenwart Melacs für mich den letzten Rest von Unheimlichkeit. Er drückte sich an meine Seite, und so, indem ich ihn fortwährend streichelte, zogen wir, fast hätte ich gesagt Arm in Arm in den Hof ein.

„Der Anblick dieses Hofes erweckte den stärksten Zweifel in mir, ob ich auch recht gegangen. Hier sah es ganz und gar nicht aus, wie ich mir den Aufenthalt eines Scharfrichters vorstellte; hier lachte oder vielmehr lächelte Alles aufs Freundlichste. Das ganze Gehöft, wie es im Mondscheine vor mir lag, schien die Heimath der behaglichsten Gemüthlichkeit; wohin man sich immer wandte, jeder Winkel, jeder einzelne Theil, jede Anordnung sprach von Sauberkeit, sorgfältiger Pflege, ja von Schönheitssinn, obwohl von Luxus und absichtlichem Aufputz nirgends eine Spur war. Das Gebäude, das mir bei meiner Ankunft den Rücken kehrte, und nach Außen nur eine graue, einförmige fensterlose Mauer sehen ließ, war das eigentliche Wohnhaus, und seine dem Hofe zugekehrte Seite zeigte, ganz im Gegensatze zu der äußern, eine Reihe schön eingerahmter Fenster, die im Style des vorigen Jahr-

hunderts mit allerlei vorspringenden Steinmetzarbeiten eingefaßt waren, und zwischen denen an die Wand befestigte Fruchtbäume wie an einem Spalier ihre Zweige bis hinauf an das Dach erstreckten. Diesem Hause gegenüber befanden sich aus Ziegelsteinen aufgeführte Nebengebäude mit vorspringenden Schweizerdächern und allerlei Holzschnitzereien an denselben. Rechts und links zwischen diesen Häusern wurde der Hof auf der einen Seite von einem zum Theil mit Waldbäumen bepflanzten Garten, auf der andern von einem Kohl- und Blumengärtchen geschlossen, welches Letztere durch weiße Staketen mit grünen Spitzen vom Hofe getrennt war. Den Mittelpunkt des Hofes bildete eine Pumpe, welche wie ein Thürmchen hoch in die Luft eine Wetterfahne erhob, und in der Nähe derselben war eine große Hundehütte aufgeführt, in die sich Melac bei meinem Eintritte sogleich begab, aber nur, um sie in demselben Augenblicke wieder zu verlassen, als ob er mir nur hätte zeigen wollen, daß er hier zu Hause war. Ich erschrack vor Freude bei dem Gedanken, daß ich mich in der Heimat meiner Geliebten befand. Der Zufall oder Irrthum hatte mich ja hierher geführt, und ich hatte mir keinen Vorwurf der Neugierde, der Zudringlichkeit oder des Ungehorsams gegen ihre Befehle zu machen. Ja, hier in dieser Idylle mußte sie wohnen, diese

ganze Umgebung, diese sinnige Einsamkeit vervollständigte mir ihr Bild und schloß es ab wie ein Rahmen. Ja, hier mußte sie wohnen, nur sie paßte in diese Welt, und ich hatte meine Schritte anderswo hinzulenken, wenn ich noch heute den Scharfrichter aufsuchen wollte. Ich empfand eine gewisse Genugthuung in dem Gedanken, noch nach Möglichkeit ihrem Willen zu gehorchen und mich rasch wieder von ihrer Wohnung, in die ich nicht eindringen sollte, zu entfernen, und wandte mich in der That, um den Hof sofort wieder zu verlassen. Aber ich mußte über einen Lichtstreifen, der aus einem der Fenster fiel, und im Bereiche dieses Lichtstreifens angekommen war ich wie gebannt. Wenn ich ihm folgte, kam ich an das Fenster, und konnte vielleicht einen Augenblick lang in das theure Gesicht sehen, konnte vielleicht das mir versagte Glück genießen, sie einen Moment in ihrem häuslichen Walten zu beobachten. Die Versuchung war zu groß; ich erlag ihr, und nach drei Schritten stand ich an dem Geländе, das die Bäume an der Wand beschützte, und mich ungefähr eine halbe Elle weit vom Fenster ferne hielt.

„Ein überraschender Anblick bot sich mir dar, ein Anblick der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meister Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in

einem Leinwandkittel einen großen Schleifstein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweste mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, stand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifsteines und drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an seinem äußersten Ende beinahe so breit wie ein Beil war, und sich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Wassertropfen ganze Büschel von Feuerfunken sprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtnng der Stube deutlich sichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr sprachen ein Wort, sie schienen ihr Geschäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte seine Breite mit den Augen, und seine Schärfe mit den Fingerspitzen; manchmal sogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlicheren Nerven zu erkennen. Er schüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald schneller, bald langsamer zu drehen. Tiefe Stille herrschte rings umher, so daß ich das Pfeifen des Steines und manchmal das metallische Summen

des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menschen vom Leben zum Tode bringen sollte. Es war mir eigenthümlich, unsäglich zu Muthe; es war mir, als sähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und starr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberisch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und das kam daher, daß sich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Person genauer zu sehen, welche sich ebenfalls in der Stube befand, und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte, und dessen Kopf von dem Vorhange des Fensters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß sie bei ihrem Geschäfte mit derselben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich sah, das Kleid und die Konturen des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen sah. Ich träumte, ich täuschte mich — der schauerliche Anblick des Schleifens des Richtschwertes, das Bewußtsein, mich beim Henker zu befinden, alles das weckte Hallucinationen, verwirrte mein Gehirn, und hüllte mich in böse Träume, die das

Entfernteste in einander wirrten und das Lieblichste verzerrten. Aber der Henker sprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Person mit dem Leuchter in der Hand beugte sich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — sie war es, es war Pauline!"

*

Möbius brach plötzlich in seiner Erzählung ab und sah mit traurig erstauntem Auge vor sich hin, als ob er die Entdeckung jenes Abends noch einmal machte. Auch ich war keines Wortes mächtig. Diese Lösung überraschte mich. Während der ganzen Erzählung glaubte ich, der unschuldige Studiosus theologiae sei, trotz aller Versicherungen von der Unschuld und Reinheit seiner Geliebten, ein klein wenig mystifizirt worden; nun aber, da ich in seiner jetzigen Frau, die ich kannte, jene Henkerstochter vermuthen mußte, glaubte ich wohl Allem, was er von ihrer Bildung, Schönheit und Würde gesagt hatte — aber ich sah mit einigem Schrecken ein Schicksal heraufziehen. Möbius, nachdem er sich wieder gefaßt, blickte mir prüfend ins Auge und beobachtete mich mit einem gewissen ängstlichen Lauern, was ich etwa sagen möchte, ja, wie er mir später ge-

stand, mit der Besorgniß, ich könnte mich plötzlich erheben und ihm sagen, daß ich genug wisse und nichts mehr zu hören wünschte. Da er aber auf meinem Gesichte den Ausdruck eines Zuschauers im Trauerspiele entdeckte, nahm er seine Erzählung mit Sicherheit wieder auf und fuhr fort:

„Was glauben Sie," fragte er, „welches Gefühl mich vor Allem beherrschte, als ich nach der Himmel weiß wie langem Starren wieder zu mir selber kam? Die Verzweiflung hatte ihren Tribut bereits dahin genommen in der Letargie, in der ich regungs- und gedankenlos durch die Fenster gestarrt hatte. Der Schmerz, die Liebe hatten sich in diesem furchtbaren Momente erschöpft, und als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich kalt bis ans Herz hinan, und die Kraft, mich zu bewegen, zu handeln, überhaupt etwas zu thun, und zu fühlen erhielt ich nur von einer Art von Entrüstung, von der ich selber nicht weiß, ob sie gegen Pauline oder gegen Schicksal und Vorsehung gerichtet war. Mein Fieber hatte mich gänzlich verlassen, und mit unglaublicher Ruhe beschloß ich, meinen Auftrag auszuführen.

„Ich klopfte an, ich trat ein. ‚Karl!' rief Pauline, indem sie die Hände zusammenschlug, um sich in demselben Momente an die Wand zu lehnen, denn ihr schwindelte und sie wußte nicht, was von meinem Kom-

men zu halten, und was von der nächsten Sekunde zu erwarten. Ich selbst stand eine Zeitlang sprachlos da. Während dieser Zeit raffte sich Pauline wieder auf und sagte, zu ihrem Vater gewendet, freilich mit bebender Stimme, aber mit heldenmüthiger Selbstüberwindung: „Herr Kandidat Karl Möbius!"

Ihre Stimme drang mir durchs Herz und ich fühlte jene Kälte wieder daraus entweichen. Nur der Ton dieser Stimme machte es, daß ich ohne alles Zögern in die Hand einschlug, die mir Meister Vogt entgegenstreckte. Ich hörte, wie Pauline in diesem Moment tief Athem holte, aber ich hatte noch nicht den Muth, sie anzusehen. Der Scharfrichter schüttelte meine Hand und drückte mir seinen herzlichsten Dank aus für den Schutz, den ich einmal seiner Tochter angedeihen lassen, für die Gesellschaft, die ich ihr leistete, für alles Gute, das sie gewiß aus diesem Umgange schöpfte, und versicherte mich, daß wir alte Bekannte seien. Er sagte all' das mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der sich jedem andern Sterblichen gleich fühlt, und mit Formen und in einer Ausdrucksweise, die den gebildeten Mann verriethen. Ich antwortete auf alles das mit der Bestellung meines Auftrages. Der Scharfrichter lächelte, wie ein gebildeter Mann über dergleichen zu lächeln pflegt, und versicherte mich,

daß mir das gewünschte Hemd zugestellt werden solle, obwohl es in den letzten Tagen von den verschiedensten Seiten her und aus allen Weltgegenden verlangt worden. Ich aber sollte als Derjenige, dem er Dank schulde, den Vorzug haben. Bei dieser Gelegenheit machte Meister Vogt noch allerlei Bemerkungen über den Aberglauben, über den er in seiner Stellung mehr Erfahrungen machen könne als jeder Andere, und der, wie er versicherte, noch weit mehr verbreitet sei, als sich die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts träumen lasse — und wieder daran knüpfte er mit Beziehung auf die Fürstin, für die das Hemd des Gerichteten bestimmt war, die andere Bemerkung, daß der krasseste Aberglaube im Verhältniß zur Anzahl der Idividuen in den höchsten Ständen weit mehr verbreitet und heimisch sei, als in den niedrigsten Klassen. Meister Vogt sprach so ziemlich lange fort, und setzte mit offenbarem Behagen seine philosophischen Ansichten, die Resultate seiner Beobachtungen und seiner Erfahrungen, auseinander, während ich stehend die Lehne des Stuhles hielt, den er mir hingestellt hatte, wie im Traume zuhörte und immer nach dem Richtschwert blickte, das auf dem Tische lag und zu mir herüberblinzelte. Der Knecht hatte sich entfernt und den Schleifstein fortgetragen. Die Reden des Scharfrichters hatten für mich

das Gute, daß ich mich, während ihre Worte wie todt an meinem Ohre abfielen, bis zu einem gewissen Grade wieder sammeln konnte und mich selbst wieder zu fühlen begann. Aber sobald ich so weit gekommen war, war es mir auch gewissermaßen, als wäre ich ein- für allemal in diese Welt gebannt, und durch den Händedruck, den ich nachträglich deutlicher fühlte, als in dem Momente, indem ich ihn empfangen hatte, dem Scharfrichter verfallen. Ich empfand Mitleid mit mir selber, ich wurde weich und hatte jetzt erst den Muth, meine Augen nach Paulinen zu wenden, die, noch immer traurig vor sich hinblickend, sich an die Wand lehnte, die Arme herabhängen ließ und mich mit liebevollen Augen betrachtete, die Abschied zu nehmen schienen. Ich brachte kein Wort hervor, das ich an Sie hätte richten können, und in der Angst, daß mir doch eines entschlüpfen könnte, das ihr wehe thäte, nahm ich raschen Abschied vom Scharfrichter, und wieder, um seinem zweiten Händedruck zu entgehen, aber auch, um nicht ohne ein Zeichen der Liebe von ihr zu scheiden, streckte ich ihr die Hand entgegen. Sie ergriff sie rasch, hielt sie fest, und trat so mit mir aus der Stube und aus dem Hause. Ich wollte ihr gute Nacht sagen, aber sie schüttelte den Kopf und ging, immer meine Hand haltend, mit mir fort. Sie führte mich einen andern

Weg als den, auf dem ich gekommen war, den Hügel hinauf, durch den Wald, und nach kurzer und schweigsamer Wanderung befanden wir uns zu meiner Ueberraschung vor der Bank auf unserem stillen Plätzchen am Ende des Poetenweges. Wir setzten uns hin, wie wir gestern da gesessen hatten, aber wie anders war es uns heut' zu Muthe! Wie anders sah mir die Welt in demselben Mondschein, in derselben Beleuchtung, von demselben Standpunkte aus!

„Pauline blieb so lange bei mir, als sie sonst zu bleiben pflegte. Sie sah mich oft an, sprach aber kein Wort. Ich hatte hundert Fragen an sie zu richten, und fand nicht für eine einzige den richtigen Ausdruck, um sie nicht zu kränken. So schwiegen wir, bis Pauline sich mit einem Male erhob, mich in ihre Arme schloß, mit unsäglicher Herzlichkeit küßte und sagte: ‚Lebe wohl! Du wirst mich ja doch nicht wieder sehen wollen!'

„Mit diesen Worten lief sie den Hügel hinauf; ich sank schluchzend auf die Bank zurück und drückte das Gesicht in die Hände. Als ich wieder aufsah, stand sie über mir auf dem Hügel und horchte mit vorgebeugtem Leibe nach mir hinunter; dann erhob sie sich und streckte beide Arme hadernd gen Himmel. Ihr Hund heulte in die Nacht hinaus. ‚Ich werde immer

wieder kommen, Karl,' rief sie endlich, ,ich werde immer wieder kommen und hier warten. Immer, immer wieder, bis Du vielleicht nach Jahren zurückkehrst.' Dann lief sie in den Wald zurück.

„Ich kam in jener Nacht nicht ins Bett und nicht ins Haus. Unglückselig irrte ich in der Nacht umher, den Poetenweg herauf und herunter, nach langen Irrwegen immer wieder nach jener Bank zurückkehrend, wo ich so glückliche Stunden verlebt hatte, die nun dahin sein sollten für immer. Zu wiederholten Malen näherte ich mich der Scharfrichterei. Jetzt wollte ich Paulinen wecken, um ihr zu sagen, daß uns nichts in der Welt trennen solle; jetzt hatte ich die Absicht, sie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß sie mir so große Liebe eingeflößt, um mich so elend zu machen. Aber ich floh vor dem Hause immer wieder, wie vor einem Orte des Entsetzens. Der Henker und Alles, was zu ihm gehört, war mir nie in so abstoßender Gestalt erschienen, wie in dieser Nacht. Ich war mir dessen bewußt, daß mich nicht ein Vorurtheil, sondern ein tief begründetes, menschliches Gefühl von Paulinen trennte. Dann vertiefte ich mich wieder in den Seelenzustand Paulinens, vergegenwärtigte mir die Qualen, in denen sie diese Nacht zubringen mußte, und überhaupt die Pein ihres ganzen Daseins, und ich vergaß mein Elend

über dem ihren, und ihr galten die Thränen, die ich weinte, so lange ich weinen konnte. Aber Sie erlassen mir die Schilderung aller der Qualen jener einzigen Nacht. Genug, sie war so reich an Leiden, daß sie unglückliche Jahre hätte ausstatten können mit ihren traurigen Schätzen, an so gewaltigen Leiden, daß ihre Schatten noch helle Glückstage ferner Jahre verdunkeln können. Der Tag fand mich ferne von hier; denn gegen Morgen lief ich verwirrt und wie ein Mensch, der sich ausgestoßen fühlt, als wäre ich ein flüchtiger Verbrecher, ins Land hinaus, die Landstraße und gebahnte Wege meidend, über die Felder hin. Erst die große Ermattung des Leibes und des Geistes brachte mich wieder zur Besinnung; ich schleppte mich in die Stadt und in meine Wohnung zurück, wo ich erst spät am Nachmittage ankam. Meine Hausleute hielten mich für krank und brachten mich ins Bett. Ich sank in einen tiefen, der Erstarrung ähnlichen Schlaf, aus dem ich erst spät gegen Mittag des folgenden Tages erwachte.

„Das war ein Glück; denn damit hatte ich die Stunde der Hinrichtung, den ganzen Lärm, den sie in der Stadt verursachte und alle Pein verschlafen, die ich während dieser Zeit empfunden haben würde. Ich kleidete mich an und ging aus. Ueberall hörte ich vom Ereigniß des Tages, von der Hinrichtung sprechen,

am meisten aber an meinem Mittagstisch, an dem sich über vierzig Studenten aller Fakultäten versammelten. Ein Augenzeuge unter diesen rühmte die Meisterschaft, mit der der Henker sein Amt verrichtete; auf Einen Streich fiel der Kopf, eh' man sich dessen versah. Ich weiß, wer zum Schliffe des Schwertes das Licht gehalten, dachte ich. Ein Mediziner meinte, diese Geschicklichkeit des Meister Vogt komme daher, daß er, wie bekannt, Anatomie studirt habe. Er ist sogar Doctor medicinae, behauptete ein Jurist, dagegen aber protestirten sämmtliche anwesenden Studenten der Medizin und versicherten, das sei nur eine Sage. Man fing dann an, allerlei Geschichten von Meister Vogt zu erzählen, und ein junger Jurist, der bereits bei einem Advokaten arbeitete, versicherte, daß dieser sonderbare Henker sein Amt mit Ueberzeugung und nach Grundsätzen verwalte, er studire jeden Prozeß, in dessen letztem Akte er aufzutreten habe, um sich von der Gerechtigkeit des Richterspruches zu überzeugen. Einmal habe er ein Todesurtheil für ungerecht erklärt und sich geweigert es zu vollstrecken, und in Folge des nothwendigen Aufschubes sei der Verbrecher auch begnadigt worden und zwar mit Recht. Nach dieser Geschichte hieß es, daß Meister Vogt, wie die Sage gehe, eine sehr schöne Tochter habe, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob man des Scharfrich-

ters Tochter lieben könne. In Romanen Ja, in der Wirklichkeit müsse man sich trotz aller Schönheit abgestoßen fühlen, so hieß der Schlußsatz, in dem man sich ohne Diskussion einigte. ‚Ah, bah!' — rief nur Einer, ein Mediziner — ‚wenn sie schön und liebenswürdig ist!' — ‚Du bist ein Cyniker, das ist bekannt!' lautete die Antwort, mit der man den Mediziner abfertigte. — Dann wurde die Todesstrafe verhandelt, ein in jener Zeit überhaupt sehr beliebter Gegenstand der Diskussion. Die Theologen waren für Beibehaltung der Todesstrafe, weil sie in der Bibel geboten sei, die Juristen waren getheilter Meinung, Mediziner und Philosophen sprachen sich entschieden für Abschaffung aus. Das gab lange Verhandlungen und ich hörte mit einer Spannnng zu, als ob eine mich persönlich betreffende Angelegenheit hier verhandelt würde; darum aber war es mir nicht minder peinlich, jetzt diese Verhandlungen wie vorhin die Erzählungen vom Scharfrichter anzuhören, weckte doch jedes Wort nothwendigerweise traurige Gefühle der verschiedensten Art in mir und einen Nachklang alles dessen, was ich in den letzten zwei Tagen durchgemacht hatte. Man mochte meinem Gesichte Manches angesehen haben, und man legte mir dieses, wie mein Schweigen, an das man bei solchen Gelegenheiten nicht gewohnt war, falsch aus, nannte mich übertrieben hu-

man, sentimental, und spottete gutmüthig über einen Menschen, der sich in diesem Augenblicke so unsäglich elend fühlte. Trotzdem hielt ich in der Gesellschaft beinahe den ganzen Nachmittag aus, weil daselbst doch manches Wort gesprochen wurde, das mir wohl that.

„Den Abend verbrachte ich auf meiner Stube, obwohl ich die Gewißheit hatte, daß Pauline auf unserer Bank saß, freilich ohne mich zu erwarten. Es schien mir, daß es gerade darum geboten gewesen wäre, dahin zu gehen, aber ich war fest entschlossen, es wenigstens an dem Tage nicht zu thun, an dem sie mehr als sonst die Tochter des Scharfrichters war, an dem sie vielleicht von dem Schwerte, das sie schleifen half, die letzten Blutflecken abgewischt hatte. Was ich morgen, was ich übermorgen thun werde? — wer wußte es? Ich am allerwenigsten, ich glaubte aber zu wissen, daß es meinem Berufe, meinem Vater und meinem eigenen Leben gegenüber Pflicht sei, selbst auf Kosten meines Glücks und meiner innigsten Gefühle, mich von Paulinen auf immer loszureißen, und mit der Vergangenheit, die mir so viel Glück gegeben hatte, undankbar und charakterstark zu brechen.

„Dieser Gedanke gab mir einige Kraft und in Folge dessen einige Ruhe wieder. Gefaßt, wie ich es seit achtundvierzig Stunden nicht gewesen, ging ich in

meiner Stube auf und nieder, als es schüchtern an meine Thüre klopfte und ich in dem Eintretenden den Knecht erkenne, der den Schleifstein gedreht hatte. Unter dem Arme trug er ein kleines Paket, das er mir im Namen seines Herrn, des Meister Vogt, auf das Höflichste übergab. Es enthalte dieses Paket das verlangte Hemd des Hingerichteten. Er legte es, da ich es anzugreifen zögerte, auf den Tisch und schlich sich wieder, so still als er gekommen war, zur Thüre hinaus. Da sollte ich nun die Nacht in derselben Stube mit dem Geschenke des Henkers, mit dem blutbefleckten Hemde des Hingerichteten, zubringen — morgen es neu verpacken, auf die Post bringen und mich noch eine Stunde so damit beschäftigen. Es war mir, als wäre ich in diese Henkerwelt durch einen Zauber, durch ein Verhängniß gebannt, um nie wieder loszukommen. Es war mir, als müßte ich dieses Verhängniß walten lassen, als wäre jeder Widerstand vergebens. Im Grunde war nur das Eine wahr, daß jeder Widerstand gegen meine Liebe vergeblich war.

„Ich habe es redlich versucht Widerstand zu leisten. Den nächstfolgenden und dann noch den zweiten und dritten Tag verbrachte ich auf meiner Stube, umgeben von Büchern und vom besten Willen beseelt, meine Studien für das letzte Examen aufzunehmen, aber am

Abend des dritten Tages wanderte ich wieder hinaus auf den Poetenweg, und da saß Pauline in der That, wie sie gesagt hatte, und ich schämte mich, daß ich sie alle diese Tage so da hatte sitzen lassen. Sie sprang auf, als sie mich kommen sah und brach dann, auf die Bank zurücksinkend, in Weinen aus. Es war Glück und Freude in diesem Weinen, und der Vorwurf, den es enthielt, war um so heftiger. Sie war die Erste, die zu sprechen anfing, indem sie mir mit flehentlicher Stimme eine Art von Vertrag anbot. Sie wollte mich, so lange ich noch hier in dieser Stadt verweilte, nur von Zeit zur Zeit wiedersehen; ich sollte ihr nur den Rest des alten Glückes gönnen, der noch möglich war, sie besuchen und mit ihr sprechen wie in alter Zeit. Mehr wollte sie nicht, mehr hatte sie nicht erwartet; denn, wenn die Zeit gekommen, werde ich sie verlassen und vergessen, und sie werde so viel des Glückes gekostet haben, als ihr Schicksal gestatte. Ich antwortete darauf, indem ich wie ehemals regelmäßig jeden Abend wiederkehrte und meinen Geist daran gewöhnte, sich rasch abzukehren, sobald sich der Gedanke der Zukunft zuwenden wollte, und so gelang es mir in der That, einen Theil des vergangenen Glückes wieder herzustellen. Ja das neue Verhältniß hatte vor dem frühern sogar Manches voraus, indem sich jetzt das

Wesen Paulinens reicher vor mir entfalten, und indem ich mich ihrer so zu sagen mit mehr Behagen erfreuen konnte — allerdings immer abgesehen von dem Dämon, der seine schwarzen Fittiche über uns ausbreitete und sich manchmal drückend auf unsere Scheitel herabsenkte.

„In dieser zweiten Periode meiner Liebe, da kein Geheimniß mehr zwischen uns war und da ich, bei den häufigen Abwesenheiten des Scharfrichters, oft ganze Stunden sogar in seinem Hause zubrachte, erfuhr ich Manches, was mir den Blick in eine eigenthümliche Welt eröffnete, und Manches, was mir das Geschick Paulinens noch tragischer erscheinen ließ als bisher.

„Meister Johannes Vogt stammte aus einer Familie, in welcher sich das Amt des Scharfrichters seit mehr als zweihundert Jahren von Vater auf Sohn forterbte, und er sah wie ein Adeliger mit Stolz auf die Reihen seiner Ahnen zurück und mit gleichem Stolz auf sein Amt, das er als die letzte Spitze des Rechtes betrachtete, wie er sich selbst als eine wichtige Stütze der menschlichen Gesellschaft ansah. Dieses Alles trotz seiner Bildung, oder vielmehr besser gesagt mit Hülfe seiner Bildung; denn die Sage, welche jener Student erzählt hatte, beruhte auf Wahrheit: Johannes Vogt war von seinem Vater in seiner Jugend in die Ferne nach Leyden geschickt worden, und hatte an dieser Universität

in der That Medizin studirt und den Doktorgrad erworben. Niemand in der Gegend ahnte, welche ausgebreitete ärztliche Praxis er ausübte. Die Kranken, die ihm der Aberglauben zuführte, und die Wundermittel von ihm erwarteten, behandelte er auf eine wissenschaftliche Weise, ohne darum in seinen eigenen, wie in den Augen seiner Tochter den Nimbus eines Zauberers oder Magiers ganz zu verlieren. Vater und Tochter hingen mit der Liebe zweier Ausgestoßenen an einander, zweier Unglücklichen, die dasselbe Schicksal theilen, das sie für ungerecht halten, die einander gegenseitig bedauern und nur einander in der Welt haben. Meister Johannes Vogt benahm sich gegen seine Tochter, wie sich sein Vater gegen ihn benommen hatte. Er schickte sie frühzeitig in ein entferntes, ausgezeichnetes Mädcheninstitut, wo man ihre Herkunft nicht kannte und wo sie bis in ihr achtzehntes Jahr verweilte, und jenes Wissen erwarb, das ich so sehr an ihr bewunderte. Aber dort, wo sie geliebt war, hatte sie auch das Bedürfniß nach Liebe und menschlicher Gesellschaft kennen gelernt, und der Durst nach dem Umgange mit andern Menschen war es, der sie einige Monate nach ihrer Heimkehr, die sie in der Einsamkeit verbrachte, eines Sonntags bewog, sich halb und halb zu verkleiden, sich für ein Dienstmädchen auszugeben und in jenem Tivoli, vor

dem ich sie zum ersten Male gesehen, unter die Menschen zu mischen. Sie wissen, wie sie diesen Versuch büßen mußte. Ein Bauernsohn aus ihrer Nachbarschaft erkannte sie, und man stieß sie mit Hohn und Spott aus der Gesellschaft, die sich durch ihre Gegenwart verunehrt fühlte. Derselbe Durst nach Gesellschaft, zugleich aber auch die Hoffnung mich wieder zu finden war es, der sie nach jenem von Studenten veranstalteten Maskenballe lockte. Das Modell ihres damaligen Maria-Stuart-Kostüms fand ich in der Wohnstube des Scharfrichters, welche mit zahlreichen Bildern, historischen Kompositionen oder Porträts ausgeschmückt war; die sämmtlich berühmte Hinrichtungen oder Hingerichtete darstellten, Notabene nur solche Hingerichtete, die mit dem Beil, dem Fallbeil oder dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden. Auf Hinrichtungen mit Strick und Galgen, sowie auf die Henker, die sich zu dergleichen hergaben, sah Meister Johannes Vogt mit aristokratischer Verachtung herab. Da prangten an den Wänden neben jener genannten Königin die Königinnen Anna Boleyn, Jane Grey, Marie Antoinette, die Könige Karl und Ludwig, dann Monmouth, William Russel, Algernon Sidney, die Girondisten, Madame Roland, Charlotte Corday, Camille Dumoulins, Danton, Padilla, Egmont und Horn, Barneveld, Struensee, Moltke,

Patcul, Sand und viele andere Enthauptete der verschiedensten Länder und Zeiten in bunter Reihe. Ich halte es für nothwendig, Ihnen diese Einzelheiten zu erzählen, weil es mir sonst nicht möglich wäre, Manches an Paulinen zu entschuldigen, was Ihnen unmenschlich oder unweiblich erscheinen müßte. Sie begriff den Abscheu nicht, den die Welt vor dem Henker, vor seinem Amte und vor Allem, was zu ihm gehört, empfindet; ihr galt dieser Abscheu für ein unberechtigtes Vorurtheil, und der Scharfrichter in seiner Stellung für einen Märtyrer dieses Vorurtheils. Auch brauchte sie, wenn sie von dergleichen sprach, immer nur die edelsten Ausdrücke; sie sprach nur vom Hochgericht, und im Französischen gefiel ihr vorzugsweise der Ausdruck: ‚Executeur des hautes oeuvres.' Den Scharfrichter betrachtete sie, wie ihr Vater selbst, als einen Vertreter der Gerechtigkeit, als einen Vorfechter der Gesellschaft und Vertheidiger gegen die Angreifer des sittlichen Zustandes. Ich wünschte, ich könnte es Ihnen begreiflich machen, wie weit sich die Macht der Gewohnheit, des Umganges und des Standes erstreckte. Es ist unglaublich —"

„O," fiel ich hier meinem Freunde Möbius ins Wort, den es offenbar beängstigte, daß er das Wesen und die Ansichten seiner Geliebten nicht hinreichend

erklären und entschuldigen könne — „o, das kenne ich — geben Sie sich keine Mühe — ich habe in dieser Beziehung die merkwürdigsten Erfahrungen gemacht. Im Oriente hatte ich einen Bedienten, einen Dalmatiner, Namens Steffano, der mir die besten und treuesten Dienste leistete, das Ideal eines Bedienten. In den Einsamkeiten jener Reisen werden Herr und Diener vertrauter als in anderen Verhältnissen. So kam es, daß wir ganze Stunden mit einander verplauderten, und eines Abends, da ich ihn nach seiner Geschichte fragte, erzählte er mir dieselbe, und da erfuhr ich, daß ich einen ganz gemeinen Banditen, einen Bravo aus dem Maltesergäßchen zu Galata im Solde hatte, und daß dieser mein Diener fünf Morde auf dem Gewissen, oder vielmehr nur in seiner Vergangenheit hatte. Von diesen Morden, wie sie bestellt, bezahlt und ausgeführt worden, erzählte er mir mit der größten Unbefangenheit, ungefähr wie ein Kaufmann von seinen Geschäften, ein Handwerker von seinen Arbeiten erzählen würde. Der Mann hatte eben seine Jugend im Maltesergäßchen, dem Aufenthalte der verrufensten Bevölkerung Konstantinopels, zugebracht. Aber auch in der gebildeten Welt habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein Kriminalrichter in einer großen deutschen Stadt, den ich kannte, fühlte sich nur dann glücklich,

wenn seine Gefängnisse überfüllt waren. Er betrachtete das Kriminalgebäude ungefähr wie eine alte Jungfer ihren Vogelbauer, und nichts widerstrebte ihm so sehr, als die Freilassung eines Sträflings, der seine Zeit abgesessen hatte, zu unterschreiben. Er erfand dann alle möglichen Vorwände, um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, ja er begab sich manchmal aufs Land, um, da die Freilassung von seiner Unterschrift abhing, die Haft des Unglücklichen um einen oder mehrere Tage zu vermehren. Dieser Mann war ein vortrefflicher Familienvater, ein begeisterter Musik- und zarter Blumenfreund. Bei einem anderen Richter war ich einmal zum Mittagessen. Es war um ein Uhr. Man fragte ihn, was ihn heute im Amte beschäftigt habe? Er konnte sich nicht erinnern, und doch hatte er eine Stunde vorher ein Todesurtheil unterschrieben. Allerdings war der Mann seit mehr als dreißig Jahren Richter. Sie sehen nach diesen Beispielen, denen ich noch andere hinzufügen könnte, ein, daß mich nichts überrascht, was mir von der Macht der Gewohnheit und des Standes des Außerordentlichen gesagt werden kann. Stand und Gewohnheit sind das Klima, das auf Entfaltung, Farbe und Früchte unseres Gemüthes den größten Einfluß hat."

„Sie werden also begreifen," fuhr Möbius fort, „daß Pauline Vieles, das mich mit Entsetzen erfüllte,

das mich abstieß, als natürlich, Manches sogar als ehrwürdig ansah, ohne daß dieser Umstand der Weiblichkeit und Zartheit ihres Wesens irgendwie Eintrag gethan hätte. Und sollte ich, der ich sie liebte, ihr vor ihr selbst, vor ihrer Stellung, in die sie durch die Geburt gebannt war, und vor dem Henker, der ihr Vater war, und an dem sie auf das Kindlichste und mit Verehrung hing, Abscheu einflößen? Hätte ich ihre unglückliche Lage damit nicht noch unglücklicher gemacht? Aber wie klar ich auch erkannte, daß hier nichts zu ändern war, so wurde darum der Abgrund, der zwischen uns klaffte, nicht enger, und wurde der Kampf, den ich in mir kämpfte, nicht friedlicher. Im Gegentheile, je öfter und länger ich Paulinen jetzt sah, je näher ich sie kennen lernte, desto inniger liebte ich sie, und je inniger ich sie liebte und je klarer es mir wurde, wie schwer, ja wie unmöglich mir die Trennung von ihr sein würde, die ich doch für nothwendig hielt, desto klaffender und schmerzlicher wurde der Zwiespalt in mir. Ich hütete mich vor jedem Entschlusse und brachte so meine Tage in zerrüttender Ungewißheit hin, in jener Unbestimmtheit des Wollens und Könnens, die so sehr geeignet ist, den Charakter zu untergraben, Schwächlinge zu machen, und die mit ihrer Angst vor jedem Entschlusse oft größeres Unglück

anstiftet, als es selbst ein positiver verbrecherischer Entschluß vermöchte. Das fühlte ich ganz deutlich, ohne mich nach einer Seite hin aufraffen zu können, und damit empfand ich auch, wie dieser Zustand, indem er alle inneren moralischen Stützen verwittern machte, meine körperliche Gesundheit untergrub. Es war kein Wunder, daß ich mich nach langen Wochen eines solchen inneren Kampfes nur noch mit Mühe zu Paulinen hinausschleppte und daß ich endlich zusammenbrach. Den letzten Stoß versetzte mir die ohne alle Vorbereitung hereinbrechende Nachricht vom Tode meines Vaters.

„Ich weiß nicht, wie meine Krankheit begann, und es ist übrigens auch gleichgültig; ich erfuhr nur später, daß man beim Ausbruch derselben nicht gleich wußte, ob es irgend ein hitziges Fieber oder eine Geisteskrankheit sei. Als ich zum ersten Male nach drei Tagen auf kurze Zeit zur Besinnung kam, erkannte ich wie durch Nebelschleier, in meiner Stube hin- und hergehend und allerlei besorgend, Paulinen. Mein Aussehen hatte ihr während unserer letzten Zusammenkünfte Besorgniß eingeflößt, und als ich endlich ausblieb, eilte sie herbei, überzeugt, mich auf dem Krankenlager zu finden. Meine Hausleute, denen ich ferne stand, sahen sich mit Vergnügen die Mühen der Pflege von ihr abgenommen, die sich für eine entfernte

Verwandte von mir ausgab. Man lächelte zwar über diese Angabe und vermuthete ein zärtlicheres Verhältniß, man nahm sie aber gerne hin, da sie bequem war, und Pauline kümmerte sich um dieses Lächeln am wenigsten. Im Hause war sie von Niemand gekannt, und einer Entdeckung von anderer Seite beugte sie dadurch vor, daß sie alle Besuche des Kranken abweisen ließ.

„Ich erkannte sie zu wiederholten Malen in den lichten Momenten, die mir das Fieber gestattete; ich fühlte mich wohl bei ihrem Anblick, redete sie aber selten an, aus Angst, diese Erscheinung könnte vor einem gesprochenen Worte verschwinden, oder sich als bloße Ausgeburt meiner kranken Phantasie herausstellen. Nach und nach zu mehr dauernder Besinnung kommend, lag ich durch Stunden schweigend da und betrachtete sie, wie sie geduldig und ruhig dasaß, oder auf den Fußspitzen ohne das geringste Geräusch hin- und herging und für mich sorgte, wie es nur die Liebe vermag. So war es bei Tage, so war es lange Nächte hindurch. Aber jeden Abend trat noch eine zweite Person in das Zimmer, warf einen tief über die Stirne herabgedrückten, breitkrämpigen Hut und einen verhüllenden Mantel ab, besprach sich leise mit meiner Krankenwärterin und trat dann an mein Bett, um meinen Puls zu fühlen. Es war der Arzt, zu dem allein Pauline Vertrauen

hatte, den sie gleich zu Anfang meiner Krankheit herbeigerufen, und nach dessen Vorschriften sie mich behandelte, obwohl unter Tages mich noch ein anderer Arzt besuchte. Sie errathen, daß es ihr Vater war. Nachdem ich ihn erkannt und wieder schwachen Nachdenkens fähig war, versetzte mich seine Beihülfe in einige Unruhe; verschwommen, nur halb faßbar tauchten wieder jene Gefühle der Beängstigung in mir auf, die mir schon ehemals geisterhaft und unheimlich zugeflüstert hatten, daß ich diesem Lebenskreise verfallen sei und mich nicht mehr loszuwinden vermöge. Sah ich doch jetzt Niemand mehr um mich, als den Scharfrichter und seine Tochter, in einer Lage, in der man nur von den Personen umgeben zu sein pflegt, die einem am Nächsten stehen und denen man angehört. Aber ich begann, je mehr ich zu Kräften kam, mich dieser Grübeleien beim Anblicke Paulinens, die blaß und erschöpft an meinem Bette saß, zu schämen. Dieser Liebe, dieser Aufopferung gegenüber erschienen mir alle Bedenklichkeiten im höchsten Grade kleinlich, ja erbärmlich. Durch die Abgeschiedenheit, die Krankheit, und in der, ich möchte sagen, abstrakten Existenz in der man sich nach einer schweren Krankheit befindet, fühlte ich mich von der Welt so sehr losgelöst, daß alle Rücksichten auf dieselbe sich beinahe in nichts auflösten.

Ich erfuhr, daß Pauline volle fünf Wochen an meinem Bette gewacht, gesorgt, sich gequält und geängstigt habe. Nun saß sie, glücklich, mich genesen zu sehen, vor meinen Augen, nun konnte ich ihre mütterliche Sorgfalt selbst beobachten, aber auch die tiefen Spuren erkennen, welche Angst, Sorgen und Nachtwachen auf ihrem schönen Gesichte zurückgelassen, und es noch verschönert und veredelt hatten. Mehr als des wiedergewonnenen Lebens freute ich mich dieser wiedergewonnenen Liebe, und mit meinem Körper erstarkte der Entschluß, Paulinen nicht zu verlassen. Doch gebrauche ich einen schlechten Ausdruck, indem ich von einem Entschlusse spreche — dessen bedurfte es jetzt gar nicht mehr, der Wunsch und der Wille, mich mit Paulinen auf ewig zu verbinden und mit ihr zu tragen, was eine solche Verbindung mit sich bringt, machten jetzt nur einen natürlichen Bestandtheil, einen unzertrennlichen meiner Liebe aus, und verstand sich gewissermaßen von selbst. Meine früheren Bedenklichkeiten und Aengstigungen kamen mir feige vor, und ich machte mir Vorwürfe, daß es erst der Krankheit bedurfte, um mich so umzugestalten, und der Aufopferung Paulinens, um meine Liebe bis zu diesem Grade zu steigern.

„Vernehmen sie die Entwickelung in kurzen Worten. Ich erklärte ihr, sie nie verlassen, sie zu meinem Weibe

machen zu wollen, und, kaum hergestellt, ging ich an meine Arbeiten, um die Stelle meines Vaters, die mir offen gehalten wurde, so bald als möglich anzutreten. Meister Vogt schwur, sich zum Glücke seiner Tochter von ihr so ferne als möglich zu halten; mit Thränen in den Augen sagte er sich gewissermaßen los von ihr, damit sie, die künftige Frau des Predigers, aufhöre, die Tochter des Henkers zu sein. Nie wollte er die Schwelle des Hauses betreten, das sein einziges und geliebtes Kind bewohnte, niemals sie in Gegenwart eines Dritten auch nur kennen, und er zwang sie zu dem Versprechen, demgemäß ihr Leben und ihr Verhältniß zu ihm einzurichten. Ein Universitätsfreund, der bereits eine Pfarre einige Meilen von hier inne hatte, sah mir zu Gefallen über mancherlei Förmlichkeiten hin, glaubte einem kleinen Romane, den ich ihm erzählte, und traute uns in der Stille seiner Dorfkirche vor zwei Zeugen, die er selber geladen, und in Abwesenheit des Vaters der Braut. Mein Staatsexamen war gemacht, das Vikariatsjahr wurde mir erlassen, und ich kündigte meinem Patronatsherrn und meinen Pfarrkindern meine Ankunft an, zugleich die Ankunft meiner Frau, einer geborenen Vogt, Tochter eines Doktors der Medizin. Sie wissen, daß der Name Vogt in diesem Lande wie in den benachbarten Provinzen

sehr verbreitet ist; ich konnte es wagen, den Familiennamen meiner Frau zu verrathen und wenigstens in dieser Beziehung wahr zu sein. Einmal getraut und ganz im Besitze dieses geliebten Weibes, fielen die letzten Bedenklichkeiten wie Zunder oder Spinneweben von meiner Seele, und kam es mir in der That vor, als wäre es nur ein leeres Vorurtheil gewesen, das mich so lange ängstigte und unglücklich machte. Jetzt war ich glücklich.

*

„In der alten, geliebten Umgebung, in dem Wirkungskreise meines Vaters, dessen humaner und milder Geist mich umschwebte, an den ich durch jedes Buch, jedes Bild, durch den ganzen Hausrath erinnert wurde; in dem Hause, das eine ganze Reihe meiner Voreltern bewohnt hatte, fühlte ich mich mit meiner Frau so heimisch, so eingewurzelt, daß es mir war, als könnte ich eben so wenig wie meine Voreltern dieser Heimath wieder entrissen werden, trotzdem mein Schicksal so verschieden war von jenen ruhigen und wohlgeordneten Existenzen. Meine Frau gefiel allgemein, und wurde in allen Familien, denen ich sie pflichtgemäß vorstellen mußte, auf das Freundlichste empfangen. Indessen begnügte ich mich mit diesen

vorgeschriebenen Vorstellungen und mit einigen ebenso nothwendigen Besuchen und Gegenbesuchen, und wir zogen uns bald von der Gesellschaft zurück. Meiner Frau schien es hinterlistig, sich bei Leuten einzuführen, von denen sie wußte, daß sie sie bei näherer Kenntniß ihrer Herkunft von sich stoßen würden: die wenn sie je erführen, daß sie mit einer Scharfrichterstochter umgegangen, sich selbst verabscheuen würden. Außerdem empfand sie jetzt in ihrem häuslichen Glücke nicht mehr jenen Durst nach Gesellschaft, der sie ehemaals auf den Tanzboden gelockt hatte. Dazu kamen bald schöne Familienhoffnungen und von Anfang an sehr strebsame Studien unter meiner Anleitung, welche mir die größten Freuden bereiteten, und Paulinens Geist und Gemüth in wahrhaft erstaunlich schneller Weise weiter bildeten. Ich hatte bald eine Gefährtin an ihr, die selbst in den ernstesten Fächern mehr meine Studiengenossin als meine Schülerin war, und endlich hatten wir die Musik, eine mir ebenso wie Paulinen geliebte und vertraute Freundin, und — mehr als alles dieses, unser erstes Kind, einen Knaben, jenen kleinen Virtuosen, den Sie in meinem Hause belauscht haben. Er hat wohl schon im Mutterleibe die Liebe zur Kunst eingesogen, während seine Mutter, als sie ihn unter dem Herzen trug, mit seinem Vater Mozart's und Beethoven's Sonaten für

Violine und Klavier ausführte. Wir waren glücklich, so glücklich, als sich ein Idyllendichter ein Pfarrerleben denken kann, so glücklich, wie Pfarrer selten sind. Allerdings nahm man uns unsere Zurückgezogenheit übel; meine Frau machte keine Besuche und keine Einladungen, sie nahm nicht Theil an den beliebten Kaffeegesellschaften, auch nicht an den Lesezirkeln einiger ästhetisirenden Frauen, zu denen man sie eingeladen hatte, als man uns zufälliger Weise, einmal in unserem Garten bei der Lektüre der göttlichen Komödie belauscht hatte. Die Frau Pfarrerin wollte also eine Ausnahme machen, und eine Ausnahme von der Regel ist in unseren deutschen Städten ein großes Verbrechen, und ein noch größeres Verbrechen ist es, sich für besser oder gebildeter zu halten als die Honoratioren der Stadt, und dieses mußte wohl bei meiner Frau der Fall sein. Sie hätte sich ja sonst eine Ehre daraus machen müssen, in jene Gesellschaften und Zirkel geladen zu werden, und jene Damen bei sich zu sehen. Die Stimmung und öffentliche Meinung werden in einer kleinen Stadt von den Frauen gemacht; sie waren uns also um so weniger günstig, als Pauline in der That die schönste Frau der Stadt war, obwohl man sonst zugeben mußte, daß sie in ihrem Bereiche, z. B. im Armenwesen und als Aufseherin der Mädchenschule,

ihre Pflichten als Pfarrerin auf das Glänzendste erfüllte, und daß sie auf den Feldern der Wirksamkeit, welche die Ueberlieferung den Pfarrerinnen anwies, weit mehr und Besseres leistete, als man gerechter Weise verlangen durfte. Mit einem Worte: sie war im höchsten Grade geachtet, dem Neid und der Verleumdung unzugänglich, aber sie war wenig beliebt. Darum wurde die Entdeckung, daß sie von niederer Herkunft sei, mit wahrem Jubel begrüßt. Diese Entdeckung wurde bei Gelegenheit einer Art von Synode gemacht, zu welcher sich die Pfarrer des ganzen Kreises versammelten. Jener Theologe, mit dem ich jenen Sonntag, an welchem ich Pauline kennen gelernt, wandernd und disputirend verbrachte, war jetzt auch Pfarrer in unserem Lande und gehörte mit zu den zur Synode Versammelten. Er besuchte mich, seinen alten Universitätsfreund, und erkannte in meiner Frau jenes aus dem Tivoli ausgestoßene Mädchen, an dessen Seite er nicht die Stadt zu durchwandern wagte. Er gehörte, wie ich Ihnen schon sagte, der orthodoxen Richtung an, und war, seitdem er auf seiner Pfarre saß, noch orthodoxer geworden. Ich war gezwungen, ihm bei der Versammlung Opposition, und manche seiner, sich auf Teufel und Hölle beziehenden Anträge zu nichte zu machen. Er war gereizt, und am Abend desselben

Tages wußten sämmtliche Predigersfrauen und ihre Freundinnen, daß ich meine Frau kennen gelernt, als sie vom Tanzboden der Dienst- und Nähmädchen der Universitätsstadt gewiesen worden. Der Lärm, der sich erhob, war groß; der vermeintliche Stolz, den meine Frau gezeigt haben sollte, erfüllte die Gemüther nachträglich mit noch größerer Entrüstung als vorher. Man zeigte ihr von da an, wie hoch man über ihr stand. Aber was bedeutete uns das? Wir wußten ja, daß wir sozial noch viel tiefer standen, als die Stadt nur im Entferntesten ahnte! Wir konnten reden lassen, so lange unsere Häuslichkeit unangetastet und so lange unser wahres Geheimniß unenthüllt blieb. Pauline war bestimmt selbst den Schleier zu lüften, oder vielmehr wegzureißen.

„Von ihrem Vater bekamen wir nur selten Nachrichten; die Bedingungen, die er sich selber auferlegt hatte, erfüllte er mit wahrhaft heldenmüthiger Gewissenhaftigkeit. Er widerstand den Einladungen seiner einzigen Tochter, sie einmal, wenn auch nur auf eine Stunde, geheim zu besuchen, und ihren Bitten, ihn einmal besuchen zu dürfen. Sie sollte mit der Gefahr nicht spielen, sie sollte um ihres Glückes willen ihn gänzlich aufgeben, sie sollte ihn, er beschwor sie darum, verleugnen, denn nur so sei die Möglichkeit gegeben,

daß sie, die von so wenigen Menschen gekannt war, unerkannt als Tochter des Henkers ihr Leben vollende. Je mehr Aufopferung und Liebe er ihr so bewies — (in der That die größte Aufopferung, da er auf der weiten Welt Niemand hatte, und noch weniger besaß zur Befriedigung menschlich-gemüthlicher Bedürfnisse als irgend ein Einsamer) — desto größer wurde die Sehnsucht Paulinens nach ihrem Vater. Sie unterdrückte sie aus Rücksicht für mich, aber die Qual, die Sorge um den fernen, einsamen alten Mann wurde darum nicht geringer.

Da — es war im zweiten Jahr unserer Ehe — wurde in unserer Gegend ein Mord begangen, ein ganz gemeiner Raubmord. Der Thäter wurde ergriffen, die Sache war sehr klar, der Prozeß kurz, und der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Er sollte in unserer Stadt hingerichtet werden, und unsere Stadt gehörte mit zum Scharfrichtergebiete meines Schwiegervaters. Er mußte nun zu uns kommen, und zwar in seinem schauerlichen Amte. Ich bebte der Zeit entgegen; Pauline vergaß das blutige Amt ihres Vaters, die traurige Veranlassung, und jubelte. Zum ersten Male seit zwei Jahren wurde ich wieder an das blutige Gespenst erinnert, das zwischen uns stand; fühlte ich mich von ihrer Fühllosigkeit dem Amte ihres Vaters gegenüber wieder beleidigt,

wieder in diese Welt versetzt, in die ich mich so sehr einzutreten sträubte, und wieder hinein gebannt. Ich sagte mir, daß Pauline, da sie ein Kind hatte, jetzt anders fühlen, diese Dinge anders betrachten müßte. Ich dachte mit Schauer daran, daß sie an demselben Tage den Henker, der eben sein Amt verrichtet, umarmen und mein Kind küssen werde.

„Es war mir noch Anderes aufbewahrt. Nach alter Sitte traf die Pflicht, den armen Sünder auf den Tod vorzubereiten und auf den Richtplatz zu begleiten, die drei Pfarrer der Stadt der Reihe nach, einen nach dem andern. Zwei Tage vor der Hinrichtung überraschte mich die Mittheilung, daß die Reihe an mir sei. Schwiegervater und Schwiegersohn sollten sich also auf dem Richtplatze wiedersehen! Wahrlich, ich war nicht in der Stimmung, einem solchen Unglücklichen Trost zuzusprechen, als ich mich, auf jene Mittheilung hin, ins Gefängniß begab. Alle Möglichkeiten schwebten mir vor, und beinahe die Gewißheit, daß diese Zusammenkunft Verrath meines Geheimnisses und Zertrümmerung meines Glückes herbeiführen werde.

„Am zweiten Tage Abends traf ich meinen Schwiegervater vor dem Gefängnisse. Er benahm sich musterhaft. Er grüßte mich achtungsvoll, hielt sich aber so ferne von mir, daß keiner der anwesenden Beamten

unser Bekanntsein ahnen konnte. Es kommt vor, daß der Scharfrichter sich mit dem Prediger zu besprechen wünscht, und dieß benützte Meister Vogt, ließ mich durch einen der Beamten um eine Unterredung bitten, und folgte mir dann in einen Winkel des Gefängnißhofes.

„‚Ich wollte nur wissen, wie es euch gehe,‘ sagte er traurig — ‚was macht Pauline und ihr Kindchen?‘

„‚Sie werden uns besuchen,‘ sagte ich leise, ‚heute Abend könnten Sie kommen. Ich habe es Paulinen versprochen, Sie darum zu bitten — sie sehnt sich nach Ihnen — sie würde es nicht verschmerzen, Sie nicht gesehen zu haben.‘

„Der Scharfrichter schüttelte den Kopf in so betrübter Weise, daß mir beinahe die Thränen in die Augen traten. ‚Nein, lieber Möbius,‘ sagte er mit fester Stimme, ‚ich werde nicht zu Ihnen kommen, ich werde halten, was ich mir versprochen habe. Spielen Sie nicht mit der Gefahr. Die unbedeutendste Kleinigkeit kann einen Anhaltspunkt zur Entdeckung bieten. Grüßen Sie mir Pauline, und trösten Sie sie. Ich bin fest entschlossen, Ihre Schwelle nicht zu überschreiten, und mir das Glück, sie zu sehen, zu versagen.‘

„Ich bestellte Paulinen seine Botschaft. Sie gerieth außer sich, sie machte mir Vorwürfe, daß ich ihm

nicht genug zugeredet, und brachte die halbe Nacht mit Weinen zu. Als ich mich gegen Morgengrauen erhob, um meine traurige Pflicht zu erfüllen, fand ich sie in fieberhafter Aufregung. Sie trug mir die heißesten Grüße an ihren Vater auf und beneidete mich, daß ich so sehr in seine Nähe komme. Wahrlich, ich war darum nicht zu beneiden. War mir das Handwerk meines Schwiegervaters von jeher verabscheuungswürdig, wie mußte es mir erst jetzt werden, da ich es in der Ausübung sehen sollte. Es war schon genug, daß ich den armen Sünder auf das Gerüste begleiten, und zum ersten Mal in meinem Leben den unmenschlichen Akt mit eigenen Augen ansehen sollte. Meine Pflicht gebot mir, den Unglücklichen bis zum allerletzten Augenblicke nicht zu verlassen, ihm noch zuzureden, wenn schon das Schwert nach seinem Nacken fährt.

„Während ich auf dem Karren an der Seite des Delinquenten auf den Richtplatz fuhr, mußte ich, trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, trotzdem ich mich mit Grauen in seinen Zustand versetzte, trotzdem mich die lebende Todesangst in seinem Gesichte beinahe ansteckte und mit gleicher Angst erfüllte — trotz all' dem mußte ich manchmal denken: „Was würde diese versammelte Menge sagen, wenn sie wüßte, daß diese zwei Männer, die auf dem Blutgerüste ihr Amt

verrichten, daß Prediger und Henker Eidam und Schwiegervater sind. Dieser Gedanke trat allerdings in den Hintergrund, als ich wirklich neben meinem Schwiegervater auf dem Gerüste stand, und der Verurtheilte mich bat, ihm ein Gebet vorzusagen. Ich that es mit Inbrunst, während mein Schwiegervater hinter mir stand, und das Schwert in der Hand die Menge betrachtete. Plötzlich fühlte ich meine Schulter leise berührt — ich glaubte, er wolle mich mahnen, kurz zu sein, aber er neigte sich zu mir herab und flüsterte mir ins Ohr: ‚Ich sehe Paulinen!‘ Er sagte das mit einem glücklichen Ausdrucke im Gesichte, der am allerwenigsten zu dem Momente paßte — aber er schien auch den Moment und sein Amt ganz vergessen zu haben. Er starrte immer vor sich hin in die Menge hinein, nach einem Punkte, und ich Unglückseliger war es, der ihn wieder zu sich bringen mußte. Er streckte sich, schob mich zur Seite und trat vor. Aber er zitterte am ganzen Leibe und machte eine Bewegung mit dem Kopfe und mit den Augen, die mir verrieth, daß es vor seinen Augen schwamm. Trotzdem schwang er das Schwert und that, was seines Amtes, aber er that es schlecht. —

„Erlauben Sie mir, daß ich über eine greuliche, blutige Szene rasch hinweggehe — ich will Ihnen ja

keine Hinrichtungsgeschichte erzählen. Erlassen Sie mir die Beschreibung des Schrecklichen, des nächster Zeuge ich gewesen. Meister Vogt kam mit seiner Verrichtung nicht zu Ende, das Volk wurde wüthend, ein Hagel von Steinen flog gegen das Gerüst, und den Steinen folgte rasch die Masse, welche die Treppe heraufstürmte. Ich war eben daran, mich vor den Scharfrichter hinzustellen, um ihn mit meinem Leibe zu schützen, als die Masse dem Andrängen einer Frau weichen mußte, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft das Gedränge theilte, die Treppe herauf eilte und sich wie ein Schild auf den bedrohten Scharfrichter warf. Es war Pauline. Sie umklammerte ihren Vater, nannte ihn, der allerdings in der höchsten Lebensgefahr schwebte, mit den zärtlichsten Namen, und wandte sich dann rasch gegen einige Leute aus dem Volke, die ihn bereits an Armen und Beinen gefaßt hatten, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: ‚Es ist mein Vater!‘ Ein Schrei der Ueberraschung ging durch die Menge, in welcher unzählige der Zuschauer meine Frau kannten. Die nächsten Anstürmer wichen zurück, und die Soldaten, die sich hatten zurückdrängen lassen, konnten wieder das Gerüst umgeben. Der gedeckte Wagen des Scharfrichters, beschützt von reitender Gendarmerie, näherte sich, und von Paulinen an der Hand gefaßt,

stieg der Scharfrichter mit ihr und mir in den geschlossenen Raum, und wir flogen davon und verbargen uns hinter den Mauern des festungsartigen Gefängnißgebäudes."

*

Nach einigem Schweigen fuhr Möbius fort: „Den Rest können Sie sich wohl selber erzählen. Es ist natürlich, daß die Gemeinde nicht eine Henkerstochter zur Pfarrerin haben wollte. Ich machte nur einen Versuch: ich ging nächsten Sonntag in meine Kirche und fand sie leer. Ich kehrte in mein Haus zurück und schrieb mein Entlassungsgesuch. In der Nacht darauf verließ ich mit Weib und Kind, und zwar, um so unbemerkt als möglich fortzukommen, die Stadt zu Fuße. Wir erwarteten den Morgen in einem Dorfe der Umgegend, mietheten dann einen Wagen, und fuhren hierher in diese Stadt. Unsere Habseligkeiten ließen wir nachfolgen. Die Geschichte hatte großes Aufsehen gemacht, und fand ihren lautesten Wiederhall gerade hier in der Heimat des Scharfrichters und Paulinens. Es war uns unmöglich, in der Stadt selbst eine Wohnung zu finden, und ich war gezwungen, das kleine Haus zu beziehen, das meinem Schwiegervater gehört, das beinahe so einsam liegt wie eine Scharf-

richterwohnung, und in dem Sie mich gestern entdeckt haben. Es ist diese Wohnung bisher das Einzige, was ich von meinem Schwiegervater angenommen habe. Trotz allem Elend, in das ich versank, konnte ich mich nicht überwinden, mich mit Geldern nähren zu lassen, die zum Theil Hinrichtungshonorare sind. Mein Schwiegervater ist übrigens nicht so wohlhabend, als man nach der Gemächlichkeit seiner Wohnung glauben könnte. Den größten Theil seines angeerbten Vermögens verwandte er auf die Erziehung seiner Tochter. Den Aberglauben, eine große Quelle der Einkünfte für andere Scharfrichter, beutete er nicht aus, und seine ärztliche Praxis, die zum großen Theil eine Armenpraxis war, kostete ihn mehr als sie ihm einbrachte. Dieser Henker war nämlich der Wohlthäter vieler Kranken und Armen, mit denen ihn seine Praxis in Berührung brachte.

„Ich wollte mich anfangs als Lehrer und Stundengeber ernähren — aber die Eltern scheuten sich, ihre Kinder dem Eidam des Scharfrichters anzuvertrauen. Ich klage Niemand an; in gleichem Falle hätte ich dieselben Bedenken gehabt. Kurz, ich versank in Mangel und Elend, aus denen ich mich nun seit Jahren nicht herauszuarbeiten vermag. Ich wäre längst verfallen und versunken, wenn nicht eine Frau an meiner Seite

stünde, die mich mit ihrer Stärke noch Härteres ertragen lehrte. Sie, lieber Freund, haben mir auf einige Zeit aus der Noth geholfen, aber glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner jetzigen Stellung mit Sicherheit der Zukunft entgegensehe. Ich weiß es aus jahrelanger Erfahrung, daß der geringste Vorwand, ein scheinbarer Grund zur Unzufriedenheit hinreichen werden, um sich des Eidams des Scharfrichters wieder zu entledigen. Doch ich wollte nicht klagen, ich wollte Ihnen nur meine Geschichte erzählen, damit Sie wissen, ob Sie das Haus der Ausgestoßenen, das Sie zufällig entdeckt, wieder aufsuchen wollen; ob Sie es vermögen, sich an unseren Tisch zu setzen, meine Kinder zu küssen, und sich nicht zu entsetzen, wenn zufällig der Vater der Hausfrau eintritt."

*

Um nachdrücklich zu antworten, wanderte ich schon am nächsten Tage nach dem stillen, friedlichen Hause hinaus. Und ich kam oft und verbrachte daselbst schöne Stunden in Gesellschaft dieser gebildeten und mit den Künsten und Wissenschaften vertrauten Familie. Doch dauerte dieser Umgang nicht lange; Manches, was ich in dieser Universitätsstadt gewollt, war erreicht, Anderes verfehlt, und ich ergriff den Wanderstab, den ich durch viele Jahre nicht wieder aus der Hand legen sollte.

Ich durchreiste die meisten Länder Europa's und einen Theil Asiens, neue Eindrücke verdrängten die alten, und neue Freundschaften ließen mich alte Bekanntschaften vergessen. Es waren seit jener Nacht, in welcher mir Möbius seine Geschichte erzählt hatte, nahe an fünfzehn Jahre vergangen, als ich eines Tages auf dem Markte von Baucaire in Languedoc unter den großen Platanen, welche die glänzendsten und größten Meßbuden beschatten, von den Tönen einer Musik angezogen wurde, die ich sogleich als deutsche Musik erkannte, und die nichts mit dem gewohnten Musiklärm der Märkte und Messen gemein hatte. Ich näherte mich und sah unter der großen Platane einen älteren Mann, der mit vielem Ausdruck die Violine spielte und dabei von zwei Jünglingen, deren jüngster wohl sechzehn Jahre alt sein mochte, auf einer zweiten Violine und der Bratsche begleitet wurde. Ich wollte nur hören, aber bald wurde meine Aufmerksamkeit durch das Gesicht des Alten so sehr in Anspruch genommen, daß ich von der Musik nichts mehr vernahm. Ich erkannte hinter dem beinahe ganz grauen Barte meinen alten Karl Möbius. Eine Viertelstunde darauf saßen wir in einer Herberge zusammen, in welcher Sabine unsere Gesellschaft vergrößerte. Ich erfuhr, daß der älteste Sohn, jener Knabe, den ich damals im

Garten belauscht hatte, sich zu einem bedeutenden Künstler herangebildet, daß er vor drei Jahren auf Reisen gegangen, und daß er endlich in Barcellona eine angenehme und dauernde Stellung gefunden habe. Er lud die Seinen ein, ihm zu folgen, und die Heimat zu verlassen, wo sie noch immer die Ausgestoßenen waren. Die Eltern überlegten es sich nicht lange und folgten dem Rufe ihres lieben Sohnes; die Kosten der weiten Reise wurden mit Hülfe der Violinen herausgeschlagen, indem Vater und Söhne als fahrende Musikanten dahinzogen, und sich bei dieser Gelegenheit die Welt im Einzelnen ansahen.

Ein Jahr darauf sah ich die Familie wieder im Theater zu Barcellona, wo der älteste Sohn im Orchester den Kapellmeisterstab wie einen Szepter schwang, und der Vater und die zwei jüngeren Brüder als seine Untergebenen diesem Szepter gehorchten. Sämmtliche Möbius gehörten zu den beliebtesten Musiklehrern der Stadt.

Rostet nicht.

Die Laufbahn meines Vaters war, so weit sie vom eigenen Können und Wollen und von den Beziehungen zu anderen Menschen abhing, eine glückliche gewesen; er gehörte in seinen alten Tagen zu den geachtetsten und geliebtesten, wenn auch nicht zu den berühmtesten Mitgliedern der Universität; daß ihn die neue Wissenschaft überflügelte, darüber tröstete er sich leicht, denn ihr Triumph stand ihm höher als sein Ehrgeiz, und ich, sein einziger Sohn, gehörte ja mit zu der jungen Generation, welche die seinige in den Hindergrund drängte. Es freute ihn, daß der Anfang meiner Laufbahn mit der seinigen so viel Aehnlichkeit hatte; er nahm das als ein Vorzeichen, daß ich so glücklich sein werde, wie er es gewesen. Ich hatte eben meine Studien vollendet an derselben Universität, an der er seine Jugend verbracht und an der er als

Professor der Geschichte und der Staatswissenschaften angestellt war, fühlte mich aber noch zu jung und mein Wissen zu lückenhaft, um mich sogleich zu habilitiren. Ich sollte eine Hauslehrerstelle antreten, die mir durch einige Jahre Muße genug zu fernerer Ausbildung gewähre und Geld genug einbringe, um dann, vor Rückkehr auf die Universität, noch einige Reisen machen zu können. Gerade so war es bei meinem Vater gewesen, als er sich in meinem Alter befand, und um die Aehnlichkeit unseres Jugendlebens möglichst weit zu treiben, richtete es der Zufall so ein, daß ich in derselben Gegend Thüringens eine Hauslehrerstelle fand, in welcher mein Vater in gleicher Eigenschaft drei Jahre seiner Jugend verlebt, und die nun halb und halb zu meiner Heimat gehörte, da er dort seine Frau, meine Mutter, gefunden. „Bringe Dir eine Aehnliche mit," sagte er gerührt, als es beschlossen war, daß ich dahin abgehen solle, „aber," fügte er mit der Andacht eines Segensspruches hinzu, „möge sie an Deiner Seite länger verweilen, als das Schicksal Deiner Mutter bei mir zu verweilen gestattete."

Ich sollte zu Michaelis abgehen, aber ich erhielt im Herbste einen Brief des Gutsbesitzers, der mein Brodherr werden sollte, in welchem mich dieser bat, meine Abreise bis zu Ostern zu verschieben, da er, wegen

der schwachen Gesundheit seiner Frau, eine Reise nach dem Süden und seine ganze Familie mitzunehmen vorhabe. Es machte mir nicht den geringsten Verdruß, einige Monate länger bei meinem Vater und bei meinen Freunden bleiben zu können, und bis auf den heutigen Tag segne ich den Umstand, der mich zu Hause zurückgehalten, denn ihm danke ich es, daß ich bei meinem guten Vater bis zu seinem letzten Momente ausharren und ihm die Augen zudrücken konnte. Wenige Wochen später schloß ich das Häuschen, das mir gehörte, ließ alles darinnen so stehen und liegen, wie es mein Vater verlassen hatte, um mir für die Zukunft das Glück zu wahren, in liebe, erinnerungsvolle, alte Umgebungen zurückzukehren, da ich nicht mehr in liebende Arme zurückkehren konnte, und wanderte nun getrost mit dem gemischten Gefühle der Melancholie, welche der herbe Verlust in mir hinterlassen, und des heiteren Jugendmuthes meinem Bestimmungsorte und meiner Zukunft entgegen. Wie in mir war es überall auf meinen Wegen in der Natur: überall noch die Spuren des Winters und schon die Vorboten des Frühlings, — kühle Lüfte durch die warmen Sonnenstrahlen dringend, — Nebel und Dünste vom Ostergolde verklärt, — kahle Bäume mit Knospen und treibendem Grün an den Spitzen der Zweige und Aeste,

— Vogelgesang über noch schwarzen Schollen der Felder. Alles stimmte mit mir, mit Allem stimmte mein Gemüth, und in wohlthuender, ruhiger Harmonie kam ich nach achttägiger Reise in der Stadt an, in deren Nähe das Schloß lag, in welchem ich meine Hofmeister-Funktionen beginnen sollte. Manches Haus, mancher Hügel, hundert verschiedene Gegenstände erinnerten hier an die Erzählungen meines Vaters und an ihn selber; jedes seiner Worte kam mir aufs Lebhafteste in die Erinnerung, und es war mir eine Herzensangelegenheit, seinen Spuren zu folgen, und jeder seiner Anweisungen zu gehorchen. Ich suchte das Gasthaus auf, in welchem er abgestiegen war, und nachdem ich die Stadt durchwandert und mir beim Anblick der Häuser und Straßen seine Erzählungen vor den dazu gehörigen Dekorationen, ganz wie ich mir einbildete, der Wahrheit getreu vergegenwärtigt, fiel es mir ein, daß er mir vor Monaten von einem guten Fräulein Elise Emmerich, einer Freundin meiner Mutter, gesprochen, mit dem Bemerken, daß ich sie besuchen, und ihm dann über das jetzige Leben der sonderbaren, aber vortrefflichen Person schreiben müsse. Konnte ich letzteres leider nicht mehr thun, so wollte ich doch wenigstens dem ersten Theile des Auftrages nachkommen und eine Person aufsuchen, die er die Freundin meiner Mutter

nannte und von der er mit so viel Wohlwollen gesprochen.

Als ich mich am nächsten Morgen bei der Dienerschaft des Gasthauses nach der Adresse des Fräuleins Elise Emmerich erkundigte, glaubte ich schon zu spät gekommen zu sein, um die alte Jungfer kennen zu lernen, und mußte ich voraussetzen, daß sie ihrer Freundin bereits gefolgt sei, denn keiner der Kellner wollte je von einem Fräulein Emmerich in hiesiger Stadt etwas gehört haben. Glücklicher Weise kam der Wirth dazu, als die Kellner noch über Sein und Nicht-Sein eines Fräulein Emmerich disputirten, lachte und rief: „Der Herr meint das Fräulein Oberforstmeister —

„Ja," rief es im Chorus dagegen, „das Fräulein Oberforstmeister, das existirt allerdings!" — Und nun begann Jeder zu erklären, wie besagtes Fräulein nur unter besagtem Titel bekannt sei, daß sie unter diesem Titel jedes Kind in der Stadt kenne, und das sei sehr natürlich, denn solcher Fräulein Oberforstmeister gebe es nicht zwei in der Stadt, vielleicht nicht in der Welt. Der Wirth erläuterte diese Mittheilungen. Das Fräulein Oberforstmeister sei eine der populärsten, ja die populärste Gestalt der Stadt und Umgebung, und das danke sie ebensowohl ihrem guten Herzen, das von einem großen Vermögen den wohlthätigsten Gebrauch

zu machen wisse, wie ihrer auffallenden Erscheinung, — denn sie sei, wie sie der Volkswitz nennt, der größte Mann der Stadt. „Gehen Sie," fügte er hinzu, „nur zum Thüringer Thore hinaus, und wenn Sie dort wo zwischen den Landhäusern einer recht ansehnlichen Riesin begegnen, so sprechen Sie sie nur getrost als Fräulein Oberforstmeister an, — ragt sie Ihnen aber nirgends entgegen, so suchen Sie nur unter den Landhäusern das sauberste und schmuckeste aus, Sie werden nicht fehl gehen, — da haust und waltet sie in der angenehmsten Einsamkeit, einen Theil des Tages in Garten und Haushalt, einen andern Theil mit Büchern beschäftigt oder von fröhlicher Jugend umgeben, wie eine lustige Gluckhenne. Eine treffliche Person, Herr Volker, ich versichere Sie, eine ganz vortreffliche Person, und respektirt in Stadt und Land wie kein anderer Mann und keine andere Frau."

Der Wirth, der mir beim Frühstück Gesellschaft leistete, fuhr fort, mir in diesem Tone von der Unbekannten zu sprechen und allerlei Beispiele ihres guten Herzens zu erzählen, daß ich mich in der That auf den Gang in das Landhaus herzlich freute. Es war mir, als sollte ich in dieser mir fremden Gegend eine gemüthliche Freundin finden, und ich wünschte mich dessen zu versichern, bevor ich mich auf das Schloß in das

immerhin untergeordnete Verhältniß eines Hauslehrers und unter die mir wildfremden Menschen begab.

Es war noch zu früh für einen ersten Besuch, und so wanderte ich in der Umgebung des Landhauses, das ich nach der Beschreibung des Wirthes sogleich erkannt hatte, einige Zeit hin und her und suchte mich alles dessen zu erinnern, was ich von Vater und Mutter über Fräulein Emmerich gehört hatte, und trat endlich mit solchen Erinnerungen wohl ausgerüstet durch das kleine Gärtchen, das eine Art Vorhof bildete, in das Haus. Eine Dienerin führte mich in die erste Stube und bat mich, einen Augenblick zu warten, sie wolle Fräulein Emmerich, die im Garten beschäftigt war, herbeirufen. Sie ging, ohne mich nur nach meinem Namen gefragt zu haben. Die Stube, in der ich wartete, hatte nichts Eigenthümliches, wenn es nicht die alten Rokokomöbel waren, welche durch Erbschaft in der Familie und nicht durch die neue Mode herein gekommen schienen, denn sie standen auf ihrem Platze, als ob sie seit einem Jahrhunderte so da ständen. An den Wänden hingen Kupferstiche und Pastelle, offenbar Zeitgenossen der übrigen Einrichtung. Durch eine offene Thüre sah ich in zwei andere Stuben, die bereits viel moderner waren, elegant und hübsch eingerichtet, ohne luxuriös zu sein. Es hatte Alles etwas Ländliches,

Behagliches; nichts, was ausgesprochen männlich oder weiblich, groß- oder kleinstädtisch gewesen wäre, am allerwenigsten aber wurde man bei aller Sauberkeit an altjüngferliche Pedanterie, und dergleichen Liebhabereien erinnert, wie auch von der Menagerie alter Jungfern nicht ein einziges Thier vorhanden war: kein Papagei, kein Schooßhund, kein Kanarienvogel und keine Katze. Ein alter Hühnerhund, der vor der Thüre lag, war im Gegentheile geeignet, dieser Häuslichkeit einen ganz anderen als altjungferlichen Charakter zu geben. Mit einem Worte, es athmete hier Alles Heimlichkeit und Behagen.

Wie gut ich auch durch die Schilderungen des Wirthes auf die Erscheinung der Besitzerin dieses Hauses vorbereitet war, so war ich doch etwas erstaunt, als sich die Thüre öffnete, und eine Dame vor mir stand, die mich um die Höhe wenigstens eines halben Kopfes überragte, und deren Oberlippe von einem feinen, bereits in das Graue spielenden Schnurrbärtchen beschattet war. Das wohlwollende Lächeln dieses männlichen Mundes und der überaus sanfte Blick der braunen Augen bildeten mit der ganzen, fast möchte ich sagen übergewaltig erscheinenden Gestalt einen so auffallenden Kontrast, daß ich mich vor meinem Erstaunen nicht rasch genug erholen konnte, um mich ihr auf

schickliche Weise vorzustellen. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich bemerkte, wie sie gleich beim Eintritte erschrocken zurückfuhr, erblaßte und vergebens etwas zu sagen strebte. Ich stotterte, und sie schwieg. Endlich machte sie mir zwei Schritte entgegen, faßte meine beiden Hände und sagte, noch ehe ich mich genannt hatte: „Sie sind Oskar Volker! Seien Sie mir herzlich willkommen.

„Sie erkennen mich, mein Fräulein —"

„Wie sollte ich nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „Sie sind ja sein leibhaftiges Ebenbild, — so wie Sie hier vor mir stehen, so war er, als er gerade so alt wie Sie jetzt, — gerade so sah ich ihn hier in diesem selben Hause, in dieser selben Stube. — Setzen Sie sich," sagte sie noch immer aufgeregt, indem sie mich auf das Sopha niederzog und sich neben mir niederließ. „Erzählen Sie mir, wie geht es ihm? wie lebt er? mit welcher Arbeit ist er jetzt beschäftigt? — Erzählen Sie Alles und ausführlich."

Ich sah sie erschrocken an. Bei der Freundschaft für meinen Vater, die aus jedem ihrer Worte, aus jeder Geberde sprach, war es mir höchst peinlich, ihr von seinem Tode, von dem sie offenbar nichts wußte zu sprechen. Ich schlug die Augen nieder und sagte leise: „Sie wissen also nicht —"

„Was?“ rief sie erschrocken.

„Mein armer Vater —“

„Er ist todt!“ rief sie wieder und sprang vom Stuhle auf.

Da ich schwieg und der Ausdruck meines Gesichtes ihre Frage wohl deutlich genug bejahte, drückte sie beide Hände vor die Augen, wandte sich plötzlich um und eilte in die zweite Stube, deren Thüre sie hinter sich zuschlug. Ich war überrascht, ja erschüttert. Der Anblick dieser Fremden, welche diesen Tod so lebhaft empfand, vergegenwärtigte mir aufs Neue den Verlust, den ich erlitten, und ohne viel darüber nachzudenken, wie auffallend es war, daß eine Fremde, die meinen Vater eigentlich nur in seiner Jugend gekannt und die ihn seit mehr als zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, — daß eine Person von so männlich kräftigem, beinahe derbem Wesen, von der Todesnachricht so gerührt wurde: versenkte ich mich in das Unglück eines so herben Verlustes, und seit vielen Tagen zum ersten Male traten wieder Thränen der innigsten kindlichen Trauer in meine Augen. Nach ungefähr einer halben Stunde sah ich Fräulein Emmerich in einer schattigen Allee ihres Gartens langsam auf und ab gehen, mit einem Taschentuche in der Hand, das sie manchmal auf die Augen drückte. Bei einer Biegung bemerkte sie, daß

ich sie vom Fenster aus beobachtete, erhob den Kopf und machte eine Bewegung, als ob sie etwas abschüttelte, und trat dann entschiedenen Schrittes wieder in das Haus und in das Zimmer.

Ich konnte es ihren Augen ansehen, daß sie heftiger geweint hatte, als ich selbst. Doch setzte sie sich ruhig zu mir und sagte mit einer Stimme, in welcher das überwundene Weinen nur noch leise nachzitterte: „Erzählen Sie mir von seinen letzten Tagen, von seiner Krankheit, — wie er gestorben — Alles."

Ich erzählte und zwar mit der größten Ausführlichkeit und ohne meinen Gefühlen den geringsten Zwang anzuthun. Nach dem so eben Erlebten fühlte ich es deutlich genug, daß sie Alles und Jedes, was meinen Vater betraf, aufs Herzlichste interessirte, und daß ich zu ihr sprechen konnte, wie zu einer nahen Anverwandten. In der That war es mir jetzt schon, als stünde ich zu ihr in einem solchen blutsverwandschaftlichen Verhältnisse, denn was vermag zwei Menschen inniger zu verbinden, als gemeinschaftliche aufrichtige Trauer um dieselbe geliebte Person? Während ich ohne Rückhalt erzählte, saß sie ruhig da, aufmerksam jedem Worte, fast möchte ich sagen jeder Silbe folgend, und es war ein eigenthüm-

lich rührender Kontrast, wie bei dieser ihrer äußerlichen Ruhe von Zeit zu Zeit aus ihren Augen, die bald auf mich, bald auf irgend einen Punkt im Zimmer gerichtet waren, langsam eine einzelne Thräne niederfloß, — und noch auffallender war der Kontrast zwischen dieser echten weiblichen Trauer und diesem, die milden Augen abgerechnet, so männlichen Gesichte, dieser ganzen, beinahe riesigen Gestalt. Der alte Hühnerhund war ihr ins Zimmer gefolgt und sah sie fragend an, während sie seinen Kopf, der auf ihrem Knie ruhte, langsam streichelte. Es war ein inniges Todtenfest, das wir zwei da zusammen feierten in der Abgeschiedenheit des stillen Landhauses, während die ersten Frühlingsblumen ihren Duft und die Vögel ihren Gesang durchs offene Fenster hereinsandten und das treue Thier mitfühlend, mit verständnißvollen Augen zu seiner Herrin empor und manchmal zu mir herüber blickte. Es war trotz aller Trauer eine Stunde an die ich stets als eine der schönsten Stunden des Lebens zurückdenke.

Als ich geendet hatte, stand Fräulein Emmerich auf, ergriff meine Hand und führte mich in das dritte Zimmer, wo sie mit dem Finger auf ein kleines Pastellbildchen deutete. Es war das Porträt meines Vaters. Ich erkannte es augenblicklich und sogleich mußte ich mir auch sagen, daß man es für mein eigenes Porträt,

wie ich jetzt war, nehmen konnte. Es stellte meinen Vater in seinem vierundzwanzigsten Jahre dar.

„Sie haben es von ihm?“ fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. „Sie wissen,“ sagte sie, „daß sein Schüler, der letzte Erbe des Schlosses Schwangau, wo er Hofmeister gewesen, im Kriege fiel. Die Anverwandten verkauften Schloß und Möbel, — ich brachte das Bildchen bei der Auktion an mich.“

„Dürfte ich es mir nicht kopiren lassen?“ fragte ich bittend, „ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar.“

„Nein,“ sagte sie entschieden, „aber ich bin alt, — Sie sollen es erben.“

So fühlte ich mich dieser Dame, die mir diesen Morgen noch unbekannt und beinahe ganz fremd war, von Minute zu Minute näher gerückt: ich hatte mit ihr den Tod meines Vaters beweint; sie machte mich durch das Porträt mit ihm in eine Vergangenheit zurück bekannt, da ich noch nicht existirte, und jetzt machte sie mich zu ihrem Erben, zum Erben eines Besitzthums, das ihr offenbar sehr theuer war. Ich blieb gerne, als sie mich zum Essen einlud, und nach dem Essen verbrachte ich noch den ganzen Nachmittag und Abend mit ihr in ihrem Garten, vollkommen ungestört, da sie heute keinen Besuch annahm; so war sie denn auch bald in alle meine persönlichen Verhält=

nisse eingeweiht. Sie erstaunte, daß ich nach einem langen, arbeitsamen Leben meines Vaters, als sein einziges Kind, noch gezwungen sein sollte, durch eine Hauslehrerstelle mein Leben zu fristen, bis ich eine gesicherte Anstellung fände; „aber," fügte sie lächelnd hinzu, „daran erkenne ich wieder meinen alten Freund, der weder die Eigenschaften, mit denen ihn die Natur ausgestattet, noch seine Gelehrsamkeit auszubeuten verstand."

Zu meiner Verbindurg mit dem Hause des Rittergutsbesitzers von F., bei dem ich morgen als Hauslehrer eintreten sollte, schüttelte sie bedenklich den Kopf. Das seien, meinte sie, keine Leute für mich, und ich werde mich in ihrer Gesellschaft nicht wohl fühlen. Es seien Menschen, bei denen nur Geld und Titel Werth hätten, und denen meine Anschauungs- und Erziehungsweise schwerlich zusagen werde. Sie rieth mir, womöglich das Verhältniß noch vor Beginn zu lösen. Als ich ihr das Schwierige eines solchen Schrittes darstellte und mit meinen Vermögensverhältnissen motivirte, wollte sie etwas erwidern, hatte aber augenscheinlich nicht den Muth, auszusprechen, was sie aussprechen wollte. „Nun," sagte sie nach einiger Zögerung, „treten Sie in Gottes Namen ein, thun Sie das Ihrige, und das Uebrige wird die Zeit lehren. Es thäte mir nur

leid, wenn Sie einen Theil der schönen Jugendzeit unfruchtbar und auf unerquickliche Weise verlieren sollten. Indessen, um Ihnen den Eintritt in das Haus nicht ganz zu verleiden, so will ich Ihnen doch gleich verrathen, daß Sie daselbst einem Wesen begegnen, das allerdings geeignet ist, auch einen unangenehmen Aufenthalt annehmbar zu machen. Ich meine Fräulein Sabine, das Aschenbrödel des Hauses, eine arme Anverwandte, die beinahe den ganzen Haushalt zu überwachen hat. Es ist das ein überaus liebenswürdiges Geschöpf, ein gutes Kind, das mich oft besucht und das zu der kleinen Welt von Jugend und Güte gehört, die ich gerne um mich versammle. Es sei Ihnen das, je nach Umständen, als Trost oder auch als Warnung gesagt. Jedenfalls seien Sie gut gegen sie und nehmen Sie sich, wenn Sie können, ihrer an. Das gute Kind bedarf in seiner Einsamkeit einiger Theilnahme. Ich hätte sie längst zu mir ins Haus genommen, wenn sie sich entschließen könnte, ihre Anverwandten durch einen solchen Schritt vor der Welt anzuklagen.

So und noch ausführlicher in die Verhältnisse der von F.'schen Familie eingeweiht und mit gutem Rath ausgerüstet, trat ich am folgenden Tage meine Stelle an. Da es ganz und gar nicht zum Zwecke dieser

Erzählung gehört, diese Familie näher zu schildern, so sage ich nur, daß ich Alles bewahrheitet gefunden, und daß Alles so eintraf, wie es mir meine verehrte Freundin vorausgesagt. Der Geist, der in diesem Kreise herrschte, war, wie man sich heute ausdrücken würde, ein durch und durch realistischer; in der Erziehung sollte auf nichts Anderes gesehen werden, als auf das positiv Nützliche; Alles, was den Gemüthern der Kinder einen höheren Schwung, ihren Seelen eine edlere Stimmung geben konnte, wurde als idealistisch, als sentimental, als verderblich verurtheilt. Vater und Mutter überwachten mich in dieser Beziehung mit der größten Aengstlichkeit als einen gefährlichen Menschen, der ihre Kinder in moralische Schwächlinge oder Narren zu verwandeln drohte. Meine Zöglinge, schon von Natur ziemlich trockene Seelen, wurden förmlich vor mir gewarnt, und die Mutter hielt es für nothwendig, ihnen von Zeit zu Zeit in ihrer Stube und auf Spaziergängen Vorträge zu halten, welche ein Gegengift gegen meine Gifte sein sollten. Die Kinder, denen ihrer Natur und bisherigen Erziehung gemäß die im Hause herrschenden Ansichten mehr zusagten, als die meinigen, hielten sich mir gegenüber fortwährend in der Defensive, und es ward mir nicht einmal der Trost, der unglücklichen Erziehern manchmal zu Theil wird,

mich durch das Vertrauen oder die Liebe meiner Schüler ermuthigt zu sehen. Diese Zustände bildeten sich zwar erst im Laufe mehrerer Wochen zu diesem ausgesprochenen Charakter aus, aber ich empfand die Keime derselben schon in den ersten Tagen und fand mich von Anfang an unbehaglich im Hause. Von dem Troste, den mir Fräulein Emmerich versprochen hatte, ward mir sehr wenig zu Theil, denn ich bekam Sabine nur selten zu sehen, und von einer Unterhaltung, einem Gespräche mit ihr war noch weniger die Rede. Sie aß zwar, als Anverwandte, mit uns an demselben Tische, aber sie hatte ihren Platz am untersten Ende der Tafel, sprach nur, wenn sie, was selten genug geschah, angeredet wurde, und spielte übrigens mehr die Rolle einer Dienenden, als einer Tischgenossin. Es ist natürlich, daß ich mich, nach den Mittheilungen meiner alten Freundin, gleich von Anfang an mit Theilnahme nach ihr umsah. Schon ihr Aeußeres bestätigte alles Gute, was mir über sie gesagt worden; sie war in der That überaus lieblich und anmuthig, und ihre Schönheit wurde nur noch erhöht durch den Dämpfer, den ihre untergeordnete Stellung ihrem Glanze auferlegte. Ich glaube, daß sie als Fräulein vom Hause oder als herrschende Dame des Schlosses bei weitem nicht so schön gewesen wäre, wie sie es

jetzt war in ihrem einfachen braunen Merinokleidchen und als Dienerin aller Welt. Auf einem Balle, im Kranz und in Seide, hätte man sie vielleicht übersehen können. In ihrer jetzigen Stellung, in der Einfachheit und Bescheidenheit ihres Auftretens mußte ihre Schönheit und edle Anmuth nothwendig jede Aufmerksamkeit auf sich lenken. Mein Leben, meine Wirksamkeit im Schlosse gewährte mir so wenig Genugthuung, daß bald meine einzige Freude in der Beobachtung ihres Schaltens und Waltens bestand, daß ich in diesem Schauspiele bald die einzige Befriedigung empfand und daß ich Sabinen kannte, noch bevor ich hundert Worte mit ihr gewechselt hatte. Vielleicht, daß sie mit weiblichem Instinkt und Mitleid das Oede meiner Stellung ebenso erkannte, wie ich das Traurige in der ihrigen, und daß sie sich durch die Aehnlichkeit unserer Lage zu mir hingezogen fühlte, — wenigstens redete ich mir ein, daß sich zwischen uns zweien ein stillschweigender Rapport, ein geheimes Einverständniß bildete. Sonderbarer Weise sollte ich die eigentliche Bekanntschaft dieser meiner Hausgenossin, die mich von Tag zu Tag mehr interessirte, eigentlich erst in dem Hause machen, in dem mir zuerst von ihr gesprochen worden.

Fräulein Emmerich versammelte seit Jahren jeden Mittwoch Abend die beste Jugend der Stadt und Um=

gegend in ihrem Hause. Die gute alte Jungfer mit dem jugendlichen Herzen liebte es, frische Gemüther um sich zu haben, freute sich an den aufeinanderfolgenden Lenzen der Generationen, wie sie sich freute, all' diesen jungen Leuten, die sie in ihren Kreis zog, mit Rath und That zur Seite zu stehen. Sie ging bei Herbeiziehung der jungen Männer wie der Mädchen mit strenger Auswahl zu Werke, so daß es in der Gegend als ein gutes Zeugniß, als eine wahre Empfehlung galt, zu ihrer Mittwochsgesellschaft zu gehören. Man bewarb sich um diese Ehre wie um etwas, das Ansehen und Stellung gibt, und die Mütter sagten sich im Stillen, daß die Mittwochs-Gesellschaft Fräulein Emmerich's die vortrefflichste Verheirathungs-Anstalt sei, da wenigstens gegen Charakter und Ruf der Töchter, die zu diesem Kreise gehörten, kein Zweifel erhoben werden durfte. Ich fühlte mich zwar am wohlsten, wenn ich mit meiner alten Freundin allein sein konnte, doch kam ich, wie sie es wünschte, auch gerne in ihre Gesellschaften, in welchen in der That ein herzlicher und edler Ton herrschte, und in denen man sich bald heimisch machen konnte. Auch Sabine gehörte, wie schon gesagt, zu dieser Gesellschaft, und zwar war sie eine der Bevorzugten der Dame des Hauses. Diese, die so vieles errieth, stellte uns mit Lächeln einander vor, voraus-

setzend, daß wir, obwohl Hausgenossen, einander nur aus der Ferne kannten. Ein Abend in Haus und Garten von Fräulein Emmerich förderte unsere Bekanntschaft mehr, als der Rest der Woche und der gemeinschaftliche Aufenthalt im Schlosse, das wir bewohnten. Und zu diesen Abenden gehörte auch noch die gemeinschaftliche Heimkehr aus der Stadt in das mehr als eine halbe Stunde entfernte Schloß durch eine duftige Lindenallee und oft durch „mondbeglänzte Zaubernacht.“ An solchen Abenden fand ich in Sabinens Geist und Herzen wirklich und wahrhaftig, was ich im Laufe der Woche und aus der Ferne mit meinem Idealismus, der im Hause so verrufen war, mit meinen Wünschen, die man glücklicherweise nicht kannte, hineingelegt hatte. Aber je näher ich Sabinen auf diese Weise kennen und würdigen lernte, desto schmerzlicher war es mir, sie in ihrer untergeordneten Stellung zu sehen, in der sie, wie ich mir einbildete, mehr leiden mußte, seit sie sich in derselben von mir beobachtet fühlte. Und je mehr durch die Liebe alle besseren Gefühle in mir aufgeregt wurden, desto fremder fühlte ich mich in dem Hause, desto kälter wehte mich seine Atmosphäre an. Es schien mir Pflicht, mich aus dieser Atmosphäre und Sabinen aus ihrer demüthigen Stellung so bald als möglich zu retten. Und -- um kurz zu

sein, da ich nicht die ausführliche Geschichte meiner Liebe zu erzählen beabsichtige — auf einem Heimwege durch die duftige Lindenallee, als glücklicher Weise der Diener, der trotz meiner Begleitung Sabinen abzuholen pflegte, weinschweren Hauptes unter dem Dache einer Linde ausruhend zurückgeblieben war, kam es zu Geständniß, Abschluß, Verlobung, dazu gehörigen Versprechen, Küssen, Gelübden und glückseligen Zukunftsträumen. Von dem Augenblick an aber war mir Alles was ich im Hause mit ansehen mußte, noch unerträglicher als zuvor, da ich mich berechtigt fühlte, immer zur Vertheidigung Sabinens aufzutreten, und trotzdem schweigen und an mich halten mußte. So eilte ich schon zwei Tage nach unserer Verlobung zu ungewohnter Stunde in die Stadt und in größter Aufregung in das Haus meiner mütterlichen Freundin.

Sie empfing mich mit einem halb ernsten, halb lachenden Gesichte, das sagen wollte, daß sie Alles, daß sie die Ursache meiner Aufregung errathe. „Um Gotteswillen, lieber Oskar, was geht vor, was ist geschehen?“ rief sie, während ich mich in einen Lehnstuhl warf.

„Es geht nicht länger,“ erwiderte ich in einem Tone, als ob ich mit der Freundin und nicht mit dem Schicksal zanken wollte, „es geht nicht länger,

ich muß ein Ende machen, — ich muß Sabinen entführen."

„Aha, sind wir schon so weit, da habe ich Sie erwartet," lachte Fräulein Emmerich, „fügte aber sogleich in ernsterem, ja in gerührtem Tone hinzu, indem sie sich mir näherte und die Hand wie zum Segen auf meinen Kopf legte: „Seien sie glücklich, — Sie haben ein kluges Herz, es hat vortrefflich gewählt: — Sie können unmöglich eine bessere Frau finden als Sabine."

Aufgemuntert durch diesen Zuspruch, durch die Worte dieser Matrone, deren Geist wie deren Herzen ich das sicherste Urtheil zutraute, fing ich sogleich an, allerlei Pläne zu entwickeln und Luftschlösser zu bauen. Ich wollte, wie schmerzlich es mir auch war, mich von Sabinen zu trennen, sofort mein Verhältniß zu der Familie lösen, auf die Universität zurückkehren und mich als Dozent habilitiren, um so bald als möglich zu einer Professur zu gelangen; während dieser Zeit sollten mich schriftstellerische Arbeiten ernähren und vielleicht so weit bringen, daß ich Sabinen noch vor Erlangung einer festen Stelle heimführen konnte.

Fräulein Emmerich hörte mir ruhig und lächelnd zu, endlich nachdem ich noch manche andere Pläne auseinander gesetzt, sagte sie kopfschüttelnd: „Das ist Alles

schön und gut, lieber Oskar, das Alles zeugt von viel Muth und bestem Willen, aber wie die Sachen einmal stehen und wie die Welt beschaffen ist, verbirgt sich hinter all' dem eine jener unglückseligen Brautschaften von vielen Jahren, während welcher die frischesten Herzen verwelken, um endlich müde eines ermüdeten Glückes theilhaftig zu werden. Gott bewahre Sie vor diesem Verhänguiß so vieler deutschen Dozenten und Beamten. Auch sollen Sie mir nicht auf die Universität zurück ohne die Wissenschaft und die Weltkenntniß, die Ihnen Ihr Vater für diese Rückkehr gewissermaßen testamentarisch verordnet hat. Mir ist der Wille Ihres Vaters heilig, und er soll in allen seinen Theilen erfüllt werden. Sie sollen noch einige Jahre mit Muße studiren und auch die gewünschten Reisen machen, wenn auch an der Seite einer jungen Frau."

„Liebe Freundin, Sie behandeln meine Pläne als Luftschlösser und nun kommen Sie mit Vorschlägen, die doch weit mehr in der Luft schweben als —"

„Stille!" unterbrach mich Fräulein Emmerich, „ich bin reich —"

„Sie kennen mich und wissen, daß ich nie —"

„Noch einmal stille. Ich liebe Sabine, als wäre sie meine Tochter, und Ihnen will ich eine Geschichte erzählen, die hoffentlich alle noblen Skrupeln und Bedenk-

lichkeiten verscheuchen wird. Sie werden durch die Geschichte erst erfahren was Sie mir sind, und wenn Sie nur im Entferntesten zu begreifen vermögen, wie innig Menschen an Menschen geknüpft werden können, wie äußeres Schicksal und innere Erlebnisse unauflösliche Bande flechten, wenn Sie einer solchen Einsicht, eines solchen Gefühles fähig sind, dann, mein lieber Oskar, werden Sie mir — wirst Du mir wie einer Mutter die Hand küssen und mich ohne die geringste falsche Scham ja mit Freude und Liebe für Deine Zukunft sorgen lassen."

Die Art und Weise, in der sie diese Worte zu mir sprach, erinnerte mich, ich wußte selbst nicht warum, an den Empfang, der mir vor nun beinahe vier Monaten von ihr zu Theil wurde, und an die tiefe Erschütterung, mit der sie die Nachricht vom Tode meines Vaters empfing. Ich sagte mir, was ich mir schon oft gesagt hatte, daß zwischen ihr und unserer Familie ein innigeres als ein gewöhnliches Freundschafts-Verhältniß bestanden, ja, daß sie mit uns durch irgend ein Schicksal verbunden sein müsse. Doch hatte mir mein Vater nie von dergleichen gesprochen, er, der sonst keine Geheimnisse vor mir hatte und mich in jeden Tag seines Lebens einweihte. Auch wurde dieses Fräulein Emmerich, welches sich mir und uns so nahe fühlte,

von ihm sehr selten genannt, — eigentlich erinnerte er sich ihrer erst etwas lebhafter, als ich in diese Gegend kommen sollte und er in seinem Gedächtnisse nach altbefreundeten Personen suchte, an die er mich weisen konnte. Desto räthselhafter waren mir die Worte, die sie eben zu mir gesprochen. Vielleicht bezog sich das Alles mehr auf meine Mutter, ihre Jugendfreundin, die ich so früh verloren hatte. Ich wurde nur desto begieriger und ich wollte sie eben um eine Erklärung bitten, als sie sagte: „Ich bedarf einiger Sammlung, um Dir zu erzählen, was ich Dir zu erzählen habe. Auch ist es heute zu spät. Mache Dich für den ganzen morgigen Abend frei; ich werde mich vor Besuchen zu schützen wissen, um Dir ausführlich den kurzen Roman meines Lebens zu erzählen und Dir zu erklären was Du mir bist.

Als ich, wie sie es wünschte, am nächsten Tage wieder kam, fand ich sie in ihrem Gartenpavillon sitzend und vor ihr auf dem Tische einige Cigarren, eine Flasche Rüdesheimer nebst dem dazu gehörigen Römer.

„Setzen Sie sich," sagte sie, „und machen Sie es sich so gemüthlich und bequem als möglich. Wir wollen uns einbilden, wir säßen gleich zwei lustigen Studenten und alten Freunden irgendwo am Rheine

und weihten einander in unsere jugendlichen Geheimnisse ein. Je behaglicher Sie es sich machen, je ungezwungener Sie auf meinen Wunsch eingehen, desto mehr erleichtern Sie mir meine Aufgabe. Ich bedarf dieser Komödie, die ich mir hier in Scene setze, um heiter zu bleiben und nicht in einen niedergeschlagenen Ton zu verfallen, während ich Ihnen erzähle, was ich noch keiner menschlichen Seele mitgetheilt habe. Sie sollen den kurzen Roman meines Lebens erfahren, — ja Roman, das ist das Wort, obwohl ich gar nicht darnach aussehe, und in diesem Roman ein Abenteuer, das mit dem guten Rufe, dessen ich mich bis in meine alten Tage erfreue, nicht im Geringsten übereinstimmt. Aber kurz und ohne alle Abschweifungen und Moralitäten.

„Wenn Sie eines Tages das O.'sche Museum besuchen, werden Sie dort das aus der alten Originalrüstung zusammengestellte Bild des Herzogs Erich sehen, der auf einem ausgestopften Pferde sitzt. Neben ihm, mit einer gewaltigen Lanze in der Hand, läuft ein Riese daher, der, obwohl zu Fuß, so hoch in die Luft emporragt, wie der herzogliche Reiter. Dieser Riese ist das Porträt des Waffenträgers und beständigen Begleiters des Herzogs, und dieser Riese, ein friesischer Bauer, ist der Ahnherr, auf den wir bis

ins fünfzehnte Jahrhundert hinein unsern Stammbaum zurückführen können. Daß das Körpermaß in unserer Familie auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht abgenommen, beweist der Umstand, daß der preußische König Friedrich Wilhelm I. Jahre lang mit Gewalt und glänzenden Versprechungen um einen andern meiner Ahnen geworben, den er um jeden Preis in seine potsdamer Garde einreihen wollte. Als es dem sonderbaren König endlich gelang, war mein edler Urgroßvater einer der Längsten unter den Langen. Daß wir auch in diesem Jahrhundert an Körpermaß nicht abgenommen, beweise ich Ihnen selber. Ich war das einzige Kind meines Vaters, der sich über das Unglück, keinen Sohn zu haben, damit tröstete, mich bei meiner früh entwickelten Körpergröße mit einiger Illusion wenigstens als Knaben betrachten zu können. Er erzog mich auch, wie er einen Sohn erzogen haben würde. Ich beritt mit ihm, dem Oberforstmeister dieses Landes, die Wälder, trug eine Büchse auf der Schulter, gab meiner weiblichen Kleidung einen möglichst jägerhaften Zuschnitt und schoß trotz einem wohlkonditionirten Jägerburschen. Ich ging auf meines Vaters Illusionen und Erziehungsweise um so lieber ein, als ich ihm, dem guten alten Manne, damit Freude machte, und als mich, bei meiner starken Kör-

perlichkeit und bei meiner Freude an der Natur, dieses Leben nicht die geringste Ueberwindung kostete. So sehr wurde ich zum Manne, daß man mir schon frühzeitig den Titel Fräulein Oberforstmeister gab, der mir bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Mit einem gewissen Stolze freute ich mich an meiner Männlichkeit, an meiner ausnahmsweise hohen Gestalt, ohne zu ahnen, daß jede Ausnahme von der Regel, besonders beim Weibe, früher oder später übel ausschlagen muß. Daß ich eine solche Ausnahme bildete, wurde ich erst gewahr, als ich mit meinen Freundinnen in das Alter trat, in welchem sich Mädchen eben als Mädchen zu fühlen beginnen. Sie hatten alles mögliche Vertrauen zu mir, ja mehr als das gewöhnliche, da sie sich bei mir wie unter einem besonderen und kräftigen Schutz befanden und unter meiner Hut Manches unternahmen und wagten, wozu ihnen ohne mich der Muth gefehlt hätte; aber wenn von rein mädchenhaften Dingen, z. B. von Toilette, von Tanzstunden und dergleichen die Rede war, wurde ich plötzlich zu einer Nebenperson, die zu Rathe zu ziehen Niemand eingefallen wäre. Da fing ich an, mich heranzudrängen, aber nur, um die Erfahrung zu machen, daß ich etwas Anderes als meine Freundinnen war und blieb. Bei der Tanzstunde mußte ich

immer den Herrn machen, und wenn man über die Toilette der Anderen stundenlange Berathungen hielt, so war man mit den Ansichten über die meinige sogleich fertig, als ob es im höchsten Grade gleichgültig wäre, welche Farbe oder welchen Schnitt ich wählte. Doch war ich nicht häßlich, aber ich war kein Mädchen, ich war eine Junge, und die Süßigkeit, sich als Schönheit gepriesen zu hören, empfand ich nur einmal, als ich, um meinen Freundinnen einen Scherz zu machen, die Kleider eines Vetters, der uns besuchte, anlegte. Damals brach man in große Lobeserhebungen aus, und die Freundinnen sprachen noch lange von dem reizenden Studenten, den sie in mir kennen gelernt hatten. Schlimmer wurden die Dinge, als wir in das Alter traten, in welchem Mädchenherzen schon um sich blicken und nach ihren Idealen zu suchen anfangen. Mit einem Male sah ich mich zur Vertrauten jedes geheimen Wunsches, jedes vorübergehenden Gefühles gemacht, wie eine Person, von der man keine Nebenbuhlerschaft fürchtet, die von jeder Konkurrenz ausgeschlossen ist. Rasch nach einander machte ich unzählige Erfahrungen, die mir alle zu sagen schienen, daß ich eigentlich ein ganz anderes Wesen sei und sehr verschieden von meinen Freundinnen, daß meine ausnahmsweise Gestalt in ihren Wirkungen eigentlich

dasselbe bedeute wie Häßlichkeit. Obwohl es mir noch kein besonderer Fall wünschenswerth machte, anmuthig, schön, liebenswürdig zu erscheinen, so drängte mich doch ein allgemeines weibliches Gefühl, mir das Recht zu erwerben, als ein Mädchen mit allen mädchenhaften Ansprüchen auftreten zu können. Ich überwachte mich; ich suchte Alles abzustreifen, was meine Erziehung des Männlichen noch meiner männlichen Gestalt hinzugefügt hatte; in der Angst, unweiblich zu erscheinen, wurde ich in Allem und Jedem noch schüchterner, als es das Alter mit sich brachte, und in der mehr oder weniger bewußten Besorgniß, von dem Glücke, zu gefallen und geliebt zu werden, überhaupt vom Glücke des Weibes ausgeschlossen zu sein, wurde meine Sehnsucht nach Allem, was junge Herzen anstreben, nur um so lebhafter und tiefer. Die Freundinnen fanden, daß ich mit einem Male sentimental wurde, und ich konnte sehr wohl bemerken, daß ihnen das einen komischen Eindruck machte: eine Mahnung mehr, was in mir vorging, sorglich zu verbergen, um zu meiner außergewöhnlichen Erscheinung nicht auch noch die Lächerlichkeit hinzuzufügen. Ja, ich fing zu glauben an, und dieser Glaube wurde mehr und mehr in mir befestigt, daß ich mich nur lächerlich machen würde, wenn ich wie andere Mädchen denken und fühlen,

träumen, hoffen und lieben wollte. Gekräftigt wurde diese Ueberzeugung in mir, als in meinem achtzehnten Jahre dieses Schnurrbärtchen zu sprossen anfing, das mir den Eindruck einer zwischen mir und meinem Geschlechte sich erhebenden Scheidewand machen mußte. Der Tag, an dem ich es mit Aufmerksamkeit im Spiegel betrachtete, zum zehnten Male betrachtete, ohne es wegleugnen zu können, dieser Tag war ein Tag großer Entschlüsse und schmerzlichster Entsagung. Ich nahm die Rolle an, die mir die Freundinnen anwiesen: ich war die Freundin, die Vertraute, nicht mehr die Gleichberechtigte. Ich fügte mich der „göttlichen Ungerechtigkeit der Natur“ und glaubte, indem ich mich unterwarf, ein für allemal gesiegt zu haben. Ich wußte nicht, daß ich ein liebebedürftiges Herz hatte, wie nur irgend ein gefühlvolles Mädchen, und ich bedachte nicht, daß ich meine Entschlüsse und Entsagungen nur erst mit dem Gedanken, in der Theorie durchgemacht und daß ich in der Wirklichkeit noch nicht auf die Probe gestellt worden.

Diese Probe ließ so lange auf sich warten, daß ich ganz und gar in Sicherheit gewiegt wurde, bis ich durch einen Mann, von dem man es am wenigsten hätte erwarten sollen, aus meiner Ruhe und dem

armen Frieden der Entsagung herausgerissen wurde. Dieser Mann, lieber Oskar, — dieser Mann war Ihr Vater. Ich war bereits zwanzig Jahre alt, als er in das Haus des Gutsbesitzers von Senneberg eintrat, und ich lernte ihn gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft kennen, da wir mit der Senneberg'schen Familie innig befreundet waren und mehrere Nachmittage und Abende jeder Woche draußen auf ihrem Gute verbrachten. Die genannte Familie war überhaupt ein Mittelpunkt für die Alten wie für die Jungen der besten Häuser der Stadt wie der Umgegend. Ich sah Ihren Vater, der damals kaum die Universität verlassen hatte, und ich war von seinem sanften, milden Wesen gerührt; fast beneidete ich ihn darum, wie um seine zarte und schmächtige Gestalt, die mir weiblicher schien, als meine eigene. Bei seinem Anblick und je länger ich ihn beobachtete, sagte ich mir, daß ich entschieden mehr Mann als Weib sein müsse, da mir diese weibliche Erscheinung von Anfang an so viel Sympathie einflößte. Aber ich konnte bemerken, daß dieses bei allen Anderen ebenso der Fall war, wie bei mir, daß er nach wenigen Tagen der Anwesenheit schon im ganzen Hause von jedem Gliede der Familie herzlich geliebt war, und daß er bei sämmtlichen Besuchern, männlichen wie weiblichen, alten wie

jungen, denselben günstigen, herzgewinnenden Eindruck machte.

Lieber Oskar, es bedarf Ihnen gegenüber keiner Erklärung dieses Phänomens und keiner Schilderung seiner Erscheinung, doch muß ich sagen, daß Sie sich, um sich von Ihrem Vater in seinem vierundzwanzigsten Jahre eine richtige Vorstellung zu machen, zu seiner Liebenswürdigkeit, die er sich gewiß bis in seine letzte Stunde bewahrte, noch jenen Duft der Jugend hinzudenken müssen, jenen Blütenstaub, der, indem er die schönsten Eigenschaften verhüllt, sie nur noch erhöht. Jedermann mußte er als das Ideal eines Gelehrten erscheinen, als die Verkörperung, als der Vertreter jener schönen, durch Bildung und Wissen geadelten Menschlichkeit. Aus jedem seiner Worte, ja aus jeder Bewegung sprach die Milde des künftigen Weisen, die jede Rohheit entwaffnet und von Pedanterie, wie von eingebildetem Bewußtsein des eigenen Werthes gleich sehr entfernt war. Auffallend war es, wie sämmtliche Männer des Kreises, bei aller Schüchternheit seines Wesens, bei aller Zartheit seiner äußeren Erscheinung, doch von Anfang an die vollkommene Männlichkeit seines Charakters, an Muth, Kraft und Energie seiner Seele glaubten.

„Er war bald der Mittelpunkt des ganzen Kreises,

als ein lebendiger Beweis, wie höhere Intelligenz, eine höhere Natur ohne die geringsten Ansprüche bei aller Bescheidenheit und unwillkürlich auf den Schild gehoben wird, wenn sich nicht gerade Rohheit oder Gemeinheit absichtlich widersetzt. Und dieses war in unserem Kreise nicht der Fall. Besonders war es die jüngere Welt, die sich gerne um ihn schaarte, seinen Worten horchte, seine milde Atmosphäre auf sich wirken ließ. Zu den Freunden des Senneberg'schen Hauses gehörte auch der Superintendent und mit ihm seine Tochter, meine Freundin Karoline, Ihre Mutter, die um zwei Jahre jünger war als ich, und der gegenüber ich besonders gerne die Beschützerin und vertraute ältere Freundin machte. Sie vertraute mir Alles an, und ich hatte vor ihr kein anderes Geheimniß, als jenes große meiner Resignation und meiner Entschlüsse, die ich in Bezug auf Lieben und Geliebtwerden gefaßt hatte, Entschlüsse, die ich in jener Zeit nach und nach zu vergessen begann.

Wilhelm Volker, so sagte ich mir, sei ein Mann wie für mich geschaffen; zu fein, um sich mit den rauhen Nothwendigkeiten des Lebens zu schlagen, bedürfe er einer Frau von härterem Stoffe, die diesen Kampf übernehme und jeden rauhen Anprall des Lebens von ihm fern halte. Aber kaum hatte ich mir das gesagt, als ich

mir jedesmal selber hinzufügen mußte, wie komisch ich, die Riesin, mich gerade neben einem solchen Manne ausnehmen müßte, wie ich geradezu eine gewisse Lächerlichkeit auf ihn, den geliebten Mann, werfen würde. Solche hoffnungsreiche und entmuthigende Reflexionen hatten sich längst in mir eingebürgert, ja, ich stand zu dem jungen Hofmeister in gewissen bedeutenderen Beziehungen, als noch kein Mensch ahnte, was in mir vorging, wahrscheinlich, weil es nie Jemandem einfiel, daß ich überhaupt wie ein anderes Mädchen lieben könne, und weil gerade meine Liebe zu Wilhelm Volker Jedermann zu unnatürlich geschienen hätte, um überhaupt als möglich vorausgesetzt oder errathen werden zu können. Diese bedeutenderen Beziehungen waren weder in einem Geständniß Volker's, noch in einer Ahnung meiner Gefühle für ihn oder in etwas dergleichen begründet, sondern in einem Ereigniß, das ihm ganz unbekannt war, also nur für mich Bedeutung hatte.

Herr von Senneberg veranstaltete eines Tages auf seinem Gute eine große Jagd; es verstand sich von selbst, daß mein Vater Theil nahm, und ich ging mit, weil ich wußte, daß Volker dabei war. Er war kein Jäger und hatte, wie er sich ausdrückte, nie ein armes Wild getödtet, und er fühlte auch nicht das

Bedürfniß, dergleichen zu thun; aber er ließ sich zur Theilnahme an der Jagd überreden, weil die Männer ihn in ihrer Gesellschaft haben wollten, und weil er selbst dergleichen mit anzusehen wünschte. Ich, die ich mit dem Gedanken an Jagd niemals den Gedanken an Gefahr verbunden, konnte jetzt, da Volker seinen ersten Jagdausflug machte, an nichts Anderes denken, als an alle traurigen Möglichkeiten eines solchen Vergnügens, und mehr noch, um für alle Fälle in der Nähe, als um in seiner Gesellschaft zu sein, nahm ich wieder an einem Vergnügen Theil, von dem ich mich seit lange zurückgezogen hatte. Es war eine Treibjagd. Der alte Förster stellte Volker an einer Stelle des Waldesrandes auf, wo, wie er versicherte, der Hirsch gewiß nicht hervorbrechen werde. Ich wählte mir meinen Standort selber und stellte mich hinter einer Hecke auf, von der aus ich Volker immer im Auge behalten konnte. Ich sah, wie er an den Baum gelehnt in den Wald hinein blickte, sich mehr und mehr in den Anblick versenkte und offenbar nach kurzer Zeit an alles Andere, nur nicht an die Jagd dachte. Er stand kaum zwanzig Minuten, als er schon die Büchse an den Baum lehnte und die Moose und Flechten am Fuße desselben zu betrachten anfing, und bald saß er wie ein beschaulicher Spaziergänger oder nachdenklicher

Naturforscher da. Mein Waidmannsgefühl war bei diesem Anblick nicht im Geringsten empört; diese ruhige Beschaulichkeit, diese Freude an der Natur paßte zu seinem ganzen Wesen viel besser, als das „still und wilde" Lauern des Jägers. Er erwachte erst, als am Ende der Lichtung, die ihm zur Seite lag, sich ein plötzliches Krachen und Brechen hören ließ. Trotz der Vorhersagung des alten Försters kam ein Reh gerade an dieser Stelle hervor, und Volker, in der Erinnerung an sein heutiges Geschäft, griff zur Büchse und legte an; das Reh kam an ihn heran und zwar so nahe an ihn heran, daß ich mich schon freute, ihn, den Novizen, als Sieger mit reicher Beute heimkehren zu sehen. Aber er drückte nicht los, er stellte die Büchse wieder hin und freute sich offenbar an dem Anblick des Thieres. Er schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte, es sei nicht seine Sache, ein solches Thier zu tödten. Das Reh hielt auch in seiner Flucht inne und betrachtete ihn verwundert. Da mochte in Volker die Besorgniß aufgestiegen sein, daß irgend ein anderer Jäger auf das Thier feuern könnte, und er that einige Schritte vorwärts und scheuchte es mit Rufen und Armbewegungen weiter, bis er es zu seiner Genugthuung außer der Schußweite der anderen Jäger und in Sicherheit sah. Während dieser Beschäftigung,

die ihn ganz einzunehmen schien, bemerkte er nicht, daß beinahe an derselben Stelle, an der das Reh hervorgekommen war, jetzt ein gewaltiger Vierzehnender hervorbrach, der denselben Weg verfolgte und nur einen Augenblick stutzte, als er einen Jäger vor sich sah. Entschlossen, sich seinen Weg zu bahnen, neigte er sein Geweih und stürzte, wie mit eingelegter Lanze, auf Volker los, der erst im letzten Augenblicke und da der Hirsch unmittelbar vor ihm zusammenstürzte, die große Gefahr bemerkte, in der er geschwebt hatte. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, lieber Oskar, wie glücklich ich mich fühlte, ihn gerettet zu haben. Daß ich es war, die den rettenden Schuß gethan, hat er und Niemand je erfahren. Ich bewog einen Jägerburschen meines Vaters, der nicht ferne von mir stand, sich für den Urheber jenes Schusses gelten zu lassen und die zahlreichen Trinkgelder einzukassiren, die ihm am Abend jenes Tages von sämmtlichen Herren für die rettende That gespendet wurden. Um wie viel näher fühlte ich mich dem geliebten Menschen, seit ich wußte, daß ich etwas für ihn gethan, daß ich in seinem Leben etwas zu bedeuten hatte. Er freilich, der weder von meinen Gefühlen für ihn, noch von meiner That eine Ahnung hatte, empfand sich mir nicht um einen Schritt näher gebracht, und ich ver-

schmähte es, ihn durch eine Verpflichtung an mich zu knüpfen.

Ich sah ein, daß ich mich mit jenem Bewußtsein begnügen mußte, als eines Tages meine Freundin Karoline bei mir eintrat, sich an mein Herz warf und mir gestand, daß sie Volker liebe und alle Hoffnung habe, von ihm wieder geliebt zu werden. Ich war also wieder die Vertraute und ich konnte es bei dem Gedanken nicht über ein bitteres Lächeln hinausbringen trotz aller Freundschaft, die ich für Karoline hatte. Ich liebte das holde, sinnige Geschöpf, wie man nur eine jüngere Schwester lieben kann, ich hätte, um sie glücklich zu machen, gerne manche Mühen übernommen und manches Opfer gebracht: nunmehr aber war sie meine Rivalin, und zwar eine Rivalin, von der ich mir alles Ernstes sagen mußte, daß sie gefährlich war, daß sie für meinen Geliebten wie geschaffen war. Der ewige Richter wird es mir verzeihen, daß sich damals mein Herz mit Bitterkeit füllte, daß ich neidisch wurde, daß ich das liebe, gute, unschuldige Mädchen, während sie mir ihr Herz öffnete, manchmal mit Blicken des Hasses betrachtete; daß ich manches Mal vor Ingrimm hätte aufschreien können, wenn sie mit Eifersucht, mit Besorgniß von dieser oder jener Freundin sprach, und

es ihr niemals einfiel, auf mich auch nur einen Augenblick lang eifersüchtig zu sein. ‚Sieh,‘ sagte sie einmal, ‚ich habe keinen Bruder; wenn ich mit Dir spreche, denke ich mir, daß ich so mit einem geliebten Bruder sprechen würde.‘ Damit war ich gerichtet, aber auch gerettet. Karoline brachte mich mit diesem Worte wieder zu mir selber. Freilich sagte ich mir, daß ein Mensch, unausgestattet mit den Mitteln, seine Bestimmung zu erfüllen, eigentlich nicht lebe und ebensowenig Ursache als Recht zum Leben habe; daß ein Weib ohne weiblichen Reiz sich ganz und gar in diesem Falle befinde, — und mein Leben schien mir eitel und öde, und es wegzuwerfen hätte mich damals keine große Ueberwindung gekostet. Ja, ich trug mich sogar eine Zeit lang mit solchen Gedanken; aber ich war das einzige Kind eines guten Vaters und im Grunde weit entfernt von jeder wertherischen Weichheit und Empfindsamkeit.

„Gewiß, ich konnte herzlich lieben und auch herzlich unglücklich sein; aber jedes Gefühl, selbst das traurigste, trägt bei gesunden Naturen mehr zur Erhebung, als zur Minderung der Lebenskraft bei, und je länger jener Kampf in mir dauerte, je inniger meine Liebe zu Volker wurde, desto kräftiger, ja desto heiterer fühlte ich mich werden. Ich brachte es dahin,

daß ich am Glücke meiner Freundin, wie es sich in dem Maße, als sie sich der Neigung Volker's versicherte, vor mir entfaltete, endlich eine gewisse Freude empfand, wie beim Anblick eines schönen Schauspieles. Meine Entsagung, meine Selbstverleugnung gedieh so weit, daß ich mit Aufrichtigkeit ihre beiden Hände in einander gelegt hätte, wenn es mir nur gegönnt gewesen wäre, ein kleines Stückchen, einen vorübergehenden Moment von Glück für mich zu retten, zu rauben oder zu stehlen, je nachdem es das Schicksal gestattete.

„Das sollte mir werden, und daß es mir wurde, das danke ich meinem Muthe; und daß ich, um es zu erreichen, so Vieles gewagt und eingesetzt habe, das gereicht mir noch heute zur Genugthuung, als hätte ich eine große Pflicht gegen mich selber erfüllt. Und wenn ich es recht bedenke, so habe ich das auch gethan, indem ich in der That meinem Leben eine schöne Episode und auf Jahre hinaus einen reichen geistigen Inhalt erobert habe."

Fräulein Emmerich unterbrach sich hier, stützte den Kopf in die Hand und schien sich in alte Erinnerungen zu versenken. Nach einiger Zeit blickte sie wieder auf, legte beide Arme auf den Tisch, neigte sich zu mir herüber und fragte in etwas leiserem

Tone: „Hat Ihnen Ihr Vater jemals von einem Oskar Emmerich gesprochen?"

„Gewiß," sagte ich, „und immer mit großer Herzlichkeit, und oft hörte ich ihn sein Bedauern aussprechen, daß ihm dieser vortreffliche Freund in Amerika verschollen sei. Noch in seiner letzten Lebenszeit äußerte er den Wunsch, vor seinem Tode etwas über Oskar Emmerich's Schicksale zu erfahren."

Fräulein Emmerich lächelte gerührt und sagte dann, indem sie meine Hand faßte und drückte: „Dieser Oskar Emmerich bin ich."

„Sind Sie?"

„Bin ich selber, — hören Sie. Ihr Vater war bereits zwei Jahre im Senneberg'schen Hause, das Verhältniß zwischen ihm und Ihrer Mutter war kein Geheimniß mehr, sie liebten einander herzlich und wurden von dem ganzen Kreise als Verlobte betrachtet. Die öffentliche Erklärung sollte in nächster Zeit stattfinden, wenn Volker das Haus verlassen und auf die Universität zurückkehren würde. Ich hatte Eile, wenn ich das Stückchen Glück, das ich für mich träumte, noch erhaschen wollte. Meine Ideale waren bereits zu dem Wunsche zusammengeschrumpft, nur kurze Zeit, und wären es nur wenige Tage, in einem intimen, innigen Umgang mit ihm leben zu können; ich wollte

dann zufrieden sein; ich nahm mir mit festestem Willen vor, dann nicht mehr mit dem Schicksal zu hadern, und das Glück, das mir das Leben schuldete, als für immer abgetragen zu betrachten. Mein Entschluß war bald gefaßt, denn in dem Drang der Umstände schreckte mich selbst das abenteuerlichste Unternehmen nicht zurück.

„Volker sollte, bevor er das Senneberg'sche Haus verließ, seine beiden Zöglinge zu Anverwandten in die Gegend von Bonn begleiten und dann, die jungen Leute dort zurücklassend, eine Rheinreise machen, bevor er sich auf die Universität begab und aufs Neue fesselte. Meines Vaters Bruder wohnte im Nassauischen, und es war längst verabredet, daß ich einen Theil des Sommers daselbst zubringen sollte. Dahin eilte ich ungefähr einen Monat vor Volker's Abreise, und als diese endlich stattgefunden, wurde ich von Ihrer Mutter, die mit ihm briefwechselte, und deren Vertraute ich war, aufs Genaueste unterrichtet, wo er sich eben befand und wohin er seine Schritte lenkte. Wie er sich nun, am Rheine hinwandernd, meinem Aufenthalte näherte, nahm ich Abschied von den Anverwandten unter dem Vorwande, jenseits des Rheines gewisse gute Freunde meines Vaters besuchen zu wollen. Man war nicht gewohnt, mich wie ein Mäd-

chen zu behandeln. Wie ich allein gekommen war, so ließ man mich auch allein abreisen, und ich reiste nicht ab, ohne meinem Vetter, der eben auf Ferien zu Hause war, einen ganzen Studentenanzug entwendet zu haben. In einer geschlossenen Postchaise, nachdem schon die Nacht angebrochen war, brachte ich die Metamorphose zu Stande, wechselte ich die Kleider, und als Student stieg ich in der Dunkelheit der Nacht im Gasthofe eines kleinen rheinischen Städtchens ab. Es gelang mir, mit Hülfe eines umgeschlagenen Mantels, so rasch aus dem Wagen in das Gasthaus zu springen, daß es selbst der Kutscher nicht bemerkte, daß er ein Fräulein eingenommen und einen Studenten aussetzte. Meine Haare hatte ich unter dem Vorwande, die damalige Mode mitmachen zu wollen, schon im Hause meiner Anverwandten ziemlich kurz geschnitten, und kaum auf der Stube angekommen, half ich noch mit der Scheere nach, so daß ich ihnen eine beinahe unstudentische Kürze gab. Wahrlich, es war kein kleines Opfer und es gehörte Muth dazu, sich als ein Mädchen, dem sein unweibliches Aussehen den größten Kummer bereitete, des einzigen Schmuckes zu berauben, den mir die Natur reichlich und in weiblicher Fülle gewährt hatte. Wie ich mich im Spiegel betrachtete, erschrack ich vor der Männlichkeit meines Aussehens,

wie sehr sie mir auch unter den gegebenen Verhältnissen dienlich war. Keinem Menschen wäre es eingefallen, daß ich nicht ein ächter zwanzigjähriger Student war. Dennoch suchte und forschte ich, wie ich mich vor Volker noch unkenntlicher machen konnte, und ich fand, daß mein Schnurrbärtchen ein gar charakteristisches Merkmal meines Gesichtes war und, sonderbar genug, erkannte ich es als Nothwendigkeit, um ganz und gar zu täuschen, dieses männliche Abzeichen von meiner Lippe zu entfernen. Wahrlich, das war nicht das geringste Opfer, das ich meiner Liebe brachte, da ich wohl wußte, daß dieser männliche Schmuck nach der Operation viel stärker zum Vorschein kommen müsse.

„Mit dem Frühesten machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Ich bemerkte zu meiner größten Genugthuung, daß ich von allen Begegnenden, selbst von solchen, die mich länger beobachten konnten, für einen wirklichen und wahrhaftigen Studenten gehalten wurde. So ging ich denn muthig beinahe den ganzen Tag am Ufer des Rheines, auf jener Strecke hin und her, auf welcher ich Volker an diesem Tage begegnen sollte. Endlich sah ich ihn mit seinem ruhigen, gelassenen Schritte aus der Ferne einherkommen. Mir pochte das Herz, und ein Schwindel ergriff mich, daß ich

mich an einen Baum lehnen mußte und unfähig war, einen Schritt weiter zu thun. Wie groß mein Muth bis zu diesem Augenblick gewesen, so wäre ich doch jetzt, da der entscheidende Augenblick nahte, am liebsten weit fortgeflohen, wenn ich nur meine Füße hätte regen können. Mit Zittern, ja mit Entsetzen sah ich ihn immer näher kommen, und als er auf mich zutrat, wandte ich das Gesicht ab, entschlossen, ihn vorübergehen zu lassen und das ganze Abenteuer aufzugeben. Er aber hatte bemerkt, wie ich am ganzen Leibe zitterte und wie ich mich, um nicht zu fallen, am Baume festhielt.

„‚Sind Sie unwohl?‘“ fragte er, indem er bei mir stehen blieb. Ich antwortete nicht. Er versuchte, mir ins Gesicht zu sehen; ich wandte es nach einer anderen Seite, während meine Angst und mein Zittern zunahmen. Mitleidig warf er Stock und Reisesack bei Seite und faßte mich unter den Arm, um mich einer nicht fernen Bank an der Chaussee entgegenzuführen. Auf dem Wege dahin bemerkte ich sehr wohl, wie er, als er mir mitleidig und besorgt ins Gesicht sah, überrascht zusammenfuhr. Doch sagte er nichts und setzte sich ruhig neben mich auf die Bank und fragte mich theilnehmend: ‚Sind Sie unwohl?‘

Neben ihm auf der Bank sitzend, fühlte ich mich

überaus glücklich und kam mir der Muth wieder zurück, um meine Unternehmung zu Ende zu führen. ‚Es ist nichts,‘ sagte ich mit entschiedener Stimme; ‚ich habe gestern Abend mit einigen Komilitonen des Guten etwas zu viel gethan und heute Morgen bin ich zu früh aufgebrochen; das ist Alles.‘

„Ihr Vater lachte laut auf und sagte, immer lachend: ‚Verzeihen Sie, daß ich Ihren Worten so antworte, es ist mir aber sehr komisch, Sie so sprechen zu hören, da ich ein gewisses Fräulein meiner Bekanntschaft zu hören glaube, mit der Sie eine ganz erstaunliche, eine wahrhaft doppelgängerische Aehnlichkeit haben.‘

„‚O,‘ rief ich, ihn unterbrechend, ‚Sie meinen gewiß meine Kousine, Fräulein Emmerich aus . . .‘

„‚Richtig,‘ bestätigte er. — ‚Sie sind also der Vetter, von dem sie mir gesprochen und von dessen erstaunlicher Aehnlichkeit mit ihr sie mir ebenfalls erzählt hat.‘

„Darauf theilte er mir mit, daß er Fräulein Emmerich sehr wohl kenne, ja, daß er zu ihr durch eine andere ihm theure Person in einem gewissen nahen Verhältnisse stehe, und so sprechend wanderten wir schon neben einander wie alte Bekannte einher, und bald war es ausgemacht, daß wir zusammen bleiben wollten, da wir beide denselben Zweck hatten,

eben nur durch die Schönheiten des Rheinthales und seiner Nebenthäler hinzuschlendern. Volker versicherte mich, daß er sich in meiner Gesellschaft so wohl fühle, als wäre er mit einem alten Bekannten, denn meine Aehnlichkeit mit Fräulein Emmerich erstrecke sich bis auf meine Stimme, und er glaube manches Mal, das gute Mädchen selbst zu hören, nur sei ich etwas kleiner als sie. Er sagte das Alles so treuherzig und wahrhaftig, daß ich mich ganz beruhigt und in meiner Rolle sicher fühlte. Schon der erste Vormittag brachte mir manche süße Empfindung, denn Volker vergaß es nicht, daß er mich unwohl angetroffen hatte und war durch mehrere Stunden immer voll Aufmerksamkeit um mich beschäftigt, bis er sich von meiner gänzlichen Wiedergenesung überzeugt hatte. Aber damit, daß er mich so treuherzig für meinen Vetter Oskar Emmerich annahm, waren meine Besorgnisse doch noch nicht ganz zerstreut. Mußte er, wenn ich länger in seiner Gesellschaft blieb, im Laufe eines ungestörten Dialogs zweier Wanderer nicht merken, wie schlecht es mit dem Wissen des jungen Studenten bestellt war? In der That entging es ihm nicht, wie oft mich manche seiner Reden, die ich nicht beantworten konnte, in Verlegenheit brachte. In solchen Fällen aber kam mir seine Güte und Nachsicht zu Hülfe, und anstatt

mißtrauisch zu werden, wurde er desto mittheilsamer und freundlicher und hatte offenbar Mitleid mit dem jungen Menschen, der seine Zeit bis hieher so wenig benützt hatte, und aus dem besorgten Krankenpfleger der ersten Stunden wurde er mein Lehrer, aber auf eine Weise, welche die Absicht verbergen sollte. Wie gerne hörte ich ihm zu und lauschte ich den Rathschlägen, die er mir für meine künftigen Studienjahre mitgab. Meine Aufmersamkeit rührte ihn; er mochte sich sagen, daß er vielleicht nicht ohne guten Einfluß auf das bisher leichtsinnige junge Blut sein könnte, und er lud mich ein, so lange als möglich in seiner Gesellschaft zu bleiben. Wie gerne folgte ich dieser Einladung, und so, mit einem Worte, wanderten wir fünf Tage lang mit einander am Rhein hinauf.

Erwarten Sie keine Abenteuer, keine Verwicklungen, keine Verlegenheiten, wie sie sich bei einer solchen Wanderung allerdings mit Wahrscheinlichkeit erwarten lassen. Das eben ist das Schöne dieser Erinnerung, daß diese wenigen Tage so rein, so klar, so einfach dahinflossen, — so abenteuerlos, als eine Wanderung zwischen einem lieben, guten Lehrer und einem aufmerksamen, hingebenden Zögling dahinfließen kann. Schon am Abend des ersten Tages, in einer Laube am Ufer sitzend, tranken Wilhelm Volker und Oskar

Emmerich das herzlichste Smollis, und solche Momente, wie wir dort in einer Laube zusammen saßen, hier auf der Höhe eines Berges, im Schatten eines Baumes ausruhten, auch wohl singend durch den Wald hinwanderten, solche Momente leuchten mir wie besonders glänzende Lichtpunkte aus jenen Tagen; solche Augenblicke waren äußerlich wie innerlich die bedeutendsten der ganzen schönen Episode meines Lebens. Ich hatte, was ich gewünscht, und am Ende der fünf Tage hatte ich mehr erreicht, als ich von dem Wagniß dieser Reise gehofft. Volker war mir ein warmer, ein guter Freund geworden; in Rüdesheim nahm er mit Thränen in den Augen Abschied, und indem er mich immer wieder ans Herz drückte und küßte, versicherte er mich, daß er dieser Tage sein Leben lang mit Freuden und mit Dankbarkeit gegen mich gedenken werde. So, von ihm geherzt und geküßt, fühlte ich mich so selig, daß für den Gedanken des Abschiedes, des ewigen Abschiedes von meinem Glücke kein Raum in mir übrig war. Ich hatte übrigens für die Zukunft gesorgt. Ein Briefwechsel war verabredet, und ich selbst, das ist Fräulein Oberforstmeister, sollte die Vermittlerin der Briefe sein, da für die nächste Zukunft weder der Aufenthalt Volkers, noch der Oskar Emmerich's fest bestimmt war, Fräu-

lein Emmerich aber als seßhafte Person, als Kousine des einen und als Freundin des anderen Korrespondenten, eine sichere Vermittlerin abgab.

„Als Mädchen kehrte ich wieder zu meinen Verwandten zurück, bei denen ich noch mehrere Wochen blieb, um meinen Haaren Zeit zu einigem Wachsthume zu lassen. Meine Heimath, die ich erst spät im Herbste wiedersah, fand ich öde und leer; Volker hatte sie verlassen, und Ihre Mutter war ihm bereits nachgefolgt. War ich deßhalb unglücklich? Nein, nicht im Geringsten. Ich hatte mein Geheimniß, ich hatte meine Erinnerungen, ich hatte meine Studien.

Ja, meine Studien, meine Bücher und Arbeiten, denn meine ganze Lebensweise schuf ich sogleich nach meiner Rückkehr um, um ein Oskar Emmerich zu werden, der würdig sei, mit Volker zu korrespondiren, und der mit diesem Gegenstände besprechen könne, die ihn interessiren.

So wurde aus dem ehemaligen Jägerburschen, der ich gewesen, ein wahrhafter Stubenhocker. Jeder Brief, den ich von Volker erhielt, war eine mächtige Aufmunterung zu weiterer Arbeit und im Lauf der Jahre brachte ich es sogar dahin, ihm nützlich sein zu können. Mein Vater starb, und ich lebte schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre so allein und un=

abhängig in diesem Hause wie jetzt. Wenn nun Ihr Vater in einem seiner Briefe an Oskar eine Sehnsucht nach dem oder jenem Dokument in dieser oder jener Stadt, die er als armer Professor nicht erreichen konnte, aussprach, was hinderte mich, die Reise zu machen und ihm das Ersehnte zu verschaffen, ihm Kopieen oder Auszüge machen zu lassen oder sogar selber zu machen? So unternahm ich die verschiedensten Reisen, von denen auch Niemand geahnt hat, welchen Zweck sie hatten. Der eigentliche Zweck war, einen jener dankbaren Briefe zu erhalten, wie sie dann Ihr Vater an seinen lieben Freund Oskar Emmerich zu schreiben pflegte.

„So vergingen Jahre. Den ganzen Inhalt meines Lebens bildete das Bewußtsein, von dem Manne, den ich liebte, wenn auch unter einer Maske, als ein theurer Freund geliebt zu werden. Sie sehen ein, daß ein solches Verhältniß, bei dem eine periodische Auffrischung durch persönliche Berührung nicht möglich war, auch nicht immer dauern konnte. Ihres Vaters Arbeiten nahmen eine Richtung, bei der ich ihm nicht mehr förderlich sein konnte: seine Beschäftigungen häuften sich, und er schrieb selten; ich selbst hielt mit meinen Briefen mehr und mehr zurück in dem Maße, als ich fühlte, wie ich ihm mit der Zeit immer

weniger bieten konnte. In der Besorgniß, unsere Korrespondenz könnte sich in bloße Förmlichkeit und Gewohnheit verlaufen, machte ich ihr selber ein Ende, indem ich als Oskar Emmerich nach Amerika auswanderte und mich meinem Freunde noch in der Blüte unserer Freundschaft verschwinden ließ. Ich hatte mir doch Jahre des Glückes verschafft, ich hatte den Mann, den ich liebte, ohne daß er es wußte, doch an mich gefesselt, ohne die Freundin verrathen zu haben; ich hatte das Bewußtsein, ihm nützlich gewesen zu sein und mich für alle Zukunft in seinem Herzen so eingebürgert zu haben, daß er nur mit Freude an mich denken konnte. Was wollte ich mehr? Ich war zufrieden und meinem Altjungferthume ging ich mit Heiterkeit entgegen.

„Und nun, lieber Oskar, der Sie nach mir heißen, den der Vater aus Liebe zu mir so getauft hat, — nun Sie wissen, was mir Ihr Vater war, durch welche Gefühle, durch welche Geheimnisse mein Leben unauflöslich an das seinige geknüpft war, — werden Sie sich bedenken, sich von mir die Wege zu Ihrem Glücke bahnen zu lassen? — Werden Sie sich bedenken, mein Sohn und Erbe werden zu wollen?"

Anstatt aller Antwort drückte ich meine Lippen auf die Hand, die sie mir darreichte. Und sie war

die Begründerin unseres Glückes, meines und Sabinens, und sie war dessen froher Zeuge bis zu ihrem Tode.

So wirkt die Liebe beglückend auf künftige Geschlechter. Wahrlich, eine der schönsten Erbschaften, die mir mein Vater hinterlassen, war jene Liebe des guten, vortrefflichen Fräuleins Oberforstmeister.

Die Gypsfigur.

Wem es an Golde fehlt, der muß sich mit Kupfer begnügen, und wer seine Stube nicht mit Bronce und Marmor schmücken kann, muß sich an Gyps erfreuen. Wir Modernen haben unsere Hausgötter ganz wie die Alten, und wie vielen Menschen ist es heutzutage religiöses Bedürfniß, sich z. B. mit den Büsten oder Statuetten ihrer Lieblingsdichter zu umgeben, und um diese in würdige Gesellschaft zu bringen, in die Gesellschaft des Ideals, fügt man ihnen nach und nach, je nach Geschmack, Vorliebe und Mitteln eine kleine Versammlung von Göttern bei. „Sie nahen, sie kommen die Himmlischen alle, mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle," selbst die Dachstube. Einziehen „Unsere liebe Frau von Milos," der Apoll von Belvedere, die schöne Euterpe, der liebliche Dornzieher, der Sclave Michel Angelos, und hat man einen Lessing auf dem Postamente stehen, den schönen

Lessing von Rietschel, so verfehlt man nicht unter ihn oder ihm gegenüber einen Laokoon aufzustellen. Wie gut haben wir es heute! Mit Hülfe weniger Thaler können wir solche Herzensbedürfnisse befriedigen. Es hat mich immer gerührt, wie Göthe in seiner italienischen Reise von seinen Ankäufen von Gypsabgüssen mit Andacht erzählt und mit einem Jubel, wie über große Entdeckungen oder Erwerbungen, und wie er sich an die Ankunft des ersten italienischen Gypsfigurenhändlers in Frankfurt, wie an ein großes Ereigniß erinnert, das ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Er hätte es eher verdient, als die ganze praktische neue Generation, die nach ihm kam, sich mit Leichtigkeit an den Reproduktionen großer Kunstwerke zu erfreuen, wie sie uns heute in Gyps, gebrannter Erde, nachgeahmtem Marmor und durch die Photographie so häufig und so billig geliefert werden. Was mich betrifft, so gehörte es, so oft ich mir eine kleine Wohnung einrichtete, zu meinen ersten Sorgen, mich mit einem Gipsfigurenhändler in Verbindung zu setzen, der meine ersten Bedürfnisse befriedigte, die öden Wände meiner Chambre garnie belebte, und von Zeit zu Zeit, wie es seine Formen und meine Finanzen gestatteten, Einzelnes nachlieferte. Da ich nun aber durch viele Jahre von Stadt zu Stadt zog und die gebrechlichen Laren

und Penaten nicht mitführen konnte, ergab es sich mit der Zeit, daß ich in den verschiedensten Städten unter den Gypsfigurenhändlern und Gypsgießern zahlreiche Bekannte und Freunde hatte.

In Paris wandte ich mich nicht an die prächtigen Kunstmagazine auf den Boulevards und in der Rue de Seine, sondern an eine obskure Werkstatt in einem Hinterhause, der entfernten Rue de l'Enfer, weit hinter dem Luxemburg. Daran war nicht die Zwietracht schuld, in welchem gewöhnlich mein Finanzminster mit meinem Kultusminister lebte, sondern die auffallende Schönheit eines siebzehnjährigen Italieners, der so schön war, wie die schönsten Götter und Heroen, die er auf seinem Brette über dem Kopfe balancirte und der mich in diese neuentdeckten Gegenden der Hauptstadt in die Werkstatt seines Vaters, des Gypsgießers, verlockte. Dieser, Signor Tomaso, ein Florentiner, war froh, Kunden zu finden und empfing mich mit großer Zuvorkommenheit. Da ich in der Nähe, nicht ferne vom Pantheon, öfter zu thun hatte, kehrte ich gleich zu Anfang der neuen Bekanntschaft zu wiederholten Malen um so lieber zurück, als mir Tomaso, der, nebenbei gesagt, seinem Sohne an Schönheit nichts nachgab, trotz einem Alter von beinahe sechzig Jahren, den Eindruck, nicht eines Gypsgießers, sondern eines

Künstlers machte, ich von ihm in manches Geheimniß seines Handwerks eingeweiht und außerdem über den geheimnißvollen Reiz des einen und des andern Kunstwerkes aufgeklärt wurde. Ich kannte damals Italien nur sehr oberflächlich; desto interessanter war es mir, durch sein kluges und verständnißvolles Wort, Ersatz zu finden für das, was den Kopien, nach seiner Beschreibung, neben den Originalen fehlte. Ich war bald so vertraut im Atelier, daß ich in seiner Waare kramen und Alles besichtigen konnte nach Belieben; selbst die Statuen, die in Papier oder Leinwand gewickelt dastanden, durfte ich enthüllen.

So kramte ich wieder eines Tages, als ich an eine verhüllte Büste kam, die ich bis jetzt, des gleichen Fußes wegen, für eine Wiederholung der neben ihr stehenden Dione gehalten hatte, die sich mir aber jetzt, durch eine zufällige Verschiebung der Leinwand, als etwas Anderes verrieth. Ich sah ein Stück eines wunderbar schönen Profiles, das mir sofort einen individuelleren Eindruck machte, als sämmtliche antiken Gesichter ringsumher. Hastig, als ob ich eine große Entdeckung gemacht hätte, als ob ich bei einer Ausgrabung dieses Profil mit dem Spaten enthüllt hätte, riß ich, während Signor Tomaso, fern von mir nahe der Thür arbeitete, die Leinwand ab und eine der herrlichsten Büsten stand vor mir, ein Mädchen-

gesicht, das nichts mit den andern Köpfen der ganzen plastischen Versammlung gemein hatte und doch so schön war, wie das schönste unter diesen idealen Gesichtern. Auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß man hier keine Kopie einer Antike vor sich hatte; bei aller regelmäßigen und idealen Schönheit kündigte sich dieser Kopf sogleich als Porträt, und zwar als modernes Porträt an. Es stellte ein eben zur vollen Blüthe gelangtes Mädchen bis an den Gürtel dar; die schwellende jungfräuliche Brust war nur halb und von einer leichten Draperie bedeckt. Trotzdem war sie in vollster Harmonie mit dem unschuldig und schamhaft lächelnden Munde, und wieder war zwischen diesem und dem gedankenvoll und melancholisch blickenden Auge, das traurige Räthsel zu durchschauen schien, nicht der geringste Widerspruch. Unschuld und Erkenntniß, jungfräuliche Verheißung, und reife Erfüllung paarten sich in diesem Werke, einem Kunstwerke des Künstlers, wie der Natur, ebenso harmonisch und einander ergänzend, wie die Regelmäßigkeit der schönen Linien mit den ganz und gar persönlichen Zügen, die so charakterisirt waren, als hätten sie vom Anfang der Schöpfung bis auf diesen Tag nur einer einzigen Person angehören können. Ich stand so verblüfft, so verwundert und bewundernd vor dieser neuen Erscheinung, daß ich

Signor Tomaso über Namen und Herkunft dieses mir ganz und gar unbekannten Kunstwerkes zu befragen vergaß. Es kam mir eben gar nicht auf Belehrung an, nur darauf kam es mir an, aus dieser Quelle der Schönheit so viel als möglich in großen Zügen in mich hineinzuschlürfen. Die Lust nach dem Besitze stellte sich natürlicher Weise bald ein und ich hob die Büste auf meinen Arm und hielt sie mit der Hand, um sie nicht wieder loszulassen. So näherte ich mich dem Meister Tomaso, der an einer Form beschäftigt war und fragte nun: „Was kostet das?"

— Er sah freundlich auf, zog aber, als er die Büste in meinem Arm erblickte, plötzlich die Augenbraunen zusammen, und ehe ich mich dessen versah, hatte er mir sie wieder entrissen und mit ihr dem Hintergrunde des Ateliers rasch entgegenschreitend, antwortete er mir auf die barscheste Weise: „Diese Büste ist nicht zu verkaufen."

Er stellte sie nieder auf ihren vorigen Platz, machte Anstalt, sie aufs Neue zu verhüllen, besann sich aber, warf die Leinwand nur so über ihren Kopf und trug sie in ein anstoßendes kleines Zimmer, in welchem sein Bett stand und dessen Thüre er so gewaltig zuschlug, daß sämmtliche Gypsfiguren erzitterten. Tomaso hatte mir bis jetzt so viel florentinische Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt, daß ich über dieses barsche Wesen

doppelt erstaunt war. Ich wollte ihn darüber befragen, von ihm eine Erklärung verlangen — da er aber nicht wieder kam und in seiner Stube verschlossen blieb, sagte ich mir, daß ich höchstwahrscheinlich irgend eine schmerzliche Saite in der Seele dieses Handwerkers, die ich als eine Künstlerseele kannte, berührt habe, und mich errinnernd, wie rasch bei meiner Frage und beim Anblick der Büste seine Stirne sich verfinsterte und mit Schmerz und Zorn zugleich überzog, war es mir, als hätte ich im Gegentheile ihm etwas abzubitten. Sein Sohn Niccolo, bei dem ich vielleicht über das plötzliche Aufwallen seines Vaters, wie über die Büste hätte Auskunft erhalten können, war, wie gewöhnlich, abwesend, und so ging ich, selber nicht wissend, ob ich bald wieder kehren oder, beleidigt durch das Benehmen Tomaso's, ausbleiben solle.

Dieser Zweifel hielt lange nach in mir. Die Büste mit ihrer unendlichen Schönheit hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht, und nun ich sie nicht besitzen sollte, wurde mein Wunsch nach ihr geradezu zur Sehnsucht, und ich begriff, wie man sich beim ersten Anblick einer schönen Person verlieben könne, da mir das mit einer bloßen Gypsfigur begegnete. Wie bei einer wirklichen Liebe steigerte sich mein Wunsch nach Besitz gerade dadurch, daß sich gleich im ersten Augen-

blicke der Bekanntschaft ein Hinderniß erhob, und zwar ein unbekanntes, geheimnißvolles. Indessen konnte der Natur der Sache nach diese Leidenschaft, die eben nur in alten romantischen Geschichten den Helden unglücklich macht nicht lange währen, und da meine Stube bereits mit artistischem Bedarf sattsam ausgestattet war, kehrte ich auch in das Atelier, in dem ich das letzte Mal nicht sehr freundlich behandelt worden, nicht wieder zurück. Hätte ich Niccolo irgendwo in der Straße begegnet, ich würde ihn wohl ausgefragt haben; dieß geschah aber nicht, da er den Straßenhandel für einige Zeit aufgegeben hatte, um in einem öffentlichen Gebäude an den Ornamenten zu arbeiten — und so vergingen Wochen und verging der Wunsch nach der geheimnißvollen Gypsfigur, die es mir förmlich angethan hatte.

Aber eines Tages, als ich unter den Arkaden des Odeon an den Auslegekasten der Antiquare stand und Bücher musterte, sah ich Tomaso an mir vorüber und der Stadt entgegengehen. Halt, dachte ich, jetzt ist das Feld frei, vielleicht treffe ich Niccolo allein in der Werkstatt und kann ich die Büste wieder sehen und etwas über sie, und ihren Ursprung, wie über die Abneigung Tomaso's gegen den Verkauf derselben erfahren. Raschen Schrittes ging ich der Rue de l'Enfer entgegen und trat in das Atelier, in welchem ich wirk-

lich Niccolo an einer Form beschäftigt fand. Dieser hatte mir immer viel Zuneigung gezeigt und freute sich über das Wiedersehen nach so langer Trennung. Ich, der ich die Heimkehr des Vaters fürchtete, sprach ihm rasch meinen Wunsch aus, eine gewisse Büste zu sehen, deren Anblick mir sein Vater auf so eigenthümliche, beinahe kränkende Weise entzogen hätte. Er wußte sogleich, welche Büste ich meinte, stand aber doch eine Zeit lang unschlüssig, und ich fürchtete bereits, daß sich der Sohn ebenso benehmen werde, wie der Vater. Indessen wandte er sich doch nach einiger Zeit und ging in die Stube, um gleich darauf mit der Büste zurückzukehren, die noch gerade so in die Leinwand gehüllt war, wie sie Tomaso vor einigen Monaten fortgetragen hatte. Er enthüllte sie mit einiger Feierlichkeit und, wie ich wohl bemerken konnte, nicht ohne innere Bewegung, und als er sie auf einen Tisch vor mich hinstellte, betrachtete er sie mit nicht geringerer Aufmerksamkeit und Theilnahme, als ich selber, obwohl er sie doch seit lange kennen mußte. Was mich betrifft, so gefiel mir die Büste noch viel mehr als das erste Mal, und wurde der Wunsch, sie zu besitzen, ebenso lebhaft, ja noch viel lebhafter, als da ich sie entdeckte. Ich that, als wüßte ich nicht, daß sie nicht zu verkaufen war und fragte: „Was kostet sie? Ich nehme sie gleich mit."

Niccolo schüttelte den Kopf.

„Ich gebe," fügte ich, die italienische Gewinnsucht ins Spiel ziehend, hinzu, „ich gebe, was Ihr nur verständiger Weise verlangen könnt. — Ja, ich gebe gern das doppelte des Preises, den ich sonst für Büsten dieser Größe bezahle."

Niccolo schüttelte abermals den Kopf. „Sie ist nicht zu verkaufen," sagte er halblaut, „und wenn Sie mir tausend Franken böten, ich könnte sie Ihnen nicht überlassen. Selbst wenn ich es hinter dem Rücken meines Vaters thun wollte, ich könnte es nicht, denn wir besitzen nur das Eine Exemplar und mein Vater würde ihre Abwesenheit sogleich bemerken, obwohl er sie niemals ansieht."

„So sage mir wenigstens," bat ich, mehr und mehr neugierig und gereizt, „von wem diese Büste herrührt? wo sich das Original befindet und wo ich mir einen Abguß verschaffen könnte? da Ihr einmal die sonderbare Grille habt, gerade diesen Abguß nicht verkaufen zu wollen."

„Ein Original dieser Büste gibt es nicht," antwortete Niccolò, „und anderswo als bei uns können Sie sich unmöglich einen Abguß verschaffen."

So sprechend, nahm er die Büste und trug sie in das Zimmer zurück, vielleicht, weil er bemerkte, daß

ihr Anblick meinen Wunsch nur neu aufstachelte und er meinem Drängen ausweichen wollte. In dieser Beziehung aber irrte er sich. Seine letzten Worte hatten mich nur gieriger gemacht, und da er den Gegenstand meiner Sehnsucht mir entführte, reizte er diese nur noch mehr. Ich drang in ihn, — ich wollte Erklärungen haben, ich machte ihm Vorwürfe.

Der gute Junge war offenbar in Verlegenheit; zuletzt sagte er beschwichtigend: „Die Büste darf nicht verkauft werden. Es ist das eine Herzenssache, vielleicht eine Gewissenssache meines Vaters. Ich habe ihm das bei allen Heiligen zuschwören müssen, daß ich sie nie verkaufen werde. Aber ich habe ihm nicht versprochen, sie nicht zu schenken. Ich will Ihnen eine zum Geschenke machen. Sie müssen sich nur gedulden. Wir besitzen die Büste in diesem einzigen Exemplar, aber die Form ist da; ich habe sie gerettet und wohl versteckt, daß sie der Vater in irgend einem unglücklichen Anfall nicht zerstören kann, doch müssen Sie sich gedulden; es kann lange Zeit darüber hingehen, bis ich mein Wort halte, denn ich kann es nur, wenn mein Vater einmal auf mehrere Tage abwesend und ich Herr des Ateliers bin."

„Niccolo," rief ich, „ich werde Dir außerordentlich dankbar sein — aber ich fürchte, daß Du, wenn es lange dauert, Dein Versprechen vergißest."

„Fürchten Sie nichts," sagte Niccolo lachend. „Hier meine Hand, ich bringe sie Ihnen, sobald es nur möglich — ich will Ihnen dann auch erklären, was meinen Vater bewogen hat, oder vielmehr, warum er sich hinreißen ließ, gegen Sie, den er doch sonst herzlich liebt, so unfreundlich zu sein. Der arme Mann! Seine Barschheit, sein Zorn galt nicht Ihnen, sondern seinem Schicksale. Es thut mir leid, wenn ich Sie neugierig mache und nicht gleich ihre Neugierde befriedigen kann — aber ich werde Wort halten."

Trotz dieser Versicherung mußte ich glauben, daß Niccolo sein Versprechen längst vergessen habe, denn es war ein Jahr und mehr vergangen und es hatte sich weder Niccolo noch die Büste, noch die Geschichte derselben eingestellt, und ich hatte um so mehr Ursache, Vergeßlichkeit bei ihm vorauszusehen, als ich im Grunde selbst das ganze Abenteuer beinahe vergessen hatte. Nur wenn ich manchmal einen Freund, der lange Zeit in England gelebt hatte, besuchte und bei ihm die schöne Clythia aus dem britischen Museum sah, dachte ich noch an die mir versagte Büste, die mit der herrlichen Antike viel Aehnlichkeit hatte, und erwachte noch die Sehnsucht nach ihr und einiger Aerger über den wortbrüchigen Niccolo. Endlich verließ ich auch meine Wohnung und dachte gar nicht daran, Niccolo von dieser Veränderung

in Kenntniß zu setzen, überzeugt wie ich war, daß, da er bis jetzt sein Wort nicht gehalten, er es überhaupt nicht mehr halten werde.

So waren beinahe zwei Jahre vergangen, als eines Morgens ein auffallend schöner junger Mann in meine Stube trat, den ich erst, als er mich italienisch begrüßte, als meinen Freund Niccolo erkannte. Er hatte sich indessen mit italienischer Raschheit entwickelt und aus dem Knaben, den ich vor ungefähr drei Jahren kennen gelernt, war ein ganzer Mann geworden, und zwar ein Mann, wenigstens so schön wie einer der beiden Italiener auf dem Bilde Van Dyks, das sich im Edinburger Museum befindet. Jeder Maler hätte sich glücklich schätzen können, ein solches Modell zu haben. Ich freute mich um so mehr ihn wieder zu sehen, als er mir gleich beim Eintritt etwas Verhülltes entgegenhielt, das sich auf eine Bewegung von ihm als die ersehnte Büste offenbarte.

„Braver Junge," rief ich voll freudiger Ueberraschung, „so hast Du doch Wort gehalten?"

„Sie haben es wohl nicht mehr erwartet," sagte er lächelnd, „aber Sie werden die lange Verzögerung entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vater die ganze Zeit hindurch das Atelier nicht verlassen. Jetzt ist er seit vierzehn Tagen bei Amboise in einem

Schlosse des Herzogs von Luynes mit Ornamentiren beschäftigt und das Erste was ich nach seiner Abreise unternahm, war der Guß dieser Büste, und seit fünf Tagen suche ich Sie in ganz Paris."

„Guter Junge," rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, „jetzt setze Dich hierher und laß uns zusammen frühstücken."

Während man das Frühstück bereitete, versenkte ich mich wieder in den Anblick der Büste, die mir Freund Niccolo in feinstem Gyps und auf das Gewissenhafteste ausgeführt lieferte, und bei ihrem Anblick tauchten alle die Fragen wieder auf, die das Geheimniß das sie umgab, schon früher in mir geweckt hatte. Ich erinnerte Niccolo an sein zweites Versprechen, mir die Geschichte derselben zu erzählen und er erwiderte, daß er sich darauf vorbereitet, und daß es ihn freue, es nicht vor zwei Jahren gethan zu haben, da er jetzt diese Geschichte selber besser verstehe, als es damals der Fall gewesen.

Nach Tische, als wir bei einem Glase Wein gemüthlich zusammen saßen, begann er ohne weitere Aufforderung ungefähr so:

„Sie kennen Florenz, und gewiß haben Sie auch das Cenacolo Andrea del Sarto's besucht, das sich vor der Stadt in San Salviati befindet. Am äußersten

Ende der Vorstadt, durch die Sie kommen mußten, unweit vom Arno, befindet sich das kleine Haus, das noch vor sechs Jahren meine Eltern mit ihren zwei Kindern, einer ältern Schwester und mir, bewohnten. Mein Vater war, was er jetzt ist, ein Gypsgießer. Er hatte das Handwerk von seinem Vater gelernt, arbeitete viel für die Bildhauer, deren es in Florenz eine ziemliche Anzahl gibt, und wurde von dem Berühmtesten unter ihnen, von Bartolini, von dem Sie wohl gehört haben werden, seiner Geschicklichkeit und Anstelligkeit wegen als Prakticien beschäftigt. Herr Bartolini ließ ihn selbst manches ausführen und behauptete manchmal, es sei an ihm ein vortrefflicher Bildhauer verloren. Mein Vater pflegte darauf zu erwidern, sicherer sei sicherer, nicht jedem Bildhauer gelinge es wie Herrn Bartolini; seine Gypsfiguren, welche Griechen und Italiener für ihn gemacht, verkaufe er gewiß, während es höchst ungewiß sei, ob er eine eigene Figur, auf die er Monate verwenden müßte, an den Mann brächte — und er habe Weib und Kinder zu ernähren, die bei zehn Lire wöchentlich besser leben als bei unsterblichem Ruhm, der vielleicht nicht fünf einbrächte.

Niemand wußte, daß er bei diesen unkünstlerischen Reden zu Hause in seinem Atelier manche Stunde, die ihm das Handwerk frei ließ, der Kunst

widmete und manchen Haufen Thon zu Figuren verarbeitete. Freilich knetete er solche Schöpfungen wieder ein, nachdem er sich einige Tage daran ergötzt hatte. Er wollte vom Dämon der Ruhmsucht sich nicht verleiten lassen, da er doch nie über den Stümper hinaus, wohl aber seine Familie dadurch in Noth käme. Niemand wußte auch, daß außer Herrn Bartolini, dessen Aeußerungen vielleicht nicht so ernst gemeint waren, noch Jemand hinter ihm stand, der seine Ehrfurcht stachelte und aus ihm gern einen berühmten Bildhauer gemacht hätte. Es war das meine Mutter. Sie schalt meinen Vater einen Mann ohne Gefühl für alles Große, ohne Empfindung für das Wohl der Seinigen; sie wies immer auf den berühmten Bartolini hin, der ursprünglich auch nichts gewesen sei als ein Kind des Volkes und der jetzt eine Stellung habe wie ein Fürst, von Fürsten und Grafen besucht werde und selbst zu Hofe komme. Sie erneuerte ihre Vorwürfe, so oft sie Frau Bartolini in den Cascini mitten unter den höchsten Herrschaften spazieren fahren sah, oder hörte, daß diese Dame zum Balle dieses oder jenes Duca, oder Marchese geladen worden. Nicht für sich, behauptete meine Mutter, suchte sie diese Ehren, sondern für ihren Tomaso, der sie mit seinem Talente verdiene, und für die Zukunft ihrer Kinder. Mein Vater ließ

sich durch dergleichen Reden nicht irre machen, er schaffte sich sein Geld mit dem Handwerk und seine Freuden mit der heimlichen Ausübung seiner Kunst.

Eines Tags — so erzählte er mir vor Kurzem noch selber — kam er gegen Abend aus seiner Werkstatt in der Stadt in unsere Wohnung zurück und blieb unbeweglich und erstaunt am Eingange des kleinen Gärtchens hinter dem Hause stehen. Teresina, meine Schwester, hatte eben die Blumen begossen, sich dabei etwas erhitzt, und deßhalb des Halstuches entledigt. Auch das obere Kleid, um es zu schonen, hatte sie abgeworfen und trug in dem Gärtchen, wo sie vor Lauschern und Zeugen sicher war, nur ein kurzes Röckchen, das in dünnen Falten über die Knie fiel und die nackten Füße sehen ließ. Aus den Frührosen hatte sie sich einen Kranz gewunden und auf das Haar gesetzt, das bei ihrer Beschäftigung in Unordnung gekommen und zum Theil hier als Locke, dort als Flechte auf Nacken und Schulter fiel. So mit der Kanne in der Hand kam sie ihm entgegen. Sie war ihm nie so schön erschienen, oder vielmehr, er sah zum ersten Male wie unendlich schön seine Tochter war. Er hatte sie immer geliebt, mit großer Zärtlichkeit geliebt, aber an ihre Schönheit hatte er nur selten gedacht. Dieser Augenblick war ihm wie eine Offen-

barung. Er sagte sich, niemals ein schöneres Geschöpf gesehen zu haben und zum ersten Male fiel es ihm auf, daß seine Teresina, die ihm bisher nur das Kind gewesen, ein Weib, ein vollendetes Weib geworden. Sie war damals achtzehn Jahre alt, und in der That in vollster und herrlichster Blüthe. Zum ersten Male wünschte mein Vater aufrichtig, ein großer Bildhauer zu sein, um diese Schönheit nachbilden zu können. Auch rief er sie sogleich ins Haus und griff augenblicklich zum Thone und begann zu modeln. Um sie so wiederzugeben wie er sie gesehen, fühlte er sich zu schwach und aus der Statue, die er begonnen hatte, wurde nach und nach eine Büste, die er mehr und mehr vereinfachte. Seine Zaghaftigkeit kam ihm sehr zu statten, denn die Einfachheit, zu der sie ihn zwang, gab dem Bilde einen größern Reiz, als es aller Schmuck, als es der Kranz hätte thun können. Tage lang vernachlässigte er seine Werkstatt und arbeitete ohne Unterbrechung zu Hause fort. Zu seinem Unglück wurde während der Arbeit der Künstler in ihm immer mächtiger und mein strenger und frommer Vater machte die Büste mehr und mehr griechisch, indem er die Gewandung mehr und mehr herunterzog und die keuschen Reize der Jungfrau so weit enthüllte, als es ihm sein Sinn für schöne Form gebot. War er, der Vater,

nicht allein mit seinem Kinde? Der einzige Zeuge bei der Arbeit war die Mutter, die ihn mit immer wachsendem Beifalle aufmunterte. Teresina allein wagte manchmal eine schüchterne Bemerkung über die Art, in der sie dargestellt wurde. Die Mutter schalt, der Vater beruhigte sie. Die Büste sollte nur dem Hause gehören, und von keinem fremden Auge gesehen werden. Es war aber natürlich, daß, als sie endlich vollendet war, der Vater sich einen Gypsabguß machen wollte.

„Zu dem Ende nahm er das Thonmodell in seine Werkstatt und nach wenigen Tagen prangte daselbst eine ganze Reihe von Abgüssen. Er konnte nicht müde werden, sein schönes Kind und sein schönes Werk immer wieder zu vervielfältigen und endlich konnte er es sich auch nicht versagen, die Büste dem einen oder dem anderen Besucher zu zeigen, ohne jedoch zu verrathen, wessen Porträt sie war. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie er es mir, der ich ihm schon damals im Atelier zu helfen pflegte, aufs Strengste verbot, die Büste als die meiner Schwester zu nennen, sei es wem immer, und ich mit dem Instinkte des Bruders hütete mich wohl, gegen dieses Verbot zu handeln und mich als den Bruder der griechischen Gestalt zu erkennen zu geben. Sie machte auf alle diejenigen, die sie zu sehen bekamen, denselben Eindruck, den Sie selbst empfunden

haben. Mein Vater konnte nicht umhin, sie immer wieder zu zeigen, und die sie gesehen, sprachen mit ihren Bekannten davon und unser Atelier wurde von Besuchern bestürmt. Doch traute mein Vater dem Urtheile dieses Publikums nicht; was diesem gefiel, war wohl nur die angeborene Schönheit seines Kindes; ob seine Arbeit einen künstlerischen Werth habe? daran zweifelte er noch immer. Es demüthigte ihn fast, daß man nur immer von der Schönheit des Gesichtes und der Formen und beinahe gar nicht von Arbeit und Ausführung sprach. Er mußte darüber ins Klare kommen, hüllte einen besonders gut gelungenen Abguß in seinen Mantel und wanderte zu Herrn Bartolini. Mit freudestrahlenden, triumphirenden Augen kam er zurück und wiederholte des Abends meiner Mutter die Lobsprüche, die ihm der große Bildhauer ertheilt hatte. Die Folge war, daß sich meine Mutter der Meinung Aller, die die Büste gesehen, wie der Meinung Bartolini's anschloß, daß er seine Arbeit auf die Ausstellung, die demnächst eröffnet werden sollte, schicken müsse.

Aber davon wollte mein Vater nichts hören. Er habe noch immer nicht die geringste Absicht, als Künstler aufzutreten, er bleibe, trotz allem Erfolge, bei seinen Grundsätzen und lasse sich aus seinem gewohnten und sicheren Geleise nicht herausbringen. Vielleicht, meinte

er, würde er es ausnahmsweise doch thun, da ein solcher Erfolg ihm selbst als Gypsgießer nützlich sein könne, aber dann müßte die Arbeit einen ganz anderen Gegenstand haben und nicht seine eigene Tochter in dieser Weise darstellen. Meine Mutter stellte ihm vergebens vor, daß Niemand seine Tochter kenne, daß Niemand wisse, daß die Büste Teresina darstelle, und daß solche Skrupel höchst unkünstlerisch seien. Sie mochte übrigens diese Skrupel vorausgesehen und sich gegen sie gewaffnet haben, denn sie entfaltete in ihrer Rede eine außerordentliche Kenntniß aller Beispiele, die man nur in der Maler- und Bildhauer-Geschichte Italiens auftreiben konnte, und nannte alle Bilder, auf denen die alten Künstler ihre Frauen und Töchter mit weit minderer Scheu, als mein Vater seine Teresina dargestellt. Teresina selbst stand in diesem Streite auf Seiten meines Vaters, wurde aber von der Mutter als ein dummes Ding, das von dergleichen nichts verstehe und keine Rücksicht für unsere Zukunft habe, zum Schweigen gebracht.

Ein Grund, den die arme Schwester gegen die Ausstellung der Büste vorbrachte, war ihre Ueberzeugung, daß Angelo, wie sie ihn kenne, nichts mehr von ihr werde wissen wollen. —

„Tanto meglio, desto besser," rief meine Mutter.

„Wenn Dein Vater ein berühmter Bildhauer wird, so soll der arme Gypsgießer-Geselle auch nichts von Dir wissen wollen und sollst Du auch nichts von ihm mehr wissen wollen. Wir werden dann unter Menschen kommen, die über diese Dinge ganz anders denken, als dumme, arme Leute.

„Derartige Streitigkeiten dauerten im Hause bis gegen Eröffnung der Kunstausstellung fort, wo sie dann mit einem Male abgeschnitten waren. Als mein Vater eines Abends, wenige Tage vor Eröffnung nach Hause kam, vermißte er auf dem Schranke die Büste, die er dahin gestellt hatte — und fand Teresina weinend in einem Winkel der Stube sitzen. Meine Mutter gestand und erzählte ihm in kurzen und entschiedenen Worten, wie eine Frau, die sich dessen bewußt ist, recht und vernünftig gehandelt zu haben, daß sie die Büste selber und in Tomaso's Namen auf die Akademie getragen, und fügte hinzu, daß Herr Bartolini, der im Comité war, sich darüber mit großer Freude ausgesprochen, und daß er Tomaso danken lasse, endlich diesen Entschluß gefaßt zu haben.

„So kam die Büste auf die Ausstellung, und um es Ihnen mit einem Worte zu sagen — hatte den glänzendsten Erfolg. Alle Welt erkannte sie als eine der schönsten Sachen der ganzen großen Ausstellung

und der Name meines Vaters war in Aller Munde. So groß war der Erfolg, so viele Lobsprüche wurden meinem Vater ertheilt, daß er meiner Mutter zugestand, ganz recht und vernünftig gehandelt zu haben. Aber je größer der Erfolg war, desto sorgfältiger suchte er den Ursprung der Büste, die Existenz des Modells zu verbergen. Das gelang ihm leicht, da wir, wie gesagt, vor der Stadt in ziemlicher Einsamkeit wohnten und Teresina, dem Befehle des Vaters entgegenkommend, noch weniger ausging, als sonst und sich vorzugsweise die Stadt zu betreten hütete. Mittlerweile wurde die Werkstatt meines Vaters förmlich gestürmt. Jedermann wollte die Büste haben, Jedermann so viel dafür bezahlen, als man nur verlangte. Mein Vater gewährte sie Anfangs nur dem einen und andern Bekannten, dem er sich irgendwie verpflichtet glaubte, nach und nach aber wurde der Kreis immer größer und es kam zu einem förmlichen Verkauf. Mehrere Gesellen waren nur mit dem Guß dieser Büste beschäftigt und immer konnten wir nicht den zahlreichen Nachfragen genügen. Das Geld floß ins Haus und meine Mutter, die von jeher unsere arme Kasse beaufsichtigte, schwamm in Wonne, so rasch ihre Prophezeiungen erfüllt und bereits den schönen Anfang von Ruhm und Reichthum zu sehen.

„Die Büste war nicht vierzehn Tage bekannt, als sie bereits schon so populär war, daß man sie in Kaffee- und Weinhäusern aufgestellt fand. Ihren Erfolg beim Publikum dankte sie natürlich vielmehr dem schönen Gesichte und den schönen Formen, als der liebevollen und wirklich künstlerischen Ausführung. Da war es denn auch natürlich, daß es in Florenz müßige junge Leute genug gab, die sich um das Modell zu kümmern begannen, die das Original in Fleisch und Blut gerne kennen gelernt hätten, vielleicht um so lieber, als sie das für ein gewöhnliches Künstlermodell hielten und die nun nach allen Seiten hin spähten und forschten. Florenz ist keine eigentlich große Stadt und unter den Unzähligen, welchen die Büste überall zu Gesichte kam, mußten sich wohl welche finden, die Teresina schon gesehen hatten. Man erinnerte sich, auf dem Wege nach San Salviati manchmal einem Mädchen begegnet zu sein, das wie die meisten armen Mädchen um Florenz mit Strohstickereien beschäftigt war. Man versicherte, daß die Büste nicht geschmeichelt habe und daß das Original ebenso schön sei, wie sie. Da war es eine Ehrensache, diese Schönheit gesehen zu haben, und statt nach den Cascini, wandte sich jetzt die elegante junge und alte Welt nach San Salviati, wo man auch leicht erfuhr, wer das Original sei und in welchem Hause

es wohne. Vor diesem Hause fuhren und wanderten jetzt an einem Tage mehr Wagen und Spaziergänger, als sonst in einem Monat. Mein Vater, sobald er das Geheimniß seiner Büste verrathen, sobald er diese als sein Kind erkannt sah, stellte den Verkauf derselben ein, und als er die Spaziergänger vor seinem Hause bemerkte, ja selber einmal von einem Neugierigen, der ihn nicht kannte, gefragt wurde, ob die schöne Teresina, deren Büste man überall sehe, in diesem Hause wohne und an welchem Fenster man sie sehen könne? verbot er meiner Schwester, die Schwelle des Hauses zu überschreiten. Ueber Beides war meine Mutter sehr betrübt, denn der Zufluß des Reichthums hörte auf und die schönen Kleider, die sie für Teresa angeschafft hatte, konnten jetzt nicht gezeigt werden. Sie war sehr unzufrieden, mein Vater war bekümmert, Teresina schien immer besorgt — und so war mit einem Male, im Handumdrehen, das stille Glück unseres Hauses in ein stilles Unglück verwandelt, oder vielmehr in eine Ahnung, als ob man am Anfange eines Unglückes stünde.

„An demselben Tage, an welchem mein Vater Teresina die Schwelle zu überschreiten verbot, wanderte ein junger frischer Geselle, mit einem Stocke in der Hand, mit einem kleinen Felleisen auf dem Rücken, von Modena her über die Appeninen. Die Art und

Weise, wie er im Gehen den Stock schwang, wie der breite Hut schief auf den dicken und schwarzen Locken, ja selbst wie der Reisesack nachlässig auf der einen Schulter hing, sein elastischer Schritt, kurz alles Aeußere an ihm verrieth sein glückliches Gemüth, die Freude, die ihn spornte, ebenso laut, wie die lustigen Stornelli, die er in die warme und milde Bergluft hinaufsang. Nach Monaten langer Trennung und Arbeit im Schlosse des Herzogs von Modena, kehrte er eben mit vollen Taschen in sein geliebtes Florenz, in seine Heimath zurück, wo Alles, was er liebte, daheim war. Diese Gegend der Appeninen war damals nicht eben ganz sicher; man sprach viel von verschiedenen Räuberanfällen; aber der junge Mann ging dahin, als ob er nichts auf der Welt fürchtete. Wie klein und zart noch sein Schnurrbärtchen war, ebenso entschieden schwang sich sein Mund, bog sich sein Kinn vorwärts und glänzten seine schwarzen Augen voll Muth und Leidenschaft.

„Er war eben auf der Höhe angekommen, von der aus man das Arnothal zum ersten Male zu Gesichte bekommt. Dort oben steht ein aus Quadern wie eine Festung aufgebautes Gasthaus, das seine von italienischen Eichen und Lorbeeren beschattete Veranda dem kleinen Arno-Paradiese zukehrt. Dort bekommt man den ersten Wein aus dem Arnothal, vielleicht den

guten Vino Ricasoli — sollte der junge Mann, der den ganzen Morgen gewandert war, nicht hier die ersten Züge aus dem Freudenbecher der Heimath thun?

Der junge Mann trat in die große Halle und verlangte vom Besten. Er hatte das Glas schon in der Hand, und wollte es schon zum Munde führen, als er mit einem Male wie versteinert stehen und mit den Augen an einer Büste über dem Tische haften blieb. Im ersten Momente überzog ein seliges Lächeln sein ganzes Gesicht; nach und nach aber wich dieses Lächeln, von einem krampfhaften Stirnrunzeln gewissermaßen verdrängt, einem überaus düsteren Ausdrucke. Seine Lippen wurde blaß und die untere, die zu zittern begann, preßte sich zwischen die weißen Zähne, deren obere Reihe jetzt wild und fletschend zum Vorschein kam. Ohne den Blick von der Büste zu wenden, fragte er endlich den Wirth:

„Woher habt Ihr dieses Bild?"

„Ich habs aus Florenz mitgebracht, wo es in den Straßen verkauft wird. Ich habs gekauft," fuhr er mit der Geschwätzigkeit des Gastwirthes fort, „weil es in Florenz alle Gast- und Kaffeehäuser haben und mein Gasthaus doch auch schon zu Florenz gezählt werden kann. Gefällts Euch? Das glaube ich. Das gefällt Jedermann. Es ist die schöne Teresina, die

draußen wohnt bei San Salviati und ihr Vater selbst hat diese Büste gemacht. Man spricht jetzt von nichts Anderem in Florenz, als von der schönen Teresina, und vor ihrem Hause treibt sich alles junge Volk herum, nur um die Spitze ihrer Nase sehen zu können. Sie ist aber auch schön diese Nase, und dieser Hals und diese herrliche jungfräuliche runde —"

„Der Wirth sprach nicht weiter, denn in demselben Augenblicke flog das Glas aus der Hand des Fremden gegen die Büste, daß diese in hundert Stücke zertrümmert nach allen Seiten ins Zimmer flog und der Wein vom Postamente und von der Wand herabfloß.

„Die wenigen Gäste, die noch da waren, sprangen erschrocken von ihren Sitzen auf; der Wirth stand verblüfft, entsetzt, bald nach den Trümmern der Büste in der ganzen Stube umsehend, bald den Weinfleck an der Wand, dann wieder seinen seltsamen Gast anstarrend. Endlich schrie er auf: „Meine Teresina! mein Bild! Er ist verrückt! Zwanzig Paoli sind dahin!" — Mit diesen letzten Worten warf er sich auf den Fremden, die Gäste, die sich für die Störung ihres Morgenbehagens rächen wollten, leisteten ihm hülfreiche Hand; im Augenblicke hatte man dem wilden Gaste einen vollen Beutel entwunden, diesen zur Hälfte geleert und Besitzer und Beutel zum Hause hinausgeworfen. Angelo, —

denn der Wanderer war Angelo, derselbe Angelo, auf den sich Teresina immer berufen, wenn sie sich gegen die Ausstellung der Büste wehrte, — Angelo taumelte bewußtlos weiter, bis sich nach und nach sein Taumeln in einen ungewöhnlich raschen Schritt verwandelte und er den Berg, Florenz entgegen, hinuntereilte, als fürchtete er für irgend ein wichtiges Geschäft zu spät zu kommen.

Angelo war ein Gypsgießer, Schüler und Liebling meines Vaters, mit dem er insofern Aehnlichkeit hatte, als er ebenfalls ein Mittelding von Handwerker und Künstler war. Er war in unserer Werkstatt und zum Theil in unserem Hause aufgewachsen, und die aufkeimende Schönheit Teresina's hatte er mit den Augen der Liebe, die mit ihm aufwuchs, früher als Vater und Mutter erkannt. Ohne daß je darüber gesprochen worden, war es seit lange beinahe eine abgemachte Sache, daß Angelo Teresina heirathen werde, und er benahm sich in jeder Beziehung schon als ihr künftiger Mann, sowohl in Beziehung auf Zärtlichkeit, wie auf die Eifersucht, mit der er sie, seiner leidenschaftlichen Natur nach, überwachte. Von früher Jugend an keiner anderen Liebe fähig, als der zu Teresina, verschlossen gegen jede andere Verlockung, und sie immer als seine Frau, sich als gebunden betrachtend, wuchs mit des Mädchens Schönheit seine Leidenschaft, wie seine Sitten-

strenge, die von sich selbst, wie von Andern, besonders aber von Teresina, die makelloseste Reinheit verlangte. Es mußte ihm sehr wehe thun, seine Geliebte wie eine heidnische Göttin oder Nymphe dargestellt, ihr Bild käuflich und in Schenken den Augen aller Welt preisgegeben zu sehen. Was war während seiner Abwesenheit in Florenz vorgegangen, daß man in einer Schenke auf der Höhe der Appeninen von Teresina, wie von einer Person sprach, deren Namen in aller Munde war? daß ein Schenkwirth ihm ihre Reize zu erklären versuchte? Kehrte er nach monatelanger, hoffnungsvoller Arbeit, mit schönem Erwerb in seine Heimath zurück, nur um seine Hoffnungen zertrümmert, seine Jugendwelt beschmutzt, entweiht zu finden? Er rannte wie ein Rasender die herrliche Straße der Via di Bologna hinab, ohne Blick, ohne Sinn für die Schönheiten rechts und links, ohne einen Ton jenes Jubels im Herzen, mit dem man sonst eine Heimath wie das Arnothal und Florenz zu begrüßen pflegt.

„Da stand er wieder an einer Schenke in der Vorstadt San Gallo. „Will doch sehen," sagte er vor sich hin, und ballte dabei die Faust, „ob auch in dieser Kneipe das nackte Bild meiner Geliebten, meiner Braut ausgestellt ist, daß sich die Säufer in ihrem Rausche am Anblicke ihrer Reize ergötzen können!" Es war

eine Schenke, in die der sittenstrenge Angelo sonst nie eingetreten wäre; jetzt aber trat er mit herausfordernden Schritten in die Stube und immer noch mit geballter Faust. Er kümmerte sich weder um die Männer, noch um die Weiber, die da herumsaßen, blieb in der Mitte der Stube stehen und blickte um sich. Sein sonderbares Auftreten verursachte plötzliche Stille, die sich aber in eben so plötzlichen Aufruhr verwandelte, als er mit einem Male wüthend auf eine Ecke losstürzte und über einen von Gästen besetzten Tisch hinüber den Arm ausstreckte und mit der geballten Faust die Büste Teresina's, die allerdings da gestanden, zusammenschlug. Wirth, Wirthin, Gäste und allerlei Mädchengesindel warf sich auf den Ruhestörer, als ihnen ein junger Mann, der auf einer Bank ausgestreckt lag, lachend entgegenrief: „Bläut ihn gehörig durch — es ist Angelo, der Schüler Meister Tomasos — er that das nur aus Neid auf den großen Erfolg seines Lehrers, denn er will auch ein Künstler sein! — Wir kennen das, den Künstlerneid!“ —

„Der junge Mann, der so sprach, war ein Bekannter und von der Zunft Angelos. Seine Worte munterten die Versammlung auf, so zu thun, wie er sagte. Angelo kam in einem schlechten Zustande auf der Straße an, aber er bekümmerte sich um die Hiebe, die auf ihn niederregneten, wie um die Schimpfworte,

die man ihm nachrief, eben so wenig, als um den Sbirren, der ihn vor der Thüre als einen Ruhestörer und Eigenthumsschädiger in Empfang nahm und ins Gefängniß führte. Er folgte schweigend und ließ sich ruhig in ein dunkles Loch sperren. Die Verhaftung war ein großes Glück für Angelo, denn es war ihm, als müßte er von Schenke zu Schenke, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen, um überall die Büste zu zertrümmern, was ihm, wenn er den Zerstörungszug hätte ausführen können, wohl noch größere Unanehmlichkeiten zugezogen haben würde.

„Nach zweimalvierundzwanzig Stunden wurde Angelo seiner Haft entlassen, nachdem er eine Geldstrafe und außerdem eine Entschädigung für jenen Wirth hatte erlegen müssen. Den Plan, alle Büsten Teresina's zu zerstören, hatte er indessen aufgegeben, aber sein Unglück, sein Ingrimm, mit dem er in dunkler Stube so lange allein gewesen, hatte sich in sein Herz gefressen. In zerrissenen und schmutzigen Kleidern, mit verwirrten Haaren, ganz verwildert, in dem unverändert traurigen Zustand, in den ihn die beiden Scenen in den Schenken, der Aufenthalt im Gefängnisse und die schlimmen Vorgänge in seinem Innern versetzt, durchwanderte er die Stadt geradewegs auf die Werkstatt meines Vaters los.

„Er trat nicht ein; er blieb in der Thüre stehen,

legte beide Hände mit dem Stocke auf den Rücken, warf den Kopf zurück und rief meinem Vater zu: „Guten Morgen, Maestro Tomaso! Ich gratulire Euch, Ihr seid indessen ein berühmter Künstler geworden. Ich gratulire! Aber wißt Ihr auch, was indessen Euer Töchterlein geworden? Ein Modell! Ein Modell! Und Ihr wißt ja, was nachher aus den Modellen wird. Ich gratulire. Ich bin indessen bei meiner gemeinen Arbeit ein ehrlicher Kerl geblieben; da haben wir Beide wohl nichts mehr mit einander gemein. Wie?"

„Mein Vater, der sich während der ganzen letzten Zeit in seinem Gewissen Vorwürfe gemacht, wie sie ihm jetzt Angelo in einem fürchterlichen Tone entgegenschleuderte, war wie vom Donner gerührt. Und der junge Mensch, der so zu ihm sprach, war immer sein Liebling gewesen und hatte zu ihm bis auf diesen Tag nur mit der ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit des Schülers und Sohnes gesprochen! Und wie sah dieser schöne, blühende, sonst immer so heitere junge Mensch aus? Wie das Unglück, die Verzweiflung selbst! — Er sank auf den Schemel zurück, unfähig, Angelo ein Wort zu erwidern. Als er sich wieder aufraffte, war dieser fort und verschwunden und mein Vater glaubte beinahe, eine schreckliche Erscheinung, eine Ausgeburt seines bösen Gewissens gesehen zu haben.

„Angelo aber wanderte weiter, wieder zum Thore hinaus, bis er in derselben Stellung, in der ihn mein Vater gesehen, vor unserem Hause stehen blieb.

„Teresina, mein Engel," rief er, „komm ans Fenster, zeige Dich, daß ich Dich sehe und mich an Deinem Anblick erfreue. Ich weiß es ja schon, daß Du seit meiner Abreise hundertmal schöner geworden bist. Wissen es ja schon alle Schenken bis hinauf in die Appeninen."

„In der That sprang oben ein Fenster auf und Teresina erschien mit freudestrahlendem Gesichte und mit dem Ausruf: „Angelo!" auf den Lippen. — „Angelo! Angelo! komm' doch herein!" rief sie ihm entgegen.

„Er aber, ohne auf diese Einladung zu hören, fuhr fort: „Ei, ei, Teresina, Du trägst ein Halstuch und ein Kleid! Wozu denn, weiß es doch schon Jedermann, wie schön Dich Gott geschaffen hat! Wozu wieder ein Geheimniß machen aus einer Sache, die schon die ganze Welt weiß und die sich Jeder für einige Paoli verschaffen kann?!"

„Meine arme Schwester erblaßte; mit der Freude wich alle Farbe aus ihrem Gesichte. Sie errieth, was alle diese bittern Worte sagen wollten und wie viel Kummer Angelos Herz erfüllen mußte, um ihn solcher

Worte fähig zu machen. Alles, was sie von ihm, für ihn und sie gefürchtet hatte, sah sie eingetroffen.

„Komm herauf, Angelo, bat sie flehentlichst, ich will Dir erzählen — ich will Dir sagen, wie Alles —"

„Und wenn Du rein wärest, wie die Engel des Paradieses, die nur mit Heiligen umgehen," rief er plötzlich im schmerzlichsten Tone, „der Gedanke an Dich ist es nicht mehr — Du gehörst Dir nicht mehr — und mir auch nicht."

„Teresina bückte sich weit vor aus dem Fenster und streckte die Arme nach ihm aus; ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen und fiel wie ein Regen hinab. Angelo sprang herbei und fing einige Thränen mit seinem Gesichte auf. — „O," rief er aus, „diese Thränen, wie heiß sie sind, so kühlen sie doch so sanft. Aus meiner Wuth, aus meiner Verzweiflung wird Kummer. Ach, Teresina, diese Thränen würden Deine Seele retten, wenn Du eine große Sünderin wärest — mir können sie nicht helfen, für mich bist Du verloren. Ich weiß es wohl jetzt noch besser, als früher, daß ich Dich immer lieben werde — aber desto schlimmer — aber ich sage Dir doch Lebewohl! Verzeih Dir Gott und die allerheiligste Jungfrau!"

„Da erschien meine Mutter am Fenster. „Was hat sich da zu verzeihen," rief sie ihm hinunter, „was

hat meine Theresina gesündigt? Und was soll das ganze Geschwätz? Ist es Dir nicht recht, Angelo, daß wir reiche und berühmte und vornehme Leute werden, so magst Du Deine Ursachen dazu haben, denn allerdings wird meine Teresina dann Deiner Verzeihung nicht bedürfen und —"

„Ich sehe wohl," fiel ihr Angelo bitter lächelnd ins Wort, „wer hier der Verzeihung bedarf — und ich habe es mir schon gedacht. Ich kenne Euch, Domenica, und nur dieses sage ich Euch: ich gehe, aber auf Teresina werde ich doch ein wachsames Auge haben, da sie keinen bessern Wächter hat."

„Er ging, ohne sich an die Thränen der Tochter zu kehren oder auf die Scheltworte der Mutter zu hören, nach dem anderen Ufer des Arno, wo er in der Nähe von S. Niccolo wohnte.

„Mein Vater saß noch sehr betrübt über Worte und Benehmen Angelos in seiner Werkstatt, als der junge Graf Caroli (so wenigstens sprach Niccolo den Namen aus) eintrat. Dieser junge und reiche österreichische Nobile, der am Hofe des Großherzogs lebte, war schon mehrere Male dagewesen, um meinem Vater eine Gypsbüste Teresina's abzukaufen, er hatte sich aber erst besonnen, als mein Vater schon den Entschluß gefaßt hatte, keine mehr zu verkaufen, und mein Vater

blieb bei dem Entschlusse trotz der glänzendsten Erbietungen, die ihm der junge Graf machte, und trotzdem, oder vielleicht, weil dieser in die Büste förmlich verliebt schien. Das letzte Mal aber bot er dem Vater zehntausend Zwanziger für eine Ausführung der Büste in Marmor, den er ihm liefern wollte, wenn er einer solchen Arbeit fähig sei. Dieser Antrag reizte die Gewinnsucht, wie den Ehrgeiz meines Vaters und der Zusatz stachelte seine Eitelkeit. Er wurde schwankend in seinen Entschlüssen und bat sich drei Tage Bedenkzeit aus. Die Bedenkzeit war abgelaufen und Graf Caroli kam, um die Antwort meines Vaters zu holen. Er hätte keinen übleren Moment wählen können; der Vater antwortete ihm, daß er Teresina weder in Gyps, noch in Marmor haben solle. Der junge Mann war ganz außer sich darüber, begriff diese Weigerung nicht und drang in meinen Vater, doch eine solche unvernünftige Grille aufzugeben. Je mehr er aber sprach, desto aufgeregter wurde mein Vater, und als Jener endlich, von seinen eigenen Worten erwärmt und hingerissen, befehlend, fast drohend hinzufügte: daß er die Büste um jeden Preis haben müsse, daß er in dieses Gesicht, in diese herrlichen Formen bis zum Wahnsinn verliebt sei, da sprang mein Vater selbst wie wahnsinnig auf, ergriff einen Hammer und zer-

trümmerte sämmtliche Büsten Teresina's, die noch im Atelier vorhanden waren, stieß dabei Verwünschungen aus gegen den Tag, an dem ihm der Gedanke zur Modellirung dieser Büste gekommen und verschwor sich hoch und theuer, nie wieder dem Bildhauer ins Handwerk zu pfuschen.

„Der junge Graf, als er meinen Vater in einem solchen Zustande sah, ahnte, daß hinter der Weigerung dieses unglücklichen und ergrimmten Mannes gewichtige Gründe sich verbergen möchten, und daß jetzt nicht mit ihm zu sprechen sei. Ohne weiter ein Wort zu sagen und ohne die Beruhigung des Rasenden abzuwarten, ging er aus dem Atelier. Aber die Unmöglichkeit, das Bildniß in seinen Besitz zu bringen, scheint sein Verlangen nach dem Original bis zu wahrhafter Liebe gesteigert zu haben, denn bald darauf war er mit meiner Mutter in vertraulicher Verbindung. Ich bitte Sie, lieber Signor, nicht zu denken, daß ich von meiner Mutter schlecht sprechen wollte; sie hatte die Schwächen vieler Weiber, sie war eitel und ehrgeizig und wollte mit sich und den Ihrigen, besonders mit ihrem Manne und ihrer schönen Tochter hoch hinaus. Der Erfolg meines Vaters hatte sie berauscht, und zum Unglück stand damals ein österreichischer Fürst an der Spitze der österreichischen Besatzung von Florenz, welcher eine

Sängerin vom Theater geheirathet hatte. Die ehemalige Sängerin kam zu Hofe, spielte daselbst sogar eine Rolle und machte ein glänzendes Haus. Wenn ein österreichischer Principe, so dachte meine Mutter, eine Person vom Theater weg heirathen kann, warum soll ein österreichischer Graf nicht eine gefeierte Schönheit, ein tugendhaftes Mädchen, die Tochter ehrbarer Leute und eines Künstlers heirathen können? Wie gesagt, die arme Frau war ehrgeizig, sie sah mit Hochmuth auf den ehemaligen Geliebten Angelo und die Heirathsgedanken Teresina's herab, aber die Ehre ihrer Tochter war ihr so weit theuer, als es ihre Verblendung durch die Eitelkeit gestattete. Weiß Gott, auf welche Weise sie mit dem Grafen in Verbindung, und dann öfter mit ihm zusammenkam? Daß dieses der Fall war, erfuhren wir erst, als sie eines Abends, nachdem wir zu Nacht gegessen und der Vater eben heiterer war, als seit Wochen, schüchtern und mit gezwungenem Lächeln zu diesem begann, ob er dem Manne, dem er die Büste seiner Tochter versagt, auch ihre Hand verweigern würde?

Mein Vater sah sie fragend an, zugleich mit der Düsterheit, die sofort auf seine Sirne trat, sobald die Büste erwähnt wurde. Die Mutter erkannte wohl, daß er ihr nicht viel Zeit zum Sprechen lassen werde

und beeilte sich, was sie des Ueberzeugenden zu sagen hatte, so rasch als möglich, wenn auch so ungeordnet als möglich hervorzubringen: wie Graf Caroli ein vortrefflicher, schöner und reicher Mann sei, der es ganz ehrlich meine, wie sie seit lange mit ihm in Unterhandlung stehe, wie er in Teresina bis über die Ohren verliebt sei, wie er ihr ein großes Gut verschreiben und sie heirathen wolle, ganz ordentlich heirathen, öffentlich vor dem Großherzog und vor dem Altar, und daß hoffentlich dagegen gar nichts zu sagen sei.

„Mein Vater stand auf und sagte: „Du bist eine Gans und glaubst in Deiner Dummheit und Verruchtheit Alles, was man Dir aufbindet — und wenn Alles, was Du sagst, wahr wäre, so ist mir Angelo doch lieber, als alle österreichischen Grafen zusammen."

„Und mir auch!" rief Teresina, die in einem Winkel saß und weinte.

„Du bist eine Ciocca," schrie ihr die Mutter zu, und meinem Vater zugewandt, rief sie: und Du Tomaso —"

„Sie fuhr nicht fort, denn mein Vater blickte sie mit einem Auge an, daß ihr das Wort auf der Lippe erfror. „Domenica," sagte er mit zitternder Stimme und streckte ihr beide Hände mit halbgekrümmten Fingern wie zwei Krallen entgegen, „Domenica, mit diesen meinen Händen reiße ich Dich in Stücke, wenn

Du in Deiner Kuppelei fortfährst. Es ist genug der Schande!"

„Mein armer Vater hatte Recht. Teresina war während dieser Zeit zu einem schlimmen Rufe gekommen und trauriger Weise trug der Mann, den sie liebte und der auch seinerseits nicht von ihr lassen konnte, viel dazu bei. Angelo war seit seiner Rückkehr aus Modena zu jeder Arbeit unfähig geworden; der schöne, sonst so reinlich und malerisch aussehende Junge glich jetzt mehr einem neapolitanischen Lazzarone, als einem ordentlichen florentinischen Kinde; Bart und Haare waren verwildert, die Kleider beschmutzt und gealtert. Er trieb sich in den Schenken herum und kam mit allerlei Gesindel zusammen; mein Vater hatte ihn vergebens zu einem Besuche in unserem Hause eingeladen; er war dazu nicht zu bewegen, und wenn er einen von uns nur von Ferne sah, lief er auf und davon, um uns auszuweichen. Aber während der Promenadestunden, wenn sich die jungen Leute aus der Stadt vor unserem Hause einfanden, um nach Teresina zu spähen — denn dieses hatte noch nicht aufgehört — war er immer da, und sobald er bemerkte, daß Einer mit seinem Lorgnon auf irgend eine unbescheidene Weise nach dem Fenster Teresina's blickte, oder auch nur ihren Namen ein wenig laut nannte, begann er mit diesem

Streit, und oft kam es in der Vorstadt zu gewaltigen Raufereien, da die Bursche aus dem Volke Angelo gegen die geputzten Herren aus der Stadt gerne beistanden. Alle Welt wußte, welche Ursachen diese Händel und Raufereien hatten, und ein Mädchen, um das man sich so oft in den Straßen schlägt und zankt, kommt, das wissen Sie, sehr rasch um allen guten Ruf, selbst wenn sie an diesen Zänkereien nicht die geringste Schuld trägt. Niemand erinnerte daran, daß bei all dem Teresina nie am Fenster zu sehen war, wohl aber, daß diejenige, um die man sich balgte, zankte und die Gassen mit Geschrei erfüllte, als Modell zu einer nur halbbekleideten Büste gedient hatte. So kam es, daß Angelo auch anderswo, als in der Vorstadt San Salviati von Teresina anders sprechen hörte, als er es wünschte, und daß er nun überall in Händel gerieth und so von Tag zu Tag mehr verwilderte. Er war eben beinahe wahnsinnig vor Eifersucht, unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgefühl, ein wahrer Mezzomatto. Ich werde es nie vergessen, mit welchen wilden und zugleich zärtlichen Augen er mich ansah, als er mich einmal — ich war damals ein Kind — bei Santa Croce fand. Er packte mich an beiden Schultern, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und stotterte: „Sage ihr, daß ich sie noch immer liebe, daß ich sie glühend

liebe, daß ich sie ewig lieben werde, aber daß wir auch auf ewig getrennt sind!"

„So vergingen viele, viele Wochen und während der ganzen Zeit fuhr meine Mutter fort, mit dem Grafen zu unterhandeln und in Verbindung zu bleiben und strebte anderseits mein Vater, und zwar mit Wissen und auf die Bitte Teresina's Angelos habhaft zu werden. Dieß gelang ihm ebenso wenig, als es meiner Mutter gelang, ihre Verbindung mit Caroli ganz geheim zu halten. Angelo war zu wachsam und zu eifersüchtig, und als mein Vater einmal ihm in einer engen Gasse begegnete, in der er ihn mit ausgestreckten Armen aufhalten konnte, ließ er sich in der That einen Augenblick lang den Weg verstellen, aber nur um dem Vater zu sagen, daß er jetzt die Geduld zu verlieren anfange, und daß, wenn Signora Domenica dem Grafen nur noch einmal in San Marco ein Appuntamento gebe, oder gar die Hinterthüre des Gartens öffne, dieß des Grafen Tod sein werde. Darauf schlüpfte er meinem Vater unter dem Arme durch und mein Vater ging nach Hause, um die Mutter mit Vorwürfen zu überhäufen und ihr auf das Strengste, bei Androhung selbst des Todes, jeden Umgang mit Caroli zu verbieten. Die Mutter, da sie sich beobachtet und bewacht sah, beschloß der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Und

wieder eines Abends, da wir Alle zusammen waren, öffnete sich plötzlich die Thüre und zu unserem Erstaunen trat der Graf selber ein. Mein Vater fuhr auf und griff in der Wuth nach dem Messer, das noch vom Nachtessen auf dem Tische lag, ließ es aber sogleich wieder fallen, da der junge Mann ruhig vor ihm stehen blieb und ungeschreckt durch die drohende Bewegung in einigen Worten eine ganz ordentliche, ehrliche Werbung um die Hand Teresina's vorbrachte. Des Vaters Zorn verwandelte sich beinahe in Rührung; er schwieg, setzte sich wieder hin und deutete mit der Hand auf Teresina, als ob er sagen wollte, daß diese jetzt zu entscheiden habe. Das arme Mädchen war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen, und schlug, bleich und zitternd, die Augen nieder. Der Graf, dessen Blick der Handbewegung meines Vaters gefolgt war, stand eben so schüchtern und furchtsam, wie sie selber war, vor ihr. Auch er schwieg, aber seine Augen hafteten mit unaussprechlicher Liebe und Sehnsucht an ihrem Gesichte, an ihrer ganzen Gestalt. Nach einem tiefen Seufzer stotterte er, offenbar nicht wissend, daß er seine Gedanken aussprach: „O, sie ist noch millionenmal schöner als die Büste! Sie ist unaussprechlich schön! Ich verdiene ein solches Geschenk des Himmels nimmermehr!" Dann lag er mit einem Male vor ihren Füßen und

rief laut: „Ich könnte Dich anbeten, wie Du Deine Madonna anbetest, Teresina! Verschmähe mich nicht! Ich liebe Dich, wie ich es nicht aussprechen kann!“ Teresina antwortete nur, indem sie in einen Strom von Thränen ausbrach. Wissen Sie, warum sie weinte? Nicht weil sie an ihre Lage, oder an Angelo dachte, oder an ihr Unglück, nein, sie weinte aus purem Mitleid mit dem schönen, jungen Manne, dem es in diesem Augenblicke Niemand bestritten hätte, daß er die ehrlichsten Absichten und das gefühlvollste Herz hatte und dem es Jeder ansehen und anhören konnte, daß ihn der Verlust Teresina's unglücklich machen mußte. Während sie weinte und der Graf sie aufs Flehentlichste und Zärtlichste ansah, rieb sich meine Mutter die Hände vor Freude, denn sie hoffte von der Rührung des Vaters, wie der Tochter und von dem überzeugenden Ausdrucke im ganzen Wesen des jungen Grafen die Erfüllung aller ihrer Wünsche.

„Wie Teresina das bemerkte, stockten plötzlich ihre Thränen, und unter denen, die noch ihre Wangen bedeckten, verwandelte sich ihr ganzes Angesicht, in welchem Rührung und Mitleid dem Zorne wichen. Sie streckte ihren Arm wie drohend aus und rief über Caroli, der zu ihren Füßen lag und ohne seiner flehentlichen und liebenden Miene zu achten, hinweg: „Trium-

phiret nicht zu früh, Mutter! Umsonst habt Ihr mich seit Monaten ermahnt und gequält und zu verführen gesucht — wem ich mich einmal zugeschworen, dem gehöre ich für immer, und sollte er mich mit den Füßen von sich stoßen. Ich bleibe Angelo so treu, wie er mir treu geblieben, und so lange will ich ihm meine Treue beweisen, bis er erkennt, welches Unrecht er mir angethan."

„Maladetta!" schrie die Mutter.

„Fluche nicht," fiel ihr der Vater ins Wort, „sie thue, wie ihr Herz gebietet."

„Asino!" schrie sie wieder dem Vater zu und hob außer sich vor Zorn beide Fäuste gegen ihn. Ich fing zu weinen an, Teresina schlug stolz beide Arme über die Brust zusammen und sah die Mutter herausfordernd an, während ihr der Vater den Rücken kehrte. Alles das ging vor, als ob der Graf gar nicht vorhanden wäre. Dieser sprang bei den Worten Teresina's auf, blickte verstört um sich, schlug sich mit der flachen Hand auf die Stirne und stürzte ohne den Hut, der neben ihm auf dem Boden lag, aufzuheben, aus der Stube, aus dem Hause in die Gasse und in die Nacht hinaus. Er ging wie ein Verzweifelter. Armer Giovine, er kehrte nie wieder!

„Er eilte, gewohnheitsgemäß, ohne nur daran zu

denken, wohin er ging, dem Arno zu, über den er in einer Barke zu setzen pflegte, um auf die andere Seite und in seine Wohnung in der Nähe des Palazzo Torriggiani zu gelangen. Er merkte es nicht, daß es ein anderer, als der gewöhnliche Renaiolo oder Gondelier war, der seine Eccelenza einlud, in den Kahn zu steigen, und daß sich dieser Kahn von den angeschwollenen Wellen durch sämmtliche Brücken bis an die Cascini und weiter hinabtreiben ließ, bis weit unterhalb der Stadt. Er saß da und stützte den Kopf in beide Hände; das Haar hing wild und wirr über diese herab und seine Brust hob sich rasch und doch schwer athmend. Der Mann, der ihm gegenübersaß, blickte ihn mit arg glänzenden Augen an und beobachtete grimmig lächelnd alle Zeichen der Leidenschaft, die den jungen Mann durchtobten und regte kaum das Ruder, so daß die Wellen freieres Spiel hatten. Der Mann war Angelo. Die beiden Nebenbuhler waren schon weit hinabgeschwommen, als der Graf plötzlich den Namen Teresina in die Nacht hinausrief. Das war sein Todesurtheil. Angelo sprang auf den Rand des Kahnes, der sogleich umstürzte, und Beide sanken ins Wasser. Caroli schrie um Hülfe: das war sein zweites Todesurtheil, denn Angelo hob das Ruder, das er in der Hand behalten hatte, ließ es auf seinen

emportauchenden Kopf fallen und Caroli sank unter die Wellen, ohne wieder zum Vorschein zu kommen. Angelo aber schwamm ans Ufer.

„Sie fragen, woher ich das Alles weiß, da doch die That im Dunkel der Nacht und in der Einsamkeit geschehen? Von Angelo selbst. Unmittelbar nach der schauerlichen That kam er zu uns gerannt und weckte uns, indem er mit der Faust an Fenster und Thüren hämmerte, und bald den Vater, bald Teresina rief. Wir Alle sprangen aus den Betten, als wir seine Stimme erkannten, der Vater öffnete und Angelo erschien, spät nach Mitternacht, von Wasser triefend, blaß und wie von einem Fieber geschüttelt, mit beinahe wahnsinnig blickenden Augen, zum ersten Male seit langer Zeit in unserer Mitte. Wir wußten, noch ehe er den Mund aufthat, daß etwas Arges geschehen sei. Er sah uns mit einem jammervollen Lächeln an, Eins nach dem Andern, und sagte dann: „Ich glaube, daß Ihr es schon wisset, daß ich so eben den Grafen Caroli ermordet habe.“ —

„Sie können denken, wie uns bei dieser Mittheilung zu Muthe war. Der schöne junge Mann, der noch vor so kurzer Zeit hier in derselben Stube so unglücklich vor Teresina gekniet, von dem wir noch mit so viel Mitleid gesprochen hatten, war jetzt todt

und sein Mörder stand vor uns. Wir saßen da, wie eine Reihe von Statuen mit starren Augen. Die Mutter gewann zuerst die Sprache und schrie Angelo an: „Mörder, Verfluchter, mit allen Strafen der Hölle kannst Du diese That nicht abbüßen, denn der Graf war unschuldig wie ein Kind!"

„Das habe ich wohl geahnt, sogar gewußt," antwortete Angelo mit einem traurigen Rufe, „aber was wollet Ihr — er war schön, gut, reich, liebenswürdig — ich war eifersüchtig — und am Ende hätte er es doch durchgesetzt. Ich hatte es mir längst vorgenommen, und jetzt ists geschehen."

„Du bist ein Mörder!" rief die Mutter wieder.

„Das bin ich," bestätigte Angelo.

„Ein Ausgestoßener, Verfluchter, Verdammter!"

„Das bin ich," sagte er wieder.

„Die Mutter fuhr fort, ihn mit solchen Namen zu überschütten, und er ertrug es gelassen, aber Teresina konnte das nicht länger mit anhören und sehen; sie sprang auf und warf sich Angelo an den Hals. „Ich lasse doch nicht von Dir, Angelo," rief sie weinend, „wenn Du auch ein Mörder bist, so bist Dus aus Liebe zu mir. Es weiß es ja Niemand — und wir verlassen das Land zusammen."

Angelo schüttelte den Kopf. „Der Graf ist todt,"

sagte er, „aber damit hat sich doch nichts geändert. Alle Welt kennt doch Deine Reize auswendig, alle Stutzer besitzen Deine nackte Büste. Ich müßte erst hundert Paläste vernichten und hundert Schenken stürmen, und dann alle die Tausende morden, die Dich gesehen haben. Das geht nicht an."

„Angelo!" schrie meine Schwester verzweifelnd und in die Ecke eilend, wo die Madonna stand, erhob sie beide Finger zum Schwur und rief: „Hier schwöre ich vor der Madonna, daß ich ins Kloster gehe, wenn Du mich von Dir stößest."

Ueber sein Gesicht flog ein Strahl der Freude. „Das wird wohl das Beste sein!" sagte er; „dann kannst Du auch für meine Seele beten. Sieh', Teresina, selbst wenn ich die Büste vergessen könnte, die heutige Nacht werde ich nicht vergessen. Der Graf steht jetzt zwischen Dir und mir. Es ist eine große Lust, einen Nebenbuhler zu ermorden, selbst einen unschuldigen; hat man es aber einmal gethan, hat man keinen Anspruch mehr auf ein anderes Glück. Es ist auch gleichgültig, daß es so ist, denn mit mir ists aus. Seit ich aus Modena zurückgekommen, haben so viel und schreckliche Flammen in mir gebrannt, hat es so in mir gewüthet, daß ich jetzt ganz hohl und leer bin. Es ist nichts mehr in mir, als der Gedanke, daß der

Graf im Arno liegt. Nun laufe ich in die Welt und lebet wohl!"

Und damit sprang er auf und war aus dem Hause. Teresina wollte ihm nacheilen, aber Vater und Mutter hielten sie zurück.

Angelo, nach dem der Vater am nächsten und an den folgenden Tagen suchte, war wirklich verschwunden — und in Folge dessen entfloh uns auch Teresina, um nach ihm zu suchen. Und darauf begab sich auch mein Vater auf die Wanderung, um nach dem verlorenen Kinde zu spähen, und mit einem Brette voll Gypsfiguren auf dem Kopfe, zog er von Stadt zu Stadt, während ich, den er mit sich nahm, rechts und links von den Hauptstraßen, ebenfalls mit Gypsfiguren auf dem Kopfe, die kleineren Flecken durchzog. Er hatte so beide Kinder mit sich, denn auf seinem Brette voran prangte, aller Welt sichtbar, die unglückselige Büste. Er verkaufte sie Niemand, wie oft ihm auch schöne Angebote gemacht wurden, sie sollte ihm nur möglicherweise durch die Aehnlichkeit die Entdeckung Teresinas erleichtern. Das that sie denn auch treulich, denn in Trient, im italienischen Tyrol, erfuhren wir nach mehr als zweijährigem Herumziehen, daß die Büste sehr große Aehnlichkeit hatte mit einer Nonne, die vor Kurzem dort eingekleidet worden. Teresina

hielt ihr Gelübde, nachdem sie vergebens nach dem Verschollenen gesucht hatte, und blieb in dem Kloster, in das sie krank und elend gebracht worden war. So setzten wir unsere Wanderung fort, bis hieher nach Paris, da mein Vater nicht mehr nach Florenz zurückkehren wollte. Dort sitzt von meiner ganzen Familie nur noch die Mutter, in trauriger Einsamkeit, die ihr übrigens lieb geworden.

„Ecco, lieber Herr, die Geschichte der Büste, und die Erklärung, warum sie Ihnen mein Vater nicht verkaufen wollte.

Eine Modenesische Geschichte.

Trotz der Eisenbahn, die neben mir einherlief, legte ich den Weg zwischen Modena und Bologna im offenen zweispännigen Wagen zurück und zwar an dem großen Tage der allgemeinen Schillerfeier. Ich dankte dieses Vergnügen dem jungen Grafen S . . . . i, der in Modena in den Bureaux der Diktatur angestellt gewesen, wegen der Intriguen Fantis seine Entlassung genommen und sich nach Bologna in das Hauptquartier Garibaldis begab. Der sehr liebenswürdige Mann, der gern deutsch sprach, lud mich ein, die Reise in seiner Gesellschaft zu machen und ich nahm um so lieber an, als er in verschiedenen Ortschaften an der Straße und rechts von der Straße, am Fuße des Gebirges zu thun hatte, und ich auf diese Weise Gelegenheit fand, diese Gegenden näher kennen zu lernen. Ungefähr zwanzig Minuten weit vom Thore Modenas fiel mir links von der Straße ein schönes Landhaus auf. Ich

fragte den Kutscher, einen Modenesen, wem es gehöre und er antwortete kurz: „à un Ebreo, einem Hebräer.“ Ich wußte nicht, daß Graf S . . . . i selber aus Modena stammte, und daß er mir bessere Auskunft geben konnte als der Kutscher. „Allerdings,“ sagte er, „gehörte die schöne Villa einst einem Juden, einem gewissen Felice Cremona und man sieht es dem freundlichen Hause nicht an, daß es einmal der Schauplatz einer ziemlich traurigen Geschichte gewesen.“

„A la bonheur!“ rief ich — eine Geschichte? Das ist meine Sache — Erzählen Sie! Bitte, welcher Art Geschichte?“

„Welcher Art?“ wiederholte Graf S . . . . i — „das ist schwer zu sagen. Sage ich: eine Shylock-Geschichte, so drücke ich mich schlecht aus und thue ich dem armen Manne Unrecht — ich möchte eher sagen, eine Jessika-Geschichte und das ist sie auch nur sehr uneigentlich. Ich kenne sie übrigens auch nur in ihren Allgemeinheiten, wie ich mich ihrer aus einer Erzählung meines Vaters erinnere, da dieser schon vor zwanzig Jahren, also in meiner Kindheit, aus Modena nach Piemont auswanderte, und ich weiß nicht, ob mir nicht selbst wichtige Einzelnheiten entfallen und ich fähig bin, sie im Zusammenhang zu erzählen. Doch das werden wir im Laufe der Erzählung selbst erfahren.

Felice Cremona war ein kleiner Handelsmann, der sich mit Hülfe des seiner Nation eigenen Spekulations-Geistes frühzeitig zu einem großen Kaufmann und Bankier aufgeschwungen hatte. Er wohnte ursprünglich in Reggio und übersiedelte in den zwanziger Jahren hierher nach Modena, und zwar war es der Herzog selbst, der ihn zu dieser Uebersiedelung bewog, da er eines tüchtigen Finanzmannes in seiner Nähe bedurfte, um immer große Summen herbeischaffen und die verschiedenen Monopole, die er sich eingerichtet, gehörig ausnutzen zu können. Cremona mochte sich dem Herzog und seinen Ministern als sehr nützlich erwiesen haben, denn er stand in sehr großer Gunst, konferirte mit dem Herzog persönlich und oft stundenlang, wurde von vielen auf seinen Glaubensgenossen lastenden Beschränkungen befreit und zuletzt verschaffte ihm sein gnädiger Herr sogar einen deutschen Orden, da er sich doch nicht bezwingen konnte, seinem Hofjuden seinen eigenen Orden umzuhängen. Dieser Schmuck hob den Bankier mit einem Male in die Nachbarschaft höherer Regionen und mancher Hofherr und höhere Offizier nahm keinen Anstand, ihn in seine Gesellschaft zu ziehen. Der Herzog schenkte ihm auch einmal, als Zeichen seiner besondern Gunst, ein Grundstück vor der Stadt, dasselbe, an dem wir eben vorübergefahren, und befahl ihm ausdrücklich,

jede Schüchternheit oder Bescheidenheit, die Cremona bisher bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, bei Seite zu setzen und sich eine Villa zu bauen, die seines Reichthums und des Hofbankiers würdig sei. Cremona hatte sich in der That bisher als höchst bescheidenen, oder wenn Sie wollen, als sehr klugen Mann benommen, indem er weder mit seinem Reichthum, noch mit seinem Einflusse prahlte, sich immer im Hintergrunde hielt, ein stilles Haus in einer entlegenen Straße bewohnte und sich selbst den Luxus versagte, den sich viele seiner ärmsten Schuldner bei Hofe erlaubten. Es war nicht Geiz, es war die Einfachheit seines Charakters, angeborene Mäßigkeit und endlich die berechtigte Besorgniß sich Neider und Feinde zu schaffen, die ihn zu dieser Verfahrungs- und Lebensweise bewogen. Die prächtige Villa, die er auf Befehl gebaut hatte, sollte ihn einen Augenblick lang aus dem Geleise bringen und seine Grundsätze vergessen lassen. In der That ist es nur menschlich, daß man seinen schönen Besitz, seinen Luxus Andere sehen lassen, mit Andern theilen will. Seine Glaubensgenossen, die er hätte heranziehen können, waren hier zu Lande nur spärlich vertreten, oder standen ihm durch ihre Verhältnisse zu fern, als daß ihre Gegenwart in seinem Hause seiner Eigenliebe einige Genugthuung hätte verschaffen können; wohl aber war

es sein Traum, in diesen Sälen, in diesen Gärten die Gesellschaft zu empfangen, die er bei Ministern und Kammerherren versammelt gesehen hatte. Es wäre das, wie er sich einbildete, ein Triumph des unterdrückten Judenthums und die beste Art, sein Landhaus einzuweihen. Er ließ vor dem Oberhofmeister ein schüchternes Wort fallen; dieser ging sogleich darauf ein und damit waren die Zwecke Cremona's erreicht. Der Oberhofmeister sprach mit dem Herzog von der Sache; dieser äußerte, das Haus des Juden gehöre ja eigentlich ihm und man komme nicht zum Juden, sondern in die Villa des Herzogs — und in Folge dieser Aeußerung war es Cremona sogar erspart, Einladungen ergehen zu lassen, denn Alles, was zu Hofe, den höhern weltlichen, geistlichen und militärischen Kreisen gehörte, drängte sich an ihn heran, mit dem Ersuchen, doch auch zu seinem Feste zugelassen zu werden.

Cremona war glücklich. Er sparte keine Kosten, um das Schönste und Beste zur Ausschmückung des Hauses und zur Besetzung der Tafel aus Nahe und Ferne herbeizuschaffen; die berühmtesten Künstler, nicht nur aus Modena, sondern auch aus Mailand, Turin und Florenz wurden mit großen Summen zu einem Konzerte engagirt und Maler und Tapezierer waren durch Wochen beschäftigt, das Haus von innen und

außen auszuschmücken. Als der Abend endlich heran=kam, zog sich eine ununterbrochene Reihe von Karossen aus dem Innern der Stadt, bis hinaus vor das Thor der Villa, welche in ein Meer von Licht getaucht war und über dem Peristil in Flammenschrift den Namen des Herzogs, von einer Krone überdacht, weit ins Land hinausleuchten ließ. Cremona empfing seine Gäste mit dem Hute in der Hand, im Vorsaale an der Treppe, dann begaben sich diese in den hellerleuchteten Saal und das fiel ihnen gar nicht ein, daß sie auch noch von Hausfrau oder Haustochter empfangen werden sollten. Doch waren Beide zugegen. Aber Cremona hatte ihnen befohlen, sich bescheiden im Hintergrunde zu halten, da sie keinem der Gäste bekannt waren und er es für schicklich hielt, diese selbst zu empfangen. Den Frauen war mit dieser Anordnung sehr gedient, da sie nicht gewußt hätten, wie sich so hohen Herr=schaften gegenüber zu benehmen. Auch waren sie höchst einfach gekleidet und kam an ihnen nichts von dem Schmucke zum Vorschein, den sie sonst an Festtagen, um in die Synagoge zu gehen oder auch nur für den Familientisch anzulegen pflegten. Frau Cremona trug ein einfaches, perlgraues Kleid, das ihr erlaubte in irgend einem beschatteten Winkel unbemerkt zu ver=schwinden. Ihre Tochter Emilia, ein weißes Mousselin=

kleid, mit einer kleinen Rosenknospe im dunklen Haare, war wohl, was den Anzug betrifft, die bescheidenste Erscheinung der ganzen zahlreichen Gesellschaft und es hätte es ihr kein Mensch angesehen, daß sie, die einzige Tochter des reichen Cremona, wohl auf eine Mitgift von einer Million Lire und dereinst auf eine Erbschaft von, wer konnte sagen, wie viel Millionen rechnen dürfte. In der That wurde sie anfangs kaum bemerkt und dieß um so weniger, als sie jede Gelegenheit ergriff, sich aus der Gesellschaft, in der sie sich nicht behaglich fühlte, zu entfernen, um sich draußen bei den Dienern nützlich zu machen und die Bedienung zu überwachen. Ihr Vater, der alte Cremona, war zu demüthig, um Frau oder Tochter, ohne dazu aufgefordert zu sein, irgend wem vorzustellen, und ihn dazu aufzufordern, fiel seinen Gästen um so weniger ein, als bei der Lebensweise, die er bis auf diesen Tag befolgt, sein Hauswesen, seine Familie kaum bemerkt worden und für Modena, besonders aber für die höhern Stände kaum existirte.

Erst als die Gäste sich in übergroßer Anzahl gesammelt und Emilia mehrere Male gezwungen war, sich durchzudrängen, um hinaus zu der Dienerschaft und dann wieder zur Mutter zurück zu gelangen, wurde die hohe Gesellschaft auf das einfach gekleidete Mädchen

aufmerksam. Es ging, wie das auf Bällen zu geschehen pflegt, mit einem Male ein Murmeln, ein Lispeln und Gewisper durch den ganzen Saal; es verbreitete sich plötzlich die Nachricht von der Anwesenheit eines ganz außerordentlich schönen Mädchens, und man hätte förmlich sehen können, wie der Zauber der Schönheit wirkte, denn nach weniger Zeit waren die meisten Gesichter der Anwesenden jenem Winkel zugekehrt, in welchem sich Emilia neben ihrer Mutter befand. Es gab wohl Viele, welche Emilia Cremona schon früher einmal in der Straße gesehen, aber selbst diese waren überrascht, in ihr mit einem Male eine so glänzende Schönheit zu erkennen. Emilia befand sich eben in dem Alter, in welchem ein Mädchen manchmal als eine gewöhnliche Erscheinung zu Bette geht, um sich als Schönheit zu erheben; in dem Alter, in welchem sich oft binnen wenigen Stunden eine außerordentliche Blüthe entfaltet. Vielleicht war Emilia noch diesen Nachmittag nur ein hübsches Mädchen gewesen; den Abend aber, das war gewiß, konnte sie sich mit den größten lebenden oder gemalten Schönheiten messen. Ich erinnere mich wie mein Vater, als die berühmte Gräfin Pallavicini, die als die größte Schönheit Europas anerkannt wurde, in Turin zum ersten Male erschien, behauptete, daß sie der Emilia Cremona nicht das Wasser reichte und

es wurde ihm darin von Andern, die sie gekannt hatten, beigestimmt.

Emilia, kaum entdeckt von der Gesellschaft, gab dem Feste einen ganz andern und lebhaftern Charakter. Es war eben der Zauber der Schönheit, der da wirkte. Felice Cremona wurde mit weit mehr Achtung behandelt und seiner Tochter kam man geradezu mit Ehrfurcht entgegen. Man zeichnete sie aus und sie war für Alle das Fräulein vom Hause, als ob sie die Tochter eines Fürsten gewesen wäre. Ihr Erfolg steigerte sich von Stunde zu Stunde, da jeder einzelne der jungen Männer irgend eine neue gute Eigenschaft an ihr entdecken wollte und es war noch nicht Mitternacht, als es für alle Gäste feststand, daß Emilia ebenso klug, liebenswürdig und bescheiden als schön war. Die älteren Herren ratificirten diesen Erfolg, und besiegelt wurde er dadurch, daß der junge Marchese Caccianemico, die Blume der modenesischen Jugend, sich von Emilia wahrhaft berauscht zeigte, sich von ihr kaum trennen konnte und ihren Ruhm in allen Tonarten sang. Emilia's Schuld war es, daß das Fest bis tief in den Morgen hineindauerte und die Gäste sich erst bei hellem Sonnenlichte zerstreuten, und daß an diesem und an den folgenden Tagen bei Hofe und in der Stadt von diesem kostspieligen Feste beinahe gar nicht, wohl aber nur von Emilia gesprochen wurde.

Es beginnt jetzt eine jener unzähligen Geschichten, die uns hundertmal im Jahre zu sagen Gelegenheit geben: Man sollte nicht glauben, daß wir in Europa und daß wir im 19. Jahrhundert leben — eine jener Geschichten, die nur beweisen, daß wir auf dieses 19. Jahrhundert, auf dieses Europa viel stolzer sind, als es Welttheil und Jahrhundert verdienen.

Den Damen und den älteren Herren kam es nicht in den Sinn, nach dem Feste Felice Cremona einen Besuch abzustatten. Man borgte sein Geld, man ließ sich von ihm manchen Vortheil zufließen, man hatte bei ihm gegessen, getrunken und sich vortrefflich unterhalten, aber ihm gegenüber die hergebrachten Formen der Höflichkeit einzuhalten, das hätte dem Adel dieses großen Reiches Modena wie eine Abdankung geschienen. Nur die junge männliche Generation stellte sich schon wenige Tage nach dem Feste in dem Landhause wieder ein, denn nicht ein einziger junger Modenese, machte ein Hehl aus der Bewunderung, die er der schönen Jüdin zollte. Diese Bewunderung war Mode, Ton und Beweis eines edlen Geschmackes geworden. Die jungen Männer drängten sich in der Villa, behandelten die Mutter mit allen möglichen Rücksichten und die Tochter mit jener Verehrung, die ihre unnahbare Schönheit einflößte. Die aristokratische Promenade war von

der männlichen Jugend ganz verlassen. Wenn man heute in den Gärten der Villa war, so karakolirte man morgen zu Pferde vor ihren Fenstern und selbst während der Nacht zogen manchmal Sänger an ihr vorüber, welche die zärtlichsten Arien aus Paisiello oder Rossini dem Monde und den Sternen entgegen sangen.

Frau Cremona war vom Erfolge ihrer Tochter berauscht und die wahrhaft leidenschaftliche Liebe, die der Marchese Caccianemico ihrer Tochter zeigte, erfüllte ihr Herz mit den phantastischesten Hoffnungen. Warum sollte Emilia, das schönste Mädchen unter der Sonne und die Erbin vieler Millionen, nicht Marchesa werden? Der junge Marchese war außerdem als der Gebildetste der jungen Männer Modenas und als der Aufgeklärteste bekannt; er hatte schon zu wiederholten Malen angedeutet, wie wenig religiöse Vorurtheile über ihn vermögen und wie solche Schönheit und solche Augen höher ständen als aller Adel. Frau Cremona war sogar schon mehrere Male in der Lage gewesen, den Adel gegen ihn vertheidigen zu müssen. Dazu kam, was Frau Cremona sehr wohl berücksichtigte und in den Kreis ihrer Berechnung zog, daß der alte Marchese Caccianemico mit großen Summen im Schuldbuche ihres Mannes stand, daß die Familie überhaupt in ihren Vermögens-Verhältnissen tief herabgekommen war,

und daß sie, wie Frau Cremona rechnete, ihren Adelsstolz auf einige Zeit gerne demüthigen werde, mit Rücksicht auf die Millionen Emilia's. Der Herzog war ja auch da und mit seiner Allmacht konnte er seinem Hofbankier zu Gefallen und um seinem Adel großes Vermögen zuzuwenden, leicht die Abgründe ausfüllen, welche die Jüdin von dem Marchese trennten. Sie selbst begann die Annäherung, indem sie, die bisher eine ganz fromme Jüdin gewesen, die jüdischen Bräuche und Alles, was im Hauswesen mit den jüdischen Geboten zusammenhängt, mit großer Entschlossenheit abschaffte und die Einrichtungen mehr und mehr auf christlichen und adeligen Fuß setzte. Marchese Caccianemico kam oft ins Haus, mit ihm viele Offiziere und junge Edelleute und die Villa wurde nach und nach der Versammlungsort der eleganten Jugend, was Frau Cremona als eine vielversprechende Einleitung einer schönern Zukunft betrachtete.

Felice Cremona selbst glaubte, daß mit dem Erlöschen seiner Lampen und der Transparente jenes Festes sein Leben wieder in das beschränkte frühere Bett zurückgetreten sei, um gleichförmig wie vorher weiter zu fließen. Die Komplimente, die ihm noch nach dem Feste über die Schönheit seiner Tochter gemacht wurden, freuten ihn, aber er nahm sie mit seiner gewohnten

Besonnenheit als Bezahlung für die gebotene Unterhaltung hin. Von den häufigen Besuchen der jungen Edelleute wußte er wenig, da diese meist während seiner Komptoirstunden stattfanden. Seine großen und ausgedehnten Geschäfte nahmen ihn auch zu sehr in Anspruch, als daß er all die kleinen, von seiner Frau herbeigeführten Veränderungen des Hauswesens hätte bemerken können. Seine Tochter auf jüdische Weise, in patriarchalischer, entfernender Ehrfurcht von ihrem Vater erzogen, hatte nie die Gelegenheit ihm Mittheilungen zu machen, nach denen er sie nicht geraden Weges fragte. Da es nie zu Erklärungen kam, wußte sie auch nicht, wie weit er die Veränderungen im Hause und die Bewerbungen des jungen Marchese billigte. Er mußte von den Vorgängen in seiner eigenen Familie erst von Außen unterrichtet werden.

Eines Tages, mehrere Wochen nach jenem Feste, trat ein alter Jude, Rabbi Simone aus Modena in sein Komptoir und bat Herrn Cremona um die Erlaubniß, eine einfache Frage an ihn richten zu dürfen, eine Frage über einen Gegenstand, der ihn wie alle andern Glaubensgenossen des Landes beunruhige. Felice Cremona glaubte, es handle sich wieder um eine drohende Verfolgung, und bat den Rabbi, doch ganz rückhaltslos zu sprechen. — „Ich wollte nur fragen,“ sagte dieser, ob es wahr

sei, was man in der ganzen Stadt erzählt, daß Ihr mit Eurer Familie zum Christenthum übertreten und Euer einziges Kind mit dem Marchese Caccianemico verheirathen wollt?“ —

„Da sei Gott vor!“ rief der Bankier und sprang erschrocken vom Stuhle auf — „wer wagt es, mir solche Verbrechen und solche Thorheit zuzuschreiben?“

„Die ganze Stadt, Juden und Christen zugleich!“ erwiderte der Rabbi und theilte ihm mit, was er wußte, was man von der Gesellschaft seiner Frau und von den Veränderungen in ihrem Hauswesen bemerkt hatte.

„Aber Rabbi Simone,“ rief Herr Cremona, „Ihr müßtet es wissen, welche fromme und gute Jüdin meine Rebekka immer gewesen, wie könnt Ihr solchen Verläumdungen Glauben schenken?“

„Mein lieber Herr Cremona,“ lächelte der Rabbi, „die Weiber sind schwach und die Herrlichkeiten dieser Erde vermögen über die Besten mehr als alle Verheißungen des Himmels.“

Der Bankier, wie ungläubig er auch Anfangs die Mittheilung des frommen Mannes entgegengenommen, erinnerte sich jetzt an Manches, das ihm Zweifel einflößte und ihn mit Unruhe erfüllte. Es fiel ihm ein, daß der alte Marchese Caccianemico in der letzten Zeit

seine Schulden in unverhältnißmäßiger Weise vermehrt und daß selbst die alte Marchesa, was sie früher nie gethan, für ihre eigene Person bei ihm geborgt hatte. Dann fielen ihm allerlei Anspielungen ein, die er früher nicht beachtet, die jetzt aber Bedeutung bekamen. Er brach seine Geschäfte ab und eilte, um einige Stunden früher als sonst, in seine Villa. In der That fand er daselbst eine ganze Gesellschaft von jungen Edelleuten versammelt und mit ihnen den jungen Marchese Caccianemico. Er behandelte sie auf die freundlichste und zuvorkommenste Weise, aber er beobachtete sie auch und konnte sich wohl überzeugen, wie heimisch sie sich in seinem Hause fühlten. Auch als sie fort waren, machte er seiner Frau keine Bemerkung und nicht den geringsten Vorwurf. Erst nach dem Abendessen, noch mit Frau und Tochter am Tische sitzend, sagte er im gelassensten Tone: „Ich sehe mit Bedauern, daß in Folge des Balles ein Theil unserer Gäste mit uns in innigerer Verbindung geblieben ist, als ich es wünsche. Wie unschuldig und unschädlich auch die Besuche dieser jungen Herren an sich sein mögen, so können sie uns doch zum Verderben gereichen.

Frau Rebekka wollte auf die Rede ihres Mannes etwas bemerken, aber dieser fuhr sogleich fort: „Jeder andere Vater kann einen jungen Mann, der sich in

seinem Hause, z. B. gegen seine Tochter auf irgend welche tadelnswerthe Weise benähme, zurechtweisen. Ich könnte das in einem solchen Falle auch, aber ich weiß, daß das geringste muthige Wort gegen den kleinsten Lieutenant, wie nun einmal die Dinge in Modena stehen, Hof, Adel und Armee und bei dieser Gelegenheit jedenfalls auch die Geistlichkeit gegen mich aufbrächte. Dem jungen Manne aber, dem man als Vater einer Tochter nicht die Thüre weisen kann, dem darf man auch sein Haus nicht öffnen. Da es aber auch schwer ist, die Herren um Unterlassung ihrer Besuche zu bitten, so verlassen wir morgen die Villa und begeben uns wieder in unsere alte Wohnung, die so eingerichtet ist, daß alle hohen Besuche von selbst ausgeschlossen bleiben."

Hier erhob sich Frau Rebekka und wollte wieder etwas einschalten, aber ihr Mann nahm ihr wieder das Wort aus dem Munde, indem er sie bat, sitzen zu bleiben, da er ihr und seinem Kinde noch eine Mittheilung zu machen habe. „Es ist," sagte er nach kurzem Schweigen, „endlich Zeit, an die Versorgung unserer lieben Emilia zu denken. Ich will aufrichtig sein und meinem guten Kinde gestehen, daß ich schon seit einiger Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt und mich mit gewissen Plänen und Wünschen trage. Ich kenne einen jungen Mann —"

„Der Marchese,“ fiel hier Frau Rebekka rasch ein. —

„Ich kenne einen jungen Mann,“ widerholte der alte Cremona langsam und mit Nachdruck, und that als ob er den Ausruf seiner Frau gar nicht gehört hätte — „ich kenne einen jungen Mann, der mir das größte Vertrauen einflößt und der, ich bin überzeugt, meine liebe Emilia, auch Dir gefallen wird. Es ist der Sohn meines Geschäftsfreundes in Mailand, Herr David Mendels, den ich während meiner letzten Reise kennen gelernt, ein junger, sehr unterrichteter, bescheidener, thätiger Kaufmann. Immer an das Wohl meines lieben Kindes denkend, beobachtete ich ihn während meines ganzen Aufenthaltes und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich für sie kaum einen besseren Mann finden könnte. Ich sprach mich lobend über ihn zu seinem Vater aus und der kluge Mann kam mir rasch entgegen, indem er versicherte, daß er nichts so sehnlich wünsche, als daß sein Sohn mir, gerade mir, gefalle. Herr Mendels ist wohlhabend, aber nicht reich; er wagt es nicht, sich mir weiter zu nähern, allein ich darf ihm bloß einen Wink zukommen lassen, und er sendet seinen Sohn hierher, Du lernst ihn kennen und wir feiern, wie ich hoffe, bald eine fröhliche Verlobung. Schon morgen will ich an Mendels schreiben — und nun — gute Nacht!“

Am nächsten Morgen lustwandelte Herr Cremona in seinem Garten und gab einem Diener den Auftrag, ihm Fräulein Emilia zu schicken, sobald sie ihr Zimmer verlasse. Sie kam bald, Herr Cremona ergriff ihren Arm und, indem er sie in die entlegeneren Theile des Gartens führte, fragte er aufs freundlichste: „Mein Kind, was ist das mit dem Marchese Caccianemico?"

„Er sagt," erwiderte Emilia aufs Offenste, „daß er mich liebe."

„Und dann?" fragte der Vater.

„Er möchte mich wohl auch heirathen."

„Und du glaubst es, Emilia?"

„Ja, Papa. Der junge Marchese ist ein edler Mensch und unfähig, Jemand zu betrügen."

„Gut. Ich glaube es auch," versicherte der Vater, — er unterscheidet sich wesentlich von seiner Familie. Glaubst Du aber, Emilia, daß seine Familie und der Hof nur aus Rücksicht für seine Liebe in eine solche Heirath willigen würden?"

„Nein, Papa," lachte Emilia — „sie wollen Alle nur Dein Geld. Ich weiß schon Alles. Der alte Marchese hofft, daß Du dann seine Schulden streichst und daß er bis an seinen Tod von Deinem Gelde lebe und endlich, daß sein Sohn mit meiner Mitgift seine Töchter verheirathet."

„Dein Lachen, mein Kind," sagte Felice Cremona, selber lächelnd, „macht mich glücklich; ich sehe, Du bist mein kluges Kind, und hast Dich durch glänzende Aussichten auf leere Titel nicht blenden lassen. Du siehst wohl auch ein, wie wenig glücklich Du in jenen Kreisen wärest, in welche Du nur unter solchen Bedingungen aufgenommen und in denen Du ewig fremd und manchen Demüthigungen ausgesetzt bleiben würdest."

„Ganz gewiß," bestätigte Emilia, „ich habe das Alles bedacht, aber" — fügte sie trauriger hinzu — „Caccianemico liebt mich wirklich."

„Und du?" fragte der Vater, „liebst Du ihn genug, um für ihn alle diese Mißhelligkeiten über Dich zu nehmen, die Du voraussiehst? Und," fügte er hinzu, indem er ihr prüfend ins Auge sah, „um Dich zu einem Uebertritt zu entschließen, den Du doch für eine Sünde halten mußt?"

„Nein," erwiderte Emilia, und zwar ebenso traurig als entschieden, „nein, dazu liebe ich ihn nicht genug."

„Sei gesegnet, mein Kind," sagte der Vater gerührt, indem er ihr die Hand auf den Scheitel legte — „und nun laß mich ruhig für das Glück meines Kindes sorgen, das mein einziges Glück ist."

Der erste Brief, den Felice Cremona an diesem Tage schrieb, war an seinen Geschäftsfreund Mendels

in Mailand gerichtet. Sonderbarer Weise wußte man schon am nächsten Tage in Modena, daß Herr Cremona einen solchen Brief geschrieben und daß er seine Tochter mit einem Mailänder Glaubensgenossen verheirathen wollte, — noch sonderbarer war es, daß die ganze Gesellschaft von diesem Plane des Hofbankiers mit großer Entrüstung sprach. Es kam bei dieser Gelegenheit zum Vorschein, daß die hohe Gesellschaft Modena's bereits auf die 15 Millionen Lire — so hoch schätzte man das Vermögen Cremona's! — gezählt hatte; daß sie diese Summe schon wie die ihrige und sich selbst als durch Herrn Cremona übervortheilt, ja bestohlen betrachtete, wenn die projektirte Heirath wirklich zu Stande kommen sollte. Der alte Bankier kümmerte sich wenig darum, daß er während dieser Tage hier und da mit Vorwürfen überhäuft wurde, wohl aber war es ihm eine schmerzliche Ueberraschung, als der junge Valerio Caccianemico in sein Büreau stürzte, sich über die laufenden Gerüchte beklagte und daran eine förmliche Werbung um die Hand Emilia's knüpfte. Felice Cremona ließ sich durch diese Loyalität des jungen Mannes in seinen Entschlüssen nicht einen Augenblick erschüttern, ebenso wenig wie durch die Aussicht auf den Marchesentitel für seine Tochter. Er dankte dem jungen Manne für die Ehre, setzte ihm auseinander,

wie einer solchen Verbindung alle Bedingungen des Glückes fehlen würden und deutete außerdem sein Bedauern an, nicht in einem Lande zu leben, in welchem Verbindungen zwischen Juden und Christen erlaubt seien. Sofort bot ihm Valerio an, mit Emilia Italien zu verlassen und nach Frankreich zu flüchten, oder auch nach Holland, wo die Ehe zwischen Christen und Juden erlaubt sei.

Felice Cremona bedachte, welche Verfolgungen er auf sich lud, wenn er auf diese Pläne einging, wie unglücklich Emilia werden müßte, wenn die Liebe des jungen Mannes nach so vielen Opfern sich verflüchtigen sollte und welch ein ruhiges und glückliches Loos sie im Gegentheil erwartete, wenn ihre Ehe, anstatt auf so gewaltsamen und abenteuerlichen Grundlagen, auf natürlichen und normalen Bedingungen beruhte, wie das in der Ehe mit dem jungen Mendels der Fall wäre. Er sprach zu Valerio mit der größten Offenherzigkeit und benahm ihm jede Hoffnung auf eine Aenderung seiner Ansichten.

Mutter und Tochter wohnten jetzt, wie es der Vater befohlen hatte, in der Stadt und nicht ein einziger Besuch wurde angenommen. Emilia richtete sich ganz nach dem Willen ihres Vaters, verließ das Haus nicht und zeigte sich selbst des Abends niemals auf dem

Balkon. Die entlegene Straße aber wurde jetzt so belebt, wie es früher die Chaussee gewesen, an welcher das Landhaus liegt. Zu Fuß und zu Roß trieb sich die Jugend daselbst auf und nieder, und schlossen sich die Alten an, um sich an dem Schauspiel der Schmachtenden und Wartenden zu ergötzen. Cremona sah dieses Treiben mit Besorgniß und beschwor seine Tochter, so lieb ihr ihr Ruf, ihre Zukunft und seine Sicherheit sei, in ihrer Zurückhaltung auszuharren, und sie war ein gehorsames Kind, das ein Zuwiderhandeln gegen die Wünsche und Befehle ihres Vaters kaum begriffen hätte. Nach einigen Tagen hieß es, der alte Cremona habe die schöne Emilia konfiszirt und halte sie in einer düstern kleinen Stube des Hinterhauses gefangen, wie eine Verbrecherin. Das Alles nur, weil sie in der Villa mit Christen umgegangen und da komme der Christenhaß des alten Juden zum Vorschein. Wieder nach einigen Tagen bemerkte Cremona unter den Spaziergängern vor seinem Hause eine Bewegung, eine Aufregung, die einige Aehnlichkeit mit einem Aufruhr hatte. Es drang sogar manche Drohung und manches Schimpfwort zu ihm hinauf. Er wußte bald, um was es sich handelte. Valerio Caccianemico war verschwunden. Man hätte gern angenommen, daß er sich ein Leides angethan, wenn er sich nicht einige Tage vorher

darüber ausgesprochen hätte, daß er in der Nähe Emilia's, ohne sie zu besitzen, nicht leben könne, und daß er ein Land aufsuchen wolle, in dem man freier und verständiger denke, in dem er sich eine Stellung machen und von dem aus er dann den alten Cremona zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffe. Die Familie Caccianemico erhob ein großes Geschrei gegen den alten Cremona, der sie um ihren Sohn gebracht und diesen in verderbte Lande und in ketzerische Ansichten getrieben habe. Den Modenesen war der Gedanke gräulich, daß ein Christ eine ungetaufte Jüdin heirathen solle und in Aller Sinne wurde Cremona für das Ungeheuere verantwortlich gemacht. Außerdem fühlte sich der Adel beleidigt, daß der Jude es gewagt habe, einem aus ihrer Mitte die Hand seiner Tochter zu versagen. Man begriff diesen Hochmuth nicht, man erklärte sich ihn mit unendlichem Christenhaß und man war rasch bereit, es ihm an Judenhaß zurückzugeben. Von seiner Tochter selbst erzählte man die rührendsten Geschichten, wie sie, eine wahre Märtyrerin, für ihre Liebe wie für ihre Absicht, zum Christenthume überzugehen, zu leiden hatte. Man forderte laut, daß der Hof, die Polizei, die Geistlichkeit sich in die Angelegenheit mische, um die Beleidigungen des Adels, der Menschheit, des Christenthums zu rächen.

Mittlerweile war der junge Benjamin Mendels aus Mailand angekommen. Er lebte im Hause Cremonas und Emilia fand bald, daß ihr Vater gut für sie gewählt hatte. Benjamin war ein schöner, bescheidener, unterrichteter junger Mann, dem die Schüchternheit in seiner Stellung und einer solchen Schönheit gegenüber noch einen besondern Reiz verlieh. Er konnte es nicht glauben, daß er zu einem solchen Glücke auserlesen sei, aber er mußte bei einigermaßen offenen Augen auch erkennen, was um ihn her vorging und Herr Cremona machte ihm auch kein Geheimniß aus der Lage der Dinge. Diese sollten ihn selbst ganz nahe berühren, denn als er eines Tages von einem Spaziergange heimkehrte, wurde er von den vor dem Hause auf- und abwandelnden Offizieren, die schon wußten, daß er der bestimmte Bräutigam Emilia's sei, auf das gröblichste insultirt. Es war damals nicht die Zeit in Modena, in welcher ein Jude von einem Offizier hätte Genugthuung verlangen können; er mußte sich Beleidigungen gefallen lassen, oder sie augenblicklich und thatsächlich erwidern. Benjamin Mendels hatte das Unglück, sich von seiner Entrüstung hinreißen zu lassen und sich gegen die Offiziere mit seinem Stocke zu vertheidigen. Sogleich stürzte der ganze Haufe über ihn her und war eben im Begriffe in das Haus Ceremona's,

in das er sich flüchtete, nachzudringen, als der alte Caccianemico sich ihnen in den Weg stellte und sie bat, von ihrem Vorhaben abzulassen. Jetzt ständen die Dinge so gut, als man es wünschen könne.

Der alte Cremona war über diesen Vorgang sehr betrübt, verlor aber deßhalb seine Fassung nicht. „Mein lieber Freund," sagte er zu seinem jungen Gaste, „es droht uns ein Gewitter, dem wir nur durch rasches Handeln ausweichen können. Ist meine Tochter Emilia erst mit Ihnen verheirathet, dann wird sich Alles von selbst geben, da man das Geschehene nicht wird ungeschehen machen können. Sie wird bei Ihnen in Mailand in Sicherheit sein und ich werde mich meiner Haut zu wehren wissen. Im schlimmsten Falle packe ich dann meine Siebensachen und begebe mich irgendwo hin auf sichern Boden. Für jetzt haben vor Allem Sie an Ihre Sicherheit zu denken und ich werde dafür sorgen, daß Sie noch in dieser Nacht abreisen und über die Grenze kommen können. In wenigen Tagen folge ich Ihnen im Stillen mit meiner Tochter und die Hochzeit, so vorbereitet, soll darum nicht minder heiter ausfallen."

Es geschah wie er sagte. Der junge Mann reiste ab und er selbst machte alle Vorbereitungen, um ihm in wenigen Tagen mit seiner Tochter folgen zu können. Vorher hatte er noch allerlei zu ordnen, und es kam

ihm vorzugsweise darauf an, sich der Gunst des Herzogs zu versichern. Er brachte gewisse Geschäfte rasch zum Abschluß, sammelte bedeutende Gelder, um seinem gnädigen Herrn große Summen auf einmal übergeben zu können, da er in solchen Fällen von ihm persönlich empfangen und immer sehr wohlwollend behandelt wurde. Der Herzog begrüßte ihn wie ehemals, lobte seinen Eifer, diese Summen vor der Zeit eingebracht zu haben und versicherte ihn seiner fernern Gnade.

„Du bedarfst dieser Gnade," fügte er hinzu, „denn Du hast den ganzen Adel gegen Dich aufgebracht und wenn ich nicht da wäre — es hätte Dir schon schlimm ergehen können. Sage mir, alter Jude, welcher Teufel Dich plagt, Deine schöne Tochter so zu mißhandeln?"

Cremona lächelte und versicherte seinem gnädigen Herrn, daß dieß bloß verläumderische Gerüchte seien und der Herzog schien weiter kein Gewicht darauf zu legen. „Aber," sagte er nach einiger Zeit wieder, „aber, daß Du Deine Tochter nicht dem Caccianemico geben wolltest, dem ich es ausdrücklich erlaubt habe, eine Jüdin zu heirathen, freilich eine getaufte Jüdin, das ist doch wahnsinnig und damit verräthst Du, wie Du die Christen hassest."

Cremona erschrack über diese Worte, faßte sich aber rasch und setzte dem Herzog klar und ruhig die

Lage der Dinge und die Ursachen seiner Handlungsweise auseinander. Der Herzog wußte offenbar nicht, was zu antworten; der Jude hatte zu weise und zu überzeugend gesprochen. Aber anstatt seiner nahm die Herzogin das Wort, welche während des ganzen Gespräches zugegen war und sich bisher stille gehalten hatte. Sie sagte und zwar ohne dabei Cremona anzublicken und nur so vor sich hin: „Man behauptet auch, daß das arme Kind die größte Sehnsucht habe, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche aufgenommen zu werden; wenn das der Fall ist, will ich selbst ihre Pathin sein — das wird sie adeln, dem Marchese gleich machen und damit fallen die Bedenklichkeiten weg, die ihr Vater haben könnte. Man sagt auch, daß ihr Vater sich ihren heiligen Vorsätzen entgegenstelle — und das muß untersucht werden —“

Erst bei diesen letzten Worten warf die Herzogin ihren Blick auf Cremona und machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die Entlassung bedeutete.

Er ging mit schwerem Herzen. Doch dachte er nur einen kurzen Augenblick daran, den Gefahren, die er jetzt doppelt drohend heranziehen sah, zu weichen; bald war er fest entschlossen, in seine heiligsten Rechte selbst den Herzog nicht eingreifen zu lassen und so zu handeln, wie er es für das Glück seines Kindes

ersprießlich glaubte. Und darnach traf er auch seine Vorbereitungen. Schon zwei Tage nach dem Gespräche mit dem Herzog standen auf dem Wege zwischen Modena und der östreichischen Grenze in verschiedenen Entfernungen mehrere Wagen bereit, die ihn und seine Tochter im Fluge davon tragen sollten. Den ersten Wagen, der ihn ungefähr eine Stunde weit vor der Stadt erwartete, wollten die Flüchtlinge zu Fuße erreichen, nachdem sie in der Dunkelheit Modena verlassen.

In diesem entscheidenden Augenblcke tritt eine neue Persönlichkeit auf die Scene. In derselben entlegenen Straße, dem Hause Cremona gerade gegenüber, wohnte ein Herr Ferrari, der Onkel des Lustspieldichters gleichen Namens, des Verfassers der „Poltrona Storica," der „Sedeci-Comedie," der „Prosa" ꝛc., von dem Sie wohl gehört haben werden. Dieser Mann lebte in größter Einsamkeit und wie ein Geächteter. Er hatte Jura studirt, weigerte sich aber nach vollendeten Studien irgend ein Amt anzunehmen, oder als Advokat aufzutreten. Wenn er es auch nicht aussprach, so konnte man es doch errathen, daß er es mit seinem Gewissen nicht zu vereinigen verstand, einem Staate wie Modena zu dienen und einem Herzog, der seine vertrautesten Freunde verrieth und hinrichten ließ, um dem Fürsten Metternich zu gefallen. Man sagte von

Ferrari, daß er unter anderm Namen an jenen Schriften mit arbeitete, die in Toskana und im Auslande erschienen und die italienische Bewegung vorbereiteten. Ferrari, das versteht sich von selbst, war der Polizei und der Geistlichkeit verdächtig, aber er lebte so einsam und zurückgezogen, daß man nicht den geringsten Anhaltspunkt zu einer Verfolgung auftreiben konnte, daß ihn das Publikum vergaß und er sich selbst von der Polizei vergessen glaubte. Ob nun dieser Ferrari, der wie gesagt, dem Hause Cremona's gerade gegenüber wohnte und Emilia oft sehen konnte, von deren Schönheit ebenso gerührt war, wie alle Welt, oder ob er aus reiner Menschlichkeit handelte und sich einer Gewaltthat gegenüber nur hülfreich erweisen wollte — ich weiß es nicht. So viel gehört zur Geschichte, daß er an dem Tage, dessen Ende die Flucht Cremona's sehen sollte, vor diesem in seinem Büreau erschien und ihm mittheilte, daß wie er es von einem angestellten Anverwandten erfahren, seine Absicht verrathen sei und die Polizei schon alle Anstalten getroffen, ihn sammt seiner Tochter gleich auf der ersten Station aufzuheben und nach Modena zurückzubringen; daß auch bereits an der östreichischen Grenze für alle Fälle Vorkehrungen getroffen, um ihn an der Ueberschreitung derselben zu hindern. Cremona war entsetzt; wie arg mußte er

überwacht sein, wenn dieses Geheimniß schon der Polizei verrathen worden, und wie weit mochten die feindlichen Pläne schon gediehen sein, wenn man vor dergleichen Schritten nicht zurückschrack. „Was ist zu thun!“ rief er verzweiflungsvoll.

„Vertrauen Sie mir Fräulein Emilia und zeigen Sie sich den ganzen Abend in der Straße und vor denen, die Sie für Ihre ärgsten Widersacher halten. Ich bringe Fräulein Emilia über die Grenze nach Toskana, wo ich Freunde habe. Sie suchen von Ihrem Vermögen zu retten, was Sie können und flüchten sobald Sie es vermögen, denn wie die Dinge begonnen, so werden sie weiter gehen und, wenn Sie nicht ausweichen, mit Ihrem Verderben endigen.“

Cremona blickte dem Manne eine Zeitlang prüfend ins Gesicht. Dann fragte er: „Signor Ferrari, sind Sie Carbonaro?“ —

„Ja,“ antwortete Ferrari ruhig.

„So haben Sie die Güte und erwarten Sie mich heute Abend nach zehn Uhr auf der Bastion über dem Bologneser-Thore. Dort werde ich Ihnen mein Kind übergeben und zwar mit dem unbeschränktesten Vertrauen in Ihren Edelmuth.“

So geschah es auch. Auf der Bastion des Bologneser-Thores theilte Herr Cremona seinem neuen

Freunde noch mit, daß Emilia große Summen mit sich führe und daß er im Nothfalle davon den unbeschränktesten Gebrauch machen solle; ferner, daß er ihr in Werthpapieren einen großen Theil seines Vermögens mitgegeben, um diesen für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Dann umarmte er sein Kind, drückte Herrn Ferrari die Hand und ging um den Polizei-Direktor zu besuchen, bei dem er unter den verschiedensten Vorwänden und Gesprächen bis nach Mitternacht verweilte. Als er endlich den Palazzo des Polizei-Direktors verließ, begegnete er unten in der Einfahrt einem geschlossenen, von Polizeimannschaft umgebenen Wagen, der rasch an ihm vorüber und dem zweiten Hofe, in dem sich die Gefängnisse befanden, entgegenfuhr. Herrn Cremona überlief es kalt. Er erklärte sich den Schauer, den er empfand, damit, daß er daran dachte, wie er in diesem Augenblicke, ohne die gütige Warnung Ferrari's, ohne seine Aufopferung vielleicht gerade so, vielleicht in demselben Wagen hier eingebracht und den Gefängnissen entgegenfahren würde.

Es vergingen mehrere Tage ohne Nachricht von den Flüchtlingen. Das beunruhigte den Vater nur wenig, da es ausgemacht worden, daß ihm Nachrichten nur dann zukommen sollten, wenn sich eine zuverlässige Gelegenheit finde. Wäre die Flucht mißlungen, dann,

so meinte Herr Cremona, hätte er es in Modena schon erfahren müssen. Ungefähr sechs Tage nach jenem Abend saß er arbeitend in seinem Büreau, als ein Mann leise und vorsichtig eintrat, den er sogleich als einen der geheimen Beamten der Polizei erkannte, der ihm schon manchesmal für gute Bezahlung wichtige Nachrichten zugetragen hatte. „Dießmal,“ sagte der Mann, „bringe ich Ihnen eine Neuigkeit, die Sie mir besser bezahlen werden, als alle früheren. Dießmal, Herr Cremona, darf nicht geknausert werden, denn es handelt sich um Dinge, die Sie sehr nahe angehen.“

Der Bankier erbleichte; das lächelnde Gesicht des Spions verkündete Unheil.

„Nur schnell heraus mit der Sprache. — Ist es etwas, was die Angelegenheit meiner Familie betrifft, so sollen Sie tausend Lire haben.“

„O,“ lächelte der Mann, „Ihre Tochter mit Herrn Ferrari obendrein, ist Ihnen wohl fünftausend Lire werth.“

„Gut — fünftausend Lire — Sie sollen sie haben, aber sprechen Sie rasch.“

„Nun,“ sagte Jener, es ist auch in zwei Worten abgemacht. Ihre Tochter und Herr Ferrari wurden ungefähr eine Stunde, nachdem Sie von Ihnen Ab=

schied genommen, eingefangen und zurückgebracht. Herr Ferrari befindet sich im Gefängniß."

„Und meine Tochter!" rief Cremona, indem er die Arme sinken ließ.

„Im Kloster des geheiligten Herzens Mariae bei den Nonnen."

„Im Kloster?"

„Allerdings! Die Frau Herzogin will ihr die Freiheit verschaffen, die ihr ihr Vater nicht gelassen, zum Christenthum überzutreten. Sie hat es, nämlich Ihre Tochter, einmal zu Herrn Caccianemico gesagt, daß sie aus Liebe wohl zum Christenthume übertreten könnte und Ihre Gattin, Frau Rebekka, hat es Jedermann erzählt, daß Signorina Emilia für unsern heiligen Glauben förmlich glühe. Da meinte denn Pater Sulpicio, der Beichtvater der Herzogin, es sei nichts andres zu thun, als das gute Kind der Tyrannei des Vaters zu entziehen, um es in aller Freiheit seiner Sehnsucht folgen zu lassen. Signor Cremona, für die fünftausend Lire will ich Euch noch sagen, daß, wenn Ihr nicht bald was Rechtes in dieser Sache anzufangen wißt, Euer Töchterlein anstatt die Braut Benjamin Mendels wohl die Braut Christi werden könnte — denn die Kirche — seht — die Kirche braucht auch Geld und Eure Tochter brächte ihrem Bräutigam eine schöne Mitgift."

Der Mann steckte sein Geld ein und ging. Cremona überlegte, ob er sich nicht wenigstens zum Theil in sein Schicksal fügen solle, um sein Kind aus dem Kloster zu retten. Wäre jetzt Caccianemico erschienen, er hätte ihm vielleicht die Hand seiner Tochter versprochen. Dann fiel ihm wieder der unglückliche Ferrari ein, der sich so uneigennützig geopfert hatte. Man hielt ihn, der so lange verdächtig war, in den Klauen und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht so leicht werde entwischen lassen. Es schien Cremona, als sei es seine Pflicht, seine Gedanken und Anstrengungen vor Allem nach dieser Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er steckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Tasche und begab sich zu seinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und sagte: „Dieses Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er sich in Sicherheit befinde.

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen sehen. Ferrari befindet sich ohnehin in einem Gefängnisse, dessen Gitter leicht auszuheben ist."

Cremona begab sich zum Rabbiner, vom Rabbiner

nach Hause. Aber er konnte nicht mehr in seine Büreaux eintreten. Seine Bücher und Kasten waren versiegelt, ein Polizei-Kommissär nahm seinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß er von der Regierung beauftragt sei, sein Vermögen zu überwachen während des Prozesses, der gegen ihn eingeleitet werde. Ein anderer Polizei-Kommissär verhaftete ihn wegen Verbindungen mit den Carbonari. Cremona zuckte die Achsel, murmelte vor sich hin: „Es ist ein jüdisches Schicksal!“ und folgte dem Polizei-Kommissär.

Wozu lang erzählen. Schon aus dem Vorhergehenden kann man errathen was folgen mußte. Die Kirche meinte, man müsse das Vermögen ihrer Schutzbefohlenen retten und trat jetzt viel thätiger in den Vordergrund, obwohl außerhalb des Klosters allerlei Gerüchte liefen, daß Emilia von einer Bekehrung nichts wissen wollte. Indessen nahm auch die Kirche an der Verwaltung des Vermögens Theil und ihre Beamten saßen neben den Beamten der Regierung in den Büreaux Cremona's.

Emilia war im Kloster, ihr Vater im Gefängniß — so vergingen Wochen und über ihnen, wie über der ganzen Angelegenheit wurde es stille, wie über einem Grabe, — um so stiller, als man aus der Bestrafung einzelner Individuen, die sich im Kaffeehaus

darüber geäußert hatten, ersah, daß die Regierung die Gespräche über diesen Gegenstand nicht liebte. Wieder aufs Tapet kam die Geschichte erst, als eines Tages Frau Rebekka außer sich, gleich einer Wahnsinnigen, die Straßen durchrannte und sich vor allem Volke anklagte, am Verderben ihres Mannes und ihres Kindes schuld zu sein, da sie es gewesen, die sie an ihre Feinde verrathen. Und als sich diese Scenen am nächsten Tage wiederholten, wurde Frau Rebekka in Sicherheit gebracht — man sagte, ebenfalls in ein Kloster. Ob ein Kloster- oder ein Gefängniß-Gitter — ich weiß es nicht — aber ein Gitter war es, an dem sie sich mit ihrem eigenen Halstuch erhängte.

Emilia wurde auf unerwartete Weise befreit. Plötzlich nämlich erschien Valerio Caccianemico, der verschwunden war, wieder auf dem Schauplatze. Er bat um die Erlaubniß mit Emilia eine Viertelstunde lang allein sprechen zu dürfen, und nach dieser Besprechung erklärte sich Emilia für seine Verlobte. Das Kloster machte nicht die geringsten Schwierigkeiten, ihm seine Braut auszuliefern, nachdem er dem Pater Sulpicio erklärt, daß er der Kirche gerne überlassen wolle, was sie vom Vermögen Emilia's in ihre Hut genommen. Er brachte sie in seine Familie und es wurden alle Vorbereitungen zur Taufe und zur Hochzeit ge-

troffen, welche beide an einem und demselben Tage stattfinden sollten. Zur Feier dieses Tages, so hatte der Herzog versprochen, sollte auch der Vater freigelassen werden, wenn er sich verbindlich machte, nicht den geringsten Widerspruch zu erheben und alles was bisher geschehen, zu billigen.

Jedermann glaubte nunmehr das Ende dieser Geschichte zu kennen, als sie plötzlich eine Wendung nahm, die wohl Niemand vorausgesehen hatte. Caccianemico hatte in Toskana von Ferrari, der in der That in Folge jener Unterhandlung mit dem Polizeidirektor die Freiheit erlangte, erfahren, was in Modena vorging. Die beiden hatten sich besprochen und führten nun aus was sie besprochen hatten. Caccianemico entfloh zwei Tage vor der beabsichtigten Heirath mit seiner Braut über die Grenze Toskanas, wo sie Ferrari erwartete, um mit Emilia sofort weiter nach Frankreich zu reisen und sie in Marseille einer dort lebenden, ihm befreundeten Flüchtlings-Familie zu übergeben. Caccianemico verließ sie schon in Toskana. Ihre Verlobung war bloß eine List gewesen, die der edle junge Mann erdacht hatte, um das Mädchen, das er liebte, zu retten; da sie befreit und in Sicherheit war, erhob er nicht die geringsten Ansprüche.

Felice Cremona wurde noch einige Wochen im

Gefängnisse zurückgehalten und von Zeit zu Zeit wegen seiner Verbindungen mit den Carbonari verhört — Verbindungen, an die natürlich kein Mensch glaubte, die nur als Vorwand dienten, um ihn länger zurückzuhalten. Erst gegen Ende knüpfte man an diesen Prozeß einen andern wegen Uebervortheilung des Staates. Man sei in Folge der Beschlagnahme seiner Bücher hinter dieses Verbrechen gekommen. Dann kündigte man ihm an, der Herzog wolle, nachdem sich der Staat entschädigt, Gnade für Recht ergehen lassen und ihm die Freiheit schenken.

So kehrte Cremona, nach monatelangem Gefängniß, eines Tages früh beim Morgengrauen in seine Wohnung zurück, die er verödet fand. Sein Weib hatte sich aus Gewissensbissen, die Ihrigen ins Verderben gestürzt zu haben, das Leben genommen; sein Kind war auf der Flucht in der Ferne. Gebeugt, gebrochen, mit früh ergrautem Haare ging er durch die Wohnung, in der ein einziger treuer Diener ausgehalten hatte. Dieser wollte Allerlei erzählen, aber Cremona bat ihn zu schweigen. Er könne sich vorstellen, wie es während seiner Abwesenheit hergegangen. Erst nach Stunden wagte er es in sein Komptoir zu gehen. Er schlug ein Buch nach dem andern auf, blickte hinein, zuckte die Achseln, lächelte und sagte von

Zeit zu Zeit zu seinem Diener: „So habe ich es mir gedacht."

Sämmtliche Schulden Modenesischer Hof- und Edelleute waren gelöscht; das Portefeuille war leer und in der Kasse statt des baaren Geldes lag eine Berechnung der Geschäftskosten, der Prozeßkosten und der Entschädigungen für die Beamten, welche indessen das Geschäft geleitet, und Felice Cremona mußte sich noch als Schuldner des Staates erkennen. Nur gewisse zur Zeit unrealisirbare Werthe waren ihm geblieben und die Summen, die er bei auswärtigen Geschäftsfreunden stehen hatte und welche diese, seine Lage erkennend, klugerweise zurückgehalten hatten. Von den Papieren, die er seiner Tochter und Ferrari mitgegeben hatte, war keine Spur vorhanden; diese waren höchst wahrscheinlich im Kloster verschwunden, dahin man Emilia gebracht hatte. Felice Cremona wäre ohne die Klugheit und Vorsicht seiner auswärtigen Freunde ein Bettler gewesen. Indessen war der Herzog so gnädig, ihm einen Weg zu neuen Reichthümern zu eröffnen, indem er ihm durch einen Kammerherrn sein Bedauern über das Vorgefallene und seinen Wunsch ausdrücken ließ, er möge seine Geschäfte und die Aemter, die er bei den herzoglichen Monopolen verwaltet, wieder aufnehmen. Felice Cremona ließ dem Herzog für seine Gnade danken

und hoffte bald alles wieder im Gang zu sehen. In der That rief er seine Beamten wieder zurück, begann er wieder seine Funktionen in den Monopolen des Herzogs und seine Rundreisen, die er in diesen Geschäften durchs Land zu machen hatte. Aber eines Tages kam sein geschlossener Wagen an einer der Zollstationen leer an und wartete daselbst vergebens auf seinen Herrn, der mit seinem Diener unterwegs ausgestiegen war und nachkommen wollte. Man war nahe der Grenze und Felice Cremona überschritt sie, um sich nach Mailand und von da, nach kurzem Aufenthalte und mit falschem Passe, nach der Schweiz zu retten. Rasch ging es von da weiter nach Marseille in die Arme seines Kindes.

Damit hat der für Modena und seine Regierung charakteristische Theil der Geschichte ein Ende. Nur der Abrundung wegen will ich hinzufügen, daß Felice Cremona in der Verbannung gegen eine Verbindung seiner Tochter mit Caccianemico, der ihr so große aufopfernde und vorurtheilsfreie Liebe gezeigt, nichts einzuwenden hatte. Auch konnte diese Verbindung jetzt stattfinden, ohne daß ein Religionswechsel, der Vater und Kinde so sehr widerstrebte, nothwendig gewesen wäre. Felice Cremona hatte aus seinem Schiffbruch genug gerettet, um aus den Trümmern ein neues

Glück, eine neue, selbst glänzende Existenz aufzuführen. Ferrari, der sich in Toskana nicht lange halten konnte, stieß bald zu den Flüchtigen und die Freunde lebten nach den überstandenen Stürmen so glücklich, als man auf fremdem Boden leben kann. Fehlte ihnen auch das Vaterland, so konnten sie doch von hier aus Manches thun, was die Auferstehung Italiens vorbereitete, und wenn man den alten Cremona jetzt als Carbonaro verklagt hätte, wäre die Anklage wohl gerechtfertigt gewesen.

Doch muß ich noch auf die Villa zurückkommen, die diese meine Erzählung veranlaßte. Beim Falle Cremonas nahm sie der Herzog sogleich als sein Eigenthum in Anspruch und als er wieder eines Hofbankiers habhaft wurde, verkaufte er sie diesem für eine große Summe. Begreifen Sie, daß sich dieser neue Hofbankier, ebenfalls ein Jude, in diesem verhängnißvollen Hause wohl fühlen konnte? Aber er gab die glänzendsten Feste und tanzte auf dem Grabe seines Vorgängers. Ich sage Ihnen, dieses Volk besitzt einen erstaunlichen Muth.



Nach der Natur.

Nach der Natur.

Novellen

von

Moritz Hartmann.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.

Der Flüchtling.

1.

Mit sehr aufgeregten Schritten ging der alte Doktor Philol. und Philos. durch seine geräumige, von einer grün beschirmten Lampe nur sehr dämmerig beleuchtete Wohnstube, welche zugleich Arbeitszimmer und Bibliothek war. Seine Tochter Minna stand indessen am Fenster und blickte anhaltend in die schmale Straße hinaus, in welcher Nichts als viele dunkle und wenige beleuchtete Fenster zu sehen waren. Es war das nämlich eine der Nebengassen der Fahrgasse zu Frankfurt a. M. Von Zeit zu Zeit erdröhnte das alte Haus, dessen dritten Stock diese breite Stube des Doktors beinahe ganz einnahm, von ziemlich nahem Kanonendonner; der Doktor, wie schmächtig er auch immer und wie sanft er sonst aussah, hielt dann in seiner Wanderung inne, stampfte voll Zorn mit dem Fuß, ließ wohl auch einen kleinen Fluch, vielleicht einen lateinischen, dem Kanonendonner folgen. Seine Tochter fuhr nur, so

oft jener kriegerische Schall sich hören ließ, erschrocken zusammen und schlug die Hände ineinander, als ob sie beten wollte. Ueber ihr schönes Frankfurter Gretchen-Gesicht rollte manchmal eine Thräne, und von Zeit zu Zeit wandte sie sich, wie Trost suchend, zu ihrem Vater mit der Frage, ob das noch lange so fortgehen wird? Der alte Doktor und ehemalige Gymnasiallehrer antwortete mit etwas Grausamkeit, die sich bei seinem sonst so milden Gelehrtengesichte beinahe komisch ausnahm: „Sie müssen doch diese Rebellen in Grund und Boden schießen, um ein Exempel zu statuiren und dieser demokratischen Wirthschaft ein für allemal ein Ende zu machen.“ Minna, trotz dem tiefen Kummer, den sie in dieser Stunde fühlte, trotz der Angst, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, konnte doch nicht umhin, den Zorn ihres Vaters und sein martialisches und grausames Auftreten beinahe zu belächeln; sie wandte sich wieder dem Fenster zu und horchte aufs Neue. Am liebsten hätte sie das Fenster geöffnet, um besser zu horchen und weiter sehen zu können, aber der Vater hatte ihr das aufs Strengste verboten; auch waren vor kaum einer Stunde darmstädtische Soldaten durch diese Seitengasse gekommen und hatten ihre Kugeln in alle offenen Fenster geschickt. Es war das nämlich am Abende des 18. September des Jahres 1848.

Dr. Bürger konnte sich über die Vorgänge, die hundert oder fünfzig Schritte von seiner Studierstube, gewissermaßen unter seinen Augen, wie er sich ausdrückte, Deutschland und speciell Frankfurt entehrten, nicht beruhigen. Es stürzte diese Erscheinung einer bewaffneten Revolution auf deutschem Boden alle seine Ansichten und Ueberzeugungen von deutschem Volkscharakter über den Haufen. Er hatte immer behauptet und war in diesem Glauben alt geworden, daß dergleichen nur jenseits des Rheins und höchstens noch in Polen vorkommen könne; auf germanischem Boden aber, auf dem Boden der Treue und langsamen Reife, und nun gar in Frankfurt, eine positive Unmöglichkeit sei. Was er von den in diesem Jahr bereits vorgekommenen Aufständen in Wien, Berlin und anderwärts gehört, hielt er für Uebertreibung, da eigentliche Revolutionen nicht vorkommen könnten, und die sogenannten Errungenschaften erklärte er für freie Gaben aus der Machtfülle deutscher Fürsten; das Parlament nur für ein Mittel, welches die deutschen Fürsten gefunden, um die Wiederherstellung des Kaiserthums anzubahnen und so die alte Macht des Reichs den verschiedenen Erbfeinden gegenüber wieder zur Blüthe zu bringen. Um den Grimm gegen die Insurgenten und seine Grausamkeit, mit der er jedem Kanonendonner

vernichtenden Sieg wünschte, vor sich selbst zu rechtfertigen und einen kategorischen Imperativ, der in Gestalt von Mitleid mit den armen jungen Leuten da unten, in ganz anderm Sinne sprach, zum Schweigen zu bringen, rekapitulirte er seine alten politischen Ueberzeugungen, von deren Existenz er übrigens bis zum Jahre 1848 kaum eine Ahnung hatte, und sagte er sie, in Formeln gebracht und in Ermanglung eines andern Zuhörers zu wiederholten Malen vor seinem Töchterchen her. Mit Atheniensern und Spartanern war Dr. Bürger ein wahrhaft fanatischer Republikaner; als Grieche wußte er Persern und Macedoniern gegenüber, Argumente gegen die Monarchie vorzubringen, wie vielleicht wenige Mitglieder der äußersten Linken in der Paulskirche; über den schlechten Ausgang der Schlacht bei Philippi und das Ende der römischen Republik konnte er auch noch bittere Thränen weinen. Aber seine republikanischen Sympathien fanden ungefähr um dieselbe Zeit der Schlacht von Philippi ihre Zeitgrenzen, und man hätte ihn vielleicht schwer gekränkt, wenn man behauptet hätte, daß er als Frankfurter Bürger doch eigentlich auch ein Republikaner sei.

An jenem Abende mußte sein Töchterchen unter seinen Antipathien und seinem Demokratenhasse leiden.

„O," rief er ihr vorwurfsvoll entgegen und erhitzt, als ob ihn der Pulverdampf in den Straßen berauscht hätte, „o, meine Minnchen, ich weiß sehr wohl, auf welcher Seite Du jetzt mit Deinem Herzen stehst. Mir gegenüber stehst Du, die Flinte geraden Weges auf mein Herz gerichtet. Ich weiß ganz wohl, daß Euere Nähschule ein gefährliches Demokraten-Nest ist, wo Du das Gift des Sozialismus und Kommunismus eingesogen hast — und dann diese unglückseligen Besuche in der Paulskirche, wo sich diese Linken eine Sprache erlauben, als ob sie Spartaner wären und es gar keine Fürsten mehr in Deutschland gäbe. Wüßtest Du, — aber Du mußt es ja wissen, Minnchen, daß selbst die Spartaner Könige hatten, und zwar gleich zwei auf einmal."

Der gute Dr. Bürger wußte eigentlich nicht mehr was er sagte und Minna hütete sich, ihn durch Widerspruch noch mehr zu erregen. Auch beruhigte er sich von selbst, in dem Maße, als der Lärm des Geschützes abnahm. An der Löwen-Apotheke und Konstablerwache, wo es am lautesten gedonnert hatte, war es nunmehr ganz still und im Innern der Häuser hatte man manchmal meinen können, daß Alles beendet sei, wenn die Stille nicht hie und da durch den Schuß aus einem einzelnen Gewehre oder durch einzelnes

Lärmen und Gepolter, das aus den verschiedensten Richtungen, bald aus der Tiefe eines Hofes, bald von der Höhe eines Daches kam, unterbrochen worden wäre. Es war schon ziemlich spät und der Doktor Philol. ging bereits langsamen und ruhigen Schrittes durch seine Stube und dachte jetzt, anstatt einen Siegesgesang anzustimmen, seinem friedlichen und sanften Charakter angemessen, über das Unglück von Revolutionen, besonders von Kämpfen zwischen Landsleuten, nach. In seiner milden Stimmung erinnerte er sich reumüthig der Reden in Philippum, die er im Laufe der letzten Stunden über das theure Haupt seines Kindes geschüttet, und er näherte sich dem Mädchen, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und sah ihr beim Scheine des Lichtes, das ein Fenster von gegenüber hereinwarf, in die Augen, die es nicht verleugnen konnten, daß sie während dieses Abends manche Thräne vergossen. —

„Du hast geweint, mein Kind," sagte der Alte, selbst mit bebender Stimme — „Du hast recht — der Himmel weiß, wie viel Unglück in diesen wenigen Stunden gestiftet worden, wie viele Mütter ihre Söhne verloren und wie viele edle Herzen, die noch viel Gutes hätten thun können, auf beiden Seiten, ja, ja, auf beiden Seiten, zu schlagen aufgehört. Glaube nicht, mein gutes Kind, daß ich diese jungen Leute, die den

Aufruhr stiften, so unbedingt verurtheile; ich erkenne an, daß Viele von ihnen das edelste Streben haben, daß ihnen die schönsten Ideale vorschweben von einem mächtigen und freien Vaterlande, von einer deutschen Republik, die allerdings, wenn sie zu Stande käme, die einzige wäre welche die Tugenden von Sparta und Athen in sich vereinigen würde. Es ist auch wahr, und die Geschichte der alten Welt beweist es, daß das Große und Schöne, daß patriotische Gesinnungen, Heldenmuth und Künste und Wissenschaften nur in der Freiheit — vergleiche nur diese Meder mit den Griechen — warum haben diese Meder keinen Sophokles, keinen Phidias, wie sie auch keinen Aristides und Trasibul aufweisen können — auch in Deuschland." —

Der Doktor merkte, daß er eben im Begriffe war, eine Rede für die Republik zu halten und Alles zu verleugnen, was er den ganzen Abend hindurch gepredigt hatte. Er hielt entschieden inne und sah seiner Tochter erstaunt ins Gesicht, als ob sie es gewesen wäre, die eben diese Rede gehalten. Er war etwas beschämt und verlegen. Zum ersten Male seit vielen Stunden verzog Minna ihren jugendlichen rosigen Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln, schlang beide Arme um den Nacken ihres alten Vaters und küßte ihn herzlich. Er fühlte sich wie von einem Alp erlöst, denn

er glaubte sich so eben mit seinen Reden, indem er sich selbst widersprach, bloßgestellt zu haben, und während der letzten Stunden hatte er sie als seinen politischen Gegner betrachtet und manchen Seufzer darüber ausgestoßen, daß die Politik die heiligsten und herzlichsten Familienbande zerreiße. Gerührt drückte er sie ans Herz und sagte: „Mein gutes Kind, siebzehn Jahre bist Du alt und hast schon solches erlebt, wie sonst ganze Menschenalter nicht. Mögest Du durch den Tag Deinen Tribut an das Schicksal bezahlt haben und möge Feindes-Einbruch, Krieg zwischen Landsleuten, Zwietracht und Blutvergießen nie wieder die Kreise Deines Lebens stören. — Jetzt scheint bereits Alles ruhig zu sein, so begieb Du Dich auch zur Ruhe und schlafe wohl."

Minna steckte eine Kerze an, drückte ihrem Vater noch die Hand und stieg zwei Treppen höher hinauf unter das Dach, in ihre kleine bescheidene Schlafstube. Sie fühlte, wie noch die Aufregungen des Tages in ihr nachzitterten; sie hörte noch den Donner des Geschützes in ihrem Herzen wiederhallen und wußte, daß die Unruhe ihres Gemüthes sie nicht würde einschlafen lassen. Sie löschte das Licht aus, öffnete das Fenster und horchte in die milde, feuchte Septembernacht hinaus. Ueber der Zeile und dem Roßmarkt schwebten die Sep-

tembernebel, röthlich gefärbt von den Wachtfeuern, welche unten auf dem Pflaster die Oesterreicher in großer Anzahl entzündet hatten; sonst war es tief dunkle Nacht. Auch war es ganz und gar stille geworden, wenigstens in der Nähe dieses Hauses, und nur sehr selten hallte der Schritt der Patrouillen, welche die ganze Stadt nach allen Richtungen durchzogen, und ihre gegenseitigen Anrufe in das Dachstübchen herauf. Minna's Aussicht aus dieser Stube ging nur auf Dächer, Giebelspitzen und Schornsteine, und die Einsamkeit dieser obern Welt erfüllte sie heute mit einer tiefen Melancholie, wie sie sonst in siebzehnjährige Herzen selten einzukehren pflegt. Ihr Vater, der alte Philologe, hatte sie in der Bewunderung der Patrioten der alten Welt erzogen und ihr immer wiederholt, daß es in unserer Zeit solche Helden nicht mehr gebe. Er hatte ihren Geist, wie ihre Phantasie mit Idealen erfüllt, deren Verwirklichung er als unmöglich darstellte und nach der er gerade dadurch die Sehnsucht seines Kindes nur verstärkte. Als die Bewegungen in Deutschland ausbrachen, als sie von Kämpfen und Aufopferungen hörte und dazu die begeisterten Reden, die gerade in Frankfurt fielen, glaubte sie, die alte schöne Vergangenheit werde zur Zukunft, die Weltgeschichte in ihrem Kreislaufe kehre zu den Idealen zurück, die

sie in ihrem Beginne der Menschheit als Lehre und Muster für ihren Lebenslauf aufgestellt hatte. Als sie heute Mittag aus ihrer englischen Stunde heimkehrte, sah sie das kleine Häuflein, das sich hinter den Barrikaden sammelte, und im Laufe des Nachmittags hörte sie von den gewaltigen Truppenmassen, die gegen dieses kleine Häuflein zusammengezogen wurden. Die Insurgenten erschienen ihr als eine kleine Schaar von Helden, die nur von der ungeheuren Ueberzahl erdrückt wurden, und jung wie sie war, stand sie mit ganzem Herzen auf Seiten der Geopferten, auf Seiten der Schwachen, beweinte sie die unbekannten Opfer und machte sich Vorwürfe in solcher Zeit, an einem solchen Tage müßig dazustehen, als bloße Zuschauerin eines Trauerspieles. Wäre es ihr wenigstens vergönnt, die Verwundeten zu pflegen, irgend einem der Kämpfer irgendwie zu Hülfe zu kommen.

Nicht um zu schlafen, nur um ruhiger an ihren Träumen weiter zu spinnen, warf sie ihre Kleider ab, zog den Vorhang zu und legte sich zu Bette. Aber trotz dem besten Willen über die Ereignisse des Tages und die Eindrücke desselben fortzudenken und zu spinnen, trotz der Unruhe in Blut und Gemüth, war die Jugend doch stärker; ihre Jahre grenzten noch an die Provinz, die der Schlaf mild und allmächtig beherrscht,

an die Kindheit. Schon schwammen Traum und Wirklichkeit in einander, als ein eigenthümliches Gepolter sie wieder weckte, daß sie, heute immer nur Außerordentliches erwartend, rasch aus dem Bette und wieder ans Fenster sprang. Sie sah, wie ungefähr zehn Häuser weit von ihr, eine männliche Gestalt rasch über den First eines Daches dahinlief, wie sie am Giebel angekommen, ohne zu zaudern, auf ein viel tiefer liegendes Dach hinuntersprang, ausglitt und die ganze eine Seite des Daches hinabrutschte. Minna glaubte den Mann verloren, aber plötzlich stand er am äußer-Rande des Daches wieder aufrecht und lief in einer Dachrinne ebenso rasch wie vorhin weiter. Mittlerweile waren auch aus dem Dache eines der Häuser hinter dem Flüchtling mehrere Gestalten zum Vorschein gekommen, und zwar, wie es schien, aus derselben Oeffnung, aus der Jener hervorgekommen. Sie sahen sich eine Weile um und nahmen dann denselben Weg, und zwar mit derselben Raschheit. Minna zweifelte nicht einen Augenblick: der Flüchtling war einer von den Aufständischen, der von Polizei oder Soldaten verfolgt wurde. Sie bückte sich weit vor, um ihm nachzusehen, und bemerkte mit Schrecken, daß er unaufhaltsam einer Seite entgegenlief, wo die Dächer durch ein Gäßchen unterbrochen wurden und wo er entwe-

der in das Gäßchen, wie in einen Abgrund stürzen, oder, wenn er es bemerkte, innehalten und in die Gewalt seiner Verfolger fallen mußte. Er war zu fern, auch erhoben die Verfolger ein zu lautes Geschrei, als daß sie ihm hätte zurufen und ihn warnen können; sie faltete unwillkürlich die Hände wie zum Gebet, als er eben an der gefährlichen Stelle ankam, und sie stieß augenblicklich einen kleinen Freudenschrei aus, denn der Flüchtling war mit einem Sprunge über das Gäßchen auf ein etwas tiefer gelegenes Dach gelangt, und er schien gerettet, da wohl schwerlich die Häscher den gefährlichen Sprung nachahmen wollten. In der That stutzten diese vor dem Abgrunde, aber sie stellten sich rasch in eine Reihe und jetzt erst glaubte Minna Waffen blitzen zu sehen. Einige Sekunden darauf knallte es von dort dem Flüchtlinge nach, der indessen bei einer Wendung, die er jenseits des Gäßchens machen mußte, den Augen des Mädchens entschwunden war, indem er sich jetzt auf den Dächern ihrer eigenen Häuserreihe befand. Da sie ihn aus den Augen verloren, wurde ihre Angst um ihn desto größer; er konnte jetzt gerade von einer Kugel getroffen, zusammen= und von den Dächern hinabstürzen. Aber die Häscher schoßen nicht mehr und Minna war auf das Fensterbrett gestiegen und auf das kleine Vordach vor demselben, hielt sich

mit der einen Hand fest und beugte sich weit vor, um so viel des Schauplatzes als möglich übersehen zu können. Der Flüchtling war verschwunden. Die Häscher maßen die Breite des Abgrundes vor ihnen, und sie sah, wie zwei von ihnen denselben Sprung wagten. Drüben angekommen, kletterten sie geraden Weges das Dach hinan, um auf der andern Seite desselben zu verschwinden. Dort mußte also, um sich dem Bereiche ihrer Kugeln zu entziehen, auch der Flüchtling verschwunden sein, von dem sie keine Spur mehr entdeckte und den sie nun mit Trauer glaubte seinem Schicksale überlassen zu müssen. Es fiel ihr ein, daß sie mit einiger Gewalt in eine andere, eine geschlossene Dachstube in ihrer Nähe gelangen und daß sie von dort das traurige Schauspiel vielleicht bis zu seiner Entwicklung mit ansehen, vielleicht auch dem Flüchtling irgendwie helfen könnte. Sie wollte eben wieder durch das Fenster in ihre Stube zurück, als sie ganz in ihrer Nähe ein unbedeutendes Geräusch vernahm und diesem Geräusche mit dem Auge folgend, erkannte, wie eine männliche Gestalt leise von der Spitze eines benachbarten Daches herunterrutschte, um ihren Weg in der Dachrinne zwischen den zwei Häusern fortzusetzen. Minna zweifelte keine Sekunde lang, daß es jener Flüchtling war, sie beugte sich noch einmal vor und

rief: „Hier herein!" Mit einem Sprunge stand der Mann auf dem kleinen Dächlein, noch bevor Minna ganz Zeit gehabt hatte, sich in die Stube zurückzuziehen. Noch rascher war er auf seinem Wege von dem Dächlein in die Stube. Er hatte aber kaum den Fuß auf den Boden gesetzt, als schon das Fenster und über dem Fenster ein Laden geschlossen und die Stube mit der undurchdringlichsten Finsterniß gefüllt war.

„Uf! das war eine Jagd," sagte der Neuangekommene vor sich hin, und nachdem er mehrere Male tief aufgeathmet, fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich, wie es dem gehetzten Hirsch zu Muthe ist." — Wieder nach einer längeren Pause fragte er: „Wo bin ich? wer hat mir diesen Rettungshafen geöffnet?" — Da keine Antwort erfolgte, sprach er weiter: „Das ist gleichgültig, ich glaube mich hier sicher und im Vollgenuß und Gefühl des wiedergewonnenen Lebens und der geretteten Freiheit — ich möchte singen, aus ganzem Herzen aufjauchzen."

„Erlauben Sie," sagte jetzt Minna, „daß ich Sie auf das Geräusch hier in der Nähe aufmerksam mache, das sind Ihre Verfolger, die Sie suchen. — Jeder Ton kann sie aufmerksam machen und herbeiziehen."

„Eine weibliche Stimme, sogar eine liebliche junge Mädchenstimme," rief der Fremde mit einem Tone, aus dem die angenehmste Ueberraschung leicht herauszu=

hören war. „Meine Retterin ist ein holdes junges Geschöpf, das ist ja prachtvoll.“

„Ich bitte Sie, zu schweigen,“ flehte Minna wieder, „Sie hören ja, wie sich die Schritte nähern; wie leicht kann sie nicht der geringste Laut herbeiziehen.“

In der That hörte man bald in der Nähe hohle Schritte auf dem Dache, auch einzelne Worte und Flüche, daß die Beute so plötzlich und wie durch Zauber entwischt sei. Der Flüchtling konnte nicht umhin sich vor Freude die Hände zu reiben, und gerade in dem Augenblicke, als jene Männer hart über und am Fenster vorbeizogen, mit freilich gedämpfter Stimme vor sich hin zu sagen: „Das ist mir lieber, als wenn ich hundert Meilen weit von ihnen wäre.“ Minna warnte wieder mit einem leisen „St“ und er schwieg jetzt so lange man noch einen Laut oder Ton von den Verfolgern hören konnte. Dann begann er wieder zu plaudern, und das war ihm höchst wahrscheinlich Bedürfniß in der Aufregung, in die ihn die höchst gefährliche Flucht und der Lauf über die Dächer versetzt hatte. „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig,“ begann er der Seite zugekehrt, wo er im Dunklen einige Bewegung vernahm, „ich muß Ihnen erzählen, meine edle Retterin, wie ich auf diesem ungewöhnlichen Wege zu Ihnen gelangte. Nachdem die Barrikade in der

Fahrgasse genommen war, verließen wir, wir vier Leute, die sie vertheidigten, man kann wohl nicht sagen, auf feige Weise unsern Posten, denn wir hatten so viel Artillerie und Infanterie uns gegenüber, als eben jene ganze Gegend fassen konnte. Wir zerstreuten uns und ich suchte nach dem Römer hin zu gelangen, als mir in einer kleinen Seitengasse eine Streifpatrouille mit zwei Polizisten und einer bürgerlichen Kanaille an der Spitze entgegenkamen. Ich sah, wie besagte bürgerliche Kanaille auf mich deutete und die zwei Polizisten sich sofort gegen mich in Bewegung setzten. Vor mir die Patrouille, hinter mir einige Bataillone — es blieb mir nichts anderes übrig — ich sprang auf eine Thüre rechts von mir los, sie nach, ich eilte eine Treppe hinauf, eine zweite, eine dritte, denn ich höre die Verfolger hinter mir — ich befinde mich plötzlich unter einem Dache, und springe zur Dachlucke hinaus. Da stand ich und hatte ein weites Feld der Wanderschaft und Wirksamkeit vor mir. Aber ich sah allerdings ein, daß jetzt die Beine einer Gemse oder die Krallen einer Katze höchst wünschenswerth wären. Man ließ mir keine Zeit über das Thema: es ist so schwer ein Mensch zu sein, nachzudenken, schon polterte es hinter mir und ich mußte mich ohne Führer auf diese Wanderung durch die Frankfurter Schweiz

einlassen. Da ging es denn über Berg und Thal und Abgründe, unter den verschiedensten Reiseeindrücken, und manchen Kater störte ich in seiner Ruhe und manche Lawine von zerbröckeltem Schiefer und verfaulten Schindeln brachte ich zu Falle — bis ich eine holde Stimme hörte, etwas Weißes schimmern sah, wie jene weißen Rehe, die den irrenden Ritter in Zauberschlösser führen — und da sitze ich und harre bis es der edlen Retterin beliebt, mir ihr edles Gesicht zu zeigen. Aber mit all dem sagte ich Ihnen noch nicht, wer eigentlich der glückliche Unglückliche ist, den Sie aus den Krallen der Frankfurter, vielleicht reichsverwesenden Gerechtigkeit gerettet haben. Ich Sennora, Euer Schützling, bin einfach ein Stud. jur. aus Heidelberg und stamme aus der fröhlichen Pfalz, Gott erhalts. Da vernehme ich vor einigen Tagen, daß hier in Frankfurt etwas koche und brodle, was sich als eine hübsche Revolution herausstellen könnte, und ich, der ich mein Lebtag nichts so sehr gewünscht habe, als mich einmal für jenes große Unbekannte zu schlagen, was wir Deutschland nennen, oder auch deutsche Einheit und Freiheit, oder auch deutsche Ehre,

„denn vielbenamt ist, was nicht einen Namen hat,“ und ich kam, sah, schlug und wurde besiegt, ich Paul Eckhardt.“

Mit wie heiterem Tone Paul Eckhardt seine Erzählung begonnen, mit ebenso traurigem beschloß er sie. Seine Stimme sank mit den letzten Worten in eine tiefe melancholische Tonart, und wie ihm darauf ein leiser Seufzer antwortete, versank er in gänzliches Schweigen.

Bei all dem war es noch immer so dunkel in der Stube, daß der Student nicht seine Hand sehen konnte. Es zerstreute ihn nichts und so versank er immer tiefer in Nachdenken. Minna glaubte schon, er sei vielleicht, von den Mühen des Tages und den Aufregungen der letzten Stunde abgespannt, in Schlaf gefallen, als er, mit einem Male und zwar wieder mit der alten Frische und Heiterkeit das Gespräch aufnahm.

„Nun, meine edle Unbekannte," begann er, „verschleiertes Bild von Sais, Tochter der Nacht, Stern hinter Wolken, soll es ewig dunkel bleiben in meinem Leben, seit ich von der Höhe des Sieges herabgesunken bin in den Abgrund der Niederlage? Nein, so wie wir, die Geschlagenen, uns wieder erheben werden aus Nacht zu Licht, so lassen auch Sie, Göttin oder auch Weib, mich auftauchen aus dem Schatten kymerischer Nacht und dankbar in ihr Antlitz sehen."

Minna bat ihn, noch einen Augenblick sich zu gedulden; sie werde so bald als möglich die Kerze an-

stecken. Bald darauf hörte Eckhardt, wie sie das Feuerzeug in die Hand nahm. „Halt," rief er da, „noch einen Augenblick. Ich will Ihnen erst sagen, wie Sie aussehen, wie mir Sie der Ton und der Ausdruck Ihrer Stimme licht auf den dunkeln Hintergrund gemalt, und wie ich mir das Ideal einer Retterin denke und wünsche. Sie sind kaum achtzehn Jahre alt, haben blondes Haar, dessen Goldglanz sanft gedämpft ist, als ob eine liebende Hand die Asche der feinsten Havanna-Cigarre darüber ausgestreut hätte; tragen dieses Haar in den einfachsten Scheiteln und verbergen seine Fülle rückwärts in gewaltigen dicken Flechten. Das Auge ist blau, das versteht sich; was sich aber nicht versteht, das sind dunkelbraune, breitgewölbte, sehr feine Augenbrauen, ebenso dunkle Wimpern, die auf das blaue Auge einen schwarzen Schatten werfen und über dessen Sanftheit täuschen — fern sei, solchen Augen eine römische oder auch griechische Nase — unklassisch, aber romantisch, wünsche ich eher eine kleine —"

Hier wurde der Student in seiner malenden Rede unterbrochen, indem ein Zündhölzchen prasselnd und wie von einer ungeduldigen Hand geführt, über eine Fläche fuhr und mit der plötzlich verbreiteten Helle den übermüthigen Redner blendete. Als er sich wieder

gefaßt hatte, stand Minna neben der entzündeten Kerze an einem Tischchen vor den dunkelblauen geschlossenen Bettvorhängen. Eckhardt sprang überrascht auf, um auf sie zuzueilen. Es war ihm wie ein Zauber. Das Bild, das er so eben zu malen angefangen, stand lebendig und vollendet vor ihm, aber diese blauen Augen blickten mit großer Würde und sogar mit einigem Zorne über die Art und Weise, wie der Student so eben sich mit ihrer Person beschäftigt hatte. Er wollte ihr seine Ueberraschung ausdrücken und ihr sagen, daß sie als die Verwirklichung seines Ideales vor ihm stehe, aber der Uebermuth, der ihn im Dunkeln beseelt hatte, schmolz vor dem Lichte und vor dem Anblicke dieses jungen, beleidigt sehenden Mädchens dahin. Schon der zweite Schritt, den er ihr entgegenthat, war langsamer als der erste. Beschämt stand er vor ihr, die vom Tode ihrer Mutter her noch in Halbtrauer, in einem schwarzen, weiß punktirten Kleide, mit dem ernsten Blicke und mit dem Ausdrucke der Würde, die ihr in der Einsamkeit, einem jungen Manne gegenüber, der weibliche Instinkt als Rüstung umgethan und, wie der Dichter singt, „in Keuschheit angethan,“ allerdings ganz geeignet war, eine mehr in der Gewohnheit, als im Charakter begründete studentische Kühnheit in ihre Schranken zurückzuweisen. Er machte ihr keine Komp=

limente, er dankte ihr nicht einmal für seine Rettung, er erröthete einfach und bat sie stotternd um Verzeihung. Unwillkürlich streckte er die Hand aus und sie reichte ihm die ihrige, ohne zu wissen, was sie that. Sein Erröthen und seine bescheidene Bitte demüthigten sie, denn es stand ein junger Mann vor ihr, der, wie sie sich wenigstens in diesem Augenblicke einbildete, ihrer Vorstellung vor einem begeisterten Freiheitskämpfer ebenso entsprach, wie ihre Erscheinung seinem Ideale.

Paul Eckhardt war eine jener Gestalten, die man am linken Rheinufer nicht selten findet, ein Gemisch von Süd und Norden das vielleicht das Produkt der römisch-germanischen Vermählung ist, die in diesen Gegenden stattgefunden. Sein langes, auf die Schultern herabfallendes Studentenhaar, war dunkelblond, seine Gesichtsfarbe beinahe ohne alle Nüancen, braun und broncirt, seine Augen schwarz und glänzend, die Nase kühn und geierhaft geschwungen; nur Mund und Kinn sänftigten auf nordische Weise das glühend Südliche des ganzen Gesichtes. Nordisch war auch die ganze schlanke Gestalt, eine jener Gestalten, welche die Dichter des Nordens mit der Tanne, die des Südens mit der Palme vergleichen. Es war ein schönes Paar, das sich da in der Einsamkeit der Mitternacht in einer entlegenen Dachstube gegenüberstand, und alle holden

und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend schwebten über ihren Häuptern. Sie fühlten wohl ihre Mächte durch den „Dämmer weben" und sie neigten ihre jungen Häupter und schwiegen.

„Eckhardt war der Erste, der wieder das Wort ergriff. „Und was jetzt?" fragte er mit der tiefsten Unterthänigkeit, „was befehlen Sie, daß ich jetzt beginne?"

Minna sah eine Zeit lang nachdenklich auf den Boden, dann dem Fragenden ins Gesicht und sagte: „Man wird wohl die ganze Nacht hindurch nach den Aufständischen suchen, und besonders in den Straßen, die an den Kampfplatz stoßen. Sie könnten mit dem ersten Schritte aus dem Hause Ihren Verfolgern in die Hände fallen — es ist wohl am besten, Sie bleiben für jetzt hier in dieser Stube."

„Hier?" fragte Eckhardt verlegen.

Die Verlegenheit wirkte ansteckend auf das Mädchen. Sie schlug wieder die Augen nieder und stotterte: „Ich weiß Niemand hier im Hause, dem ich Sie anvertrauen möchte:

„Haben Sie keinen Vater oder Bruder?"

„Einen Vater," erwiederte Minna — „er ist gut und obwohl nicht Ihrer Meinung und Partei, wären Sie gewiß sicher bei ihm geborgen. Aber er ist etwas

ängstlich und es könnten ihm, wenn er einen Revolutionär verbirgt, größere Gefahren daraus entstehen, als mir. Es ist besser, er erfährt nichts von Ihrer Anwesenheit."

„In Ihre Hände, mein Fräulein, gebe ich mich ganz und gar, und erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ich mich Ihnen mit einem Gefühl besonderer Genugthuung anvertraue. Verfügen Sie über mich, seien Sie mein Schicksal — ich wünsche mir kein schöneres."

Bei diesen Worten drückte er ihre Hand, die er ergriffen hatte, um sie sogleich wieder fallen zu lassen. Wieder verlegen, ließ er seine Blicke durch die kleine Stube schweifen. Es war der ächteste Mädchen-Aufenthalt. Einige alte Möbel, ein Bett mit Vorhang, einige kleine Bildchen an der Wand; eine Anzahl von Büchern und Schreibmaterial mit alten Schulheften neben einer Wasserflasche, einer Kaffeetasse und einer Uhr, die nicht ging, auf der Kommode, bildeten den ganzen Hausrath, und über Alles war ein Duft der Reinlichkeit und der Jungfräulichkeit ausgegossen. Die Dunkelheit, in die Anfangs die Stube getaucht gewesen, hatte Minna benützt, um sich anzukleiden und Alles in Ordnung zu bringen, daß es jetzt nach Mitternacht, hier so aussah, wie sonst um neun Uhr Morgens. Eckhardt, der sich gewisse Faust-Scenen immer

in die alte Reichsstadt Frankfurt versetzt dachte, erinnerte sich bei diesem Anblick an Gretchens Zimmer, fühlte aber nichts von dem Mephistofeles in oder neben sich, von dem er sich manchmal einbildete, daß ein Stück in ihm stecke. Minna zeigte auf einen alten Strohsessel und gehorsam setzte er sich hin, als ob er ohne besondere Erlaubniß nicht wieder aufstehen wollte. Gerührt von seiner Haltung und Fügsamkeit, setzte sich ihm Minna gegenüber und fühlte sie die Pflicht der Wirthin, es ihm hier heimisch zu machen. Sie brachte das Gespräch auf den Kampf und er erzählte abwechselnd in begeisterten und entrüsteten Worten. Und sie blickte selbstvergessen, seinen Worten wie seinen Gefühlen folgend, in die glühenden Augen und auf den schönen beredten Mund. Wie schnell begann den Beiden die Zeit zu verstreichen und nach wie kurzer Zeit fühlten sie sich als alte Bekannte! Paul Eckhardt erholte sich auch mehr und mehr von der Befangenheit, in die ihn das ernsthafte Wesen seiner Beschützerin versetzt hatte, und ging nach und nach in den Ton über, den das Gefühl der alten Bekanntschaft natürlich machte. Plötzlich hielt er inne, als ob ihn eine neue Empfindung überkäme, und senkte seinen schönen Kopf gedankenvoll in die Hand.

„Was ist Ihnen?“ fragte Minna besorgt.

„Verzeihen Sie," bat er lächelnd, „verzeihen Sie, ich bin hungrig. Seit zwölf Uhr stand ich hinter der Barrikade, dann die heftige Bewegung der Reise über die Dächer — und dann — auch die patriotische Aufregung macht Appetit. Ich bin nun einmal Ihr Gastfreund —"

Minna erhob sich lächelnd, entschuldigte sich, nicht selbst an diese Möglichkeit gedacht zu haben, holte einen Schlüsselbund aus einer Schürzentasche und ging zur Thüre hinaus, wo sie die Schuhe vom Fuße zog, um unhörbar auf den Strümpfen in den dritten Stock zu ihrem Speiseschrank hinabzusteigen. Als sie nach kaum zehn Minuten mit einem wohlbedeckten Teller in die Dachstube zurückkehrte, saß Paul mit dem Kopfe an die Kommode gelehnt und war in den tiefsten Schlaf versunken. Minna setzte leise den Teller hin, holte ein Kissen aus ihrem Bette und schob es sanft zwischen die scharfe Kante und den Kopf des Schläfers, ohne ihn zu wecken. Dann stellte sie sich, das Licht vorsichtig mit der Hand bedeckend, vor ihn hin, betrachtete ihn lange und dachte: „Wie schön ist er! Wie glücklich bin ich, ihn gerettet zu haben und vielleicht noch etwas für ihn thun zu können!" — Dann setzte sie sich ihm gegenüber und fuhr mit mehr Muße in ihrer Betrachtung, vielleicht auch in ihren Träu-

men fort, bis auch ihre Jugend „dem kindlichen Gott, dem Gott der Kindheit“ erlag. Und als die Sonne aufging, beleuchteten ihre Strahlen, die bequem durch die breiten Spalten des Ladens drangen, eine über den Rand des Leuchters herabgeschmolzene Kerze und zwei Schläfer, deren tiefe Athemzüge gesund und frisch auf rhythmische Weise die stille Stube erfüllten.

2.

Als Paul erwachte, fand er sich allein. Halb verschlafen, öffnete er den Laden und sah gähnend über die Dächer hin, bis ihm einfiel, welche Rücksichten er seiner Retterin schuldete und er sich zurückzog. Wie ein unglückliches Omen fiel es ihm auf, daß er, als er in der Nacht durchs Fenster gestiegen, Minnas Blumen vor demselben zum großen Theile zertreten hatte. „Gutes, holdseliges Geschöpf,“ dachte er, „sollte ich bestimmt sein, die Blumen Deines Lebens zu zertreten?“ Aber er war nicht der Mann, traurige Ahnungen und Gedanken in sich aufkommen zu lassen. Wie er gestern über Höhen und tiefe Gassen dahingesprungen war, so war sein jugendlicher Geist daran gewöhnt, heiter über Abgründe zu springen. Er dachte nur an Minna, an die Anmuth, in der sie vor ihm gestanden, an ihre Güte und Schönheit, und endlich an das

liebenswürdig ernste, achtunggebietende Wesen ihrer ganzen Erscheinung. Er hielt es für seine Pflicht, die verborgene Mädchenstube, in der er sich mit Ehrfurcht umsah, und in der er während der Abwesenheit der Besitzerin nichts zu berühren wagte, sobald als möglich zu verlassen; aber er mußte ihre Rückkehr abwarten, um ihr zu danken und vor Allem, um sie noch einmal zu sehen und um sich ihr Bild in sein dankbares Herz für immer einzuprägen. Er setzte sich wieder ruhig hin, und sonderbarer Weise traten von seinen gestrigen Erlebnissen nur die letzten schönen Scenen, in denen schon Minna eine Rolle spielte, vor seinen Geist. Sie schwebte ihm in unendlicher Lieblichkeit vor und er war begierig, ob sie ihm heute bei kälterem Blute und nüchternem Tageslichte ebenso erscheinen werde?

Es war schon ziemlich spät, als Minna mit einer Kaffeemaschine in der Hand eintrat. Paul sprang ihr entgegen und küßte ihr die Hände. Minna stand betreten und that einen Schritt rückwärts, als ob sie wieder die Stube verlassen wollte.

„Das galt meiner Retterin," stammelte er entschuldigend, und sie trat wieder lächelnd vor, stellte die Maschine auf den Tisch und begann den Trank zu brauen. Sie setzte sich hin und blickte in die Spiritusflamme; so that auch Paul und man hörte nichts in

der Stube, als das Brodeln des Wassers und das Singen der Maschine. Aber auf dem Gesichte der beiden jungen Leute lag ein schüchternes, in Verlegenheit schweigendes Glück.

Der Kaffee war fertig und Paul weigerte sich, ihn zu berühren, wenn Minna ihm nicht Gesellschaft leistete, und so wurde der Trank in einer Tasse und einem Glase gemeinschaftlich genossen und löste die Zungen und Paul vergaß seinen Vorsatz, die Stube zu verlassen. Er erinnerte sich dessen erst, als es eilf Uhr schlug und Minna sich erhob, um das Mittagessen für ihren Vater zu bereiten, der in einer Stunde von der Bibliothek heimkehren sollte.

Paul ergriff seinen Hut und wollte Abschied nehmen. Aber es war ihm mit einem Male zu Muthe, wie ihm in seinem Leben noch nie zu Muthe gewesen; er fühlte zum ersten Male, was ein Abschied sei, ein solcher Abschied, dem alle Worte nicht genügen und der zum Schweigen verdammt ist. Er ergriff ihre Hand und sie fühlte, wie er zitterte. Sie hatte kaum den Muth, ihm ins Gesicht zu sehen, das er gesenkt hatte und das erblaßt war, während sich seine Lippen tonlos bewegten.

„Was wollen Sie?“ fragte Minna und hatte bei diesem Anblicke auch nicht den Muth, ihre Stimme über ein deutliches Flüstern zu erheben.

„Fort," stieß er heftig heraus und wandte sich ab.

„Unmöglich," erwiderte jetzt Minna kräftiger und mit Entschiedenheit — „ich habe mich heute schon umgesehen und erkundigt — die Aufregung ist groß, es wird noch auf die Aufrührerischen gefahndet — die Thore der Stadt sind alle geschlossen und man hat Ursache, zu glauben, daß sie von verkleideter Polizei bewacht sind — Sie rennen in Ihr Verderben, wenn Sie sich jetzt schon auf die Straße wagen —"

„Es kennen mich hier nur Wenige," sagte Paul beruhigend, „die Polizei muß nicht wissen, daß ich hinter den Barrikaden gewesen."

„Das sieht man Ihnen auf hundert Schritte an," lächelte Minna und fügte leise hinzu: „Und dann — Sie haben ein so auffallendes Gesicht, daß der Späher, der Sie nur einen Augenblick bei den Revolutionären gesehen, es gewiß nicht vergessen hat."

„Geben Sie mir eine Scheere," bat Paul, „ich will Haare und Schnurrbart abschneiden und mich so entstellen, daß mich kein Polizist der Welt wieder erkennen soll."

Minna sah ihn von der Seite an, schüttelte den Kopf und sagte: „Was würden Ihre Freunde sagen, wenn sie Sie nicht wieder erkennen? Es würde auch nichts nützen, mit dem Haarabschneiden können Sie

sich nicht unkenntlich machen. Sie sind mir vom Schicksal anvertraut, ich muß für ihre Sicherheit sorgen; bleiben Sie hier, bis ich Ihnen Nachrichten bringe, daß Ihre weitere Flucht, ohne zu große Gefahren, möglich ist. Ich will weitere Erkundigungen einziehen.

„Aber wenn man erfährt, daß Sie mich hier verborgen haben," stotterte Paul, „ich meine nicht die Polizei, sondern die Leute — Ihr Vater — mein Fräulein — Ihr Ruf — mein Leben, meine Freiheit sind mir nicht so viel werth, daß ich darum nur ein Stäubchen auf Ihren Ruf, nur eine Sekunde Verdruß Ihrem guten Herzen —"

Paul hatte während dieser Worte ihre Hand ergriffen und ein Gefühl, das ihn plötzlich überwältigte, trieb ihm die Thränen in die Augen. Minna bemerkte das wohl; sie drückte die Hand, welche die ihrige ergriffen hatte, mit offener Herzlichkeit und bat ihn, sich darüber zu beruhigen. Sie hoffe mit Vorsicht und Klugheit die Pflichten vereinigen zu können, die sie sich und ihrem Schützling gegenüber zu erfüllen habe. Sie bat ihn ferner, sich stille zu verhalten, nicht ans Fenster zu gehen und nahm ihm das Wort ab, während ihrer Abwesenheit keinen Entschluß zu fassen. Doch erlaubte sie ihm, wenn ihm die Stube zu enge sei, ohne Lärm in den Räumen des Speichers vor ihrer

Stube zu lustwandeln. Es sei keine Gefahr der Ueberraschung da, da man die Treppe, die heraufführt, und die Thüre, die sie schließt, krachen höre, sobald sich Jemand nähere.

„Sie ist ein Engel! Mein Glück, mein guter Genius hat mich zu ihr geführt! Ein solches Mädchen ist mir nie begegnet! Sie ist schöner und besser, als alle meine Ideale. O, um wie viel poetischer kann doch die Wirklichkeit sein, als alle Poesie! Wenn mich ein solches Mädchen, wenn mich diese lieben könnte, wie glücklich wäre ich, was wäre ich auszuführen im Stande!" Diese und ähnliche Ausrufe wiederholten sich in der kleinen Stube, nachdem sie Minna verlassen hatte. Mehr als einmal überraschte sich Paul Eckhardt auf Selbstgesprächen. Es fiel ihm nicht ein von der Erlaubniß, unter dem Dache zu lustwandeln, Gebrauch zu machen; er fühlte sich zu wohl in der kleinen Stube, und als Minna gegen Ein Uhr wiederkehrte, um ihm sein Mittagessen zu bringen, fand sie ihn an die Wand gelehnt, wie er mit einem Bleistifte auf dieselbe Verse schrieb. Aber sie las sie nicht und verließ ihn gleich wieder, da ihr Vater diesen Nachmittag zu Hause blieb, sie ihm eine Zeit lang Gesellschaft leisten und dann der näheren Erkundigungen wegen ausgehen müßte. Doch wurde ihm die Zeit nicht lange

in seiner Einsamkeit, trotz der Sehnsucht, mit der er der Rückkehr Minna's entgegensah. Er schrieb eben Verse und dichtete sich in ein Glück hinein, in dem ihm die Stunden vergingen, wie in den Gärten Armidas. Dann betrachtete er jeden Gegenstand, hatte jetzt auch den Muth, Alles zu berühren und Alles erzählte ihm von seiner Gastfreundin. Es war schon dämmernder Abend, als ihm zwei Dinge an ihm selbst auffielen; einmal, daß er, seit er in dieser Stube verweilte, ganz und gar das Rauchen vergessen, die Cigarre oder Pfeife, ohne die er sonst nicht zwei Stunden leben konnte, und dann, daß er alle Gegenstände im Zimmer berührt und betrachtet, aber den Bettvorhang auch nicht eine Sekunde lang gelüftet hatte. Bei dieser letzten Bemerkung sagte er sich, wie schlecht die Menschheit sich selbst beurtheile, und wie sie vorzugsweise mit ihrer Ueberwachung der Jugend Unrecht thue. Er wußte, wie heilig ihm Minna war und wie er des höchsten Muthes, ja des Rausches bedurfte, um nur ihre Hand zu berühren.

Sie kehrte erst spät am Abend zurück und ihre Nachrichten besagten, daß sich hier unten nichts geändert hätte, daß Paul Eckhardt also auch sein Versteck nicht verlassen könne. Es schien ihm unmöglich, wenn auch höchst wünschenswerth, länger zu bleiben. „Die

Behörden der guten Stadt Frankfurt," sagte er, „werden nicht zu grausam mit uns sein; ich muß es wagen."

„Wir sind nicht Herren im eigenen Hause," berichtigte Minna, die diesen Nachmittag viel herum gehört und in ihrer Besorgniß um Paul Eckhardt die Lage der Dinge mit weiblichem Instinkte begriffen hatte — „der Reichsverweser hat seine Polizei, und hinter ihm stehen Preußen und Oesterreicher, die nach Willkür in unserer Stadt wirthschaften. Es wagt es Niemand vorauszusagen, welches Verfahren sie gegen die Revolutionäre einschlagen werden. Jedenfalls müssen wir beobachten und abwarten."

„Und ich?" fragte Paul.

„Sie bleiben hier," sagte Minna entschieden.

„Unmöglich!" rief Eckhardt, „ich würde es mir nie vergeben, Sie meiner Sicherheit wegen bloßgestellt zu haben. Sie sind noch so jung, Minna, Sie wissen noch nicht, was es bedeutet, in ihrer Stube und geheim —"

„Ich weiß es sehr wohl," fiel ihm Minna rasch ins Wort; „aber ich weiß auch, was ich wagen muß, was mir mein Herz gebietet, wenn es sich darum handelt, die Zukunft, die Freiheit, vielleicht das Leben eines jungen Mannes zu retten, der noch seinem Vaterlande dienen kann, an dem vielleicht das Glück und die

Liebe theurer Personen, die Liebe von Mutter und Geschwistern hängt —"

Paul schüttelte traurig den Kopf. „Sie können mich in dieser Beziehung ruhig gehen lassen," sagte er bitter lächelnd — „kein Vater, keine Mutter, keine Geschwister — ich kenne nichts vom Glücke solcher Liebe und vom Glücke einer solchen Besorgniß. Wenn ich in meinem Gefängnisse verschwinde, wird nur ein Onkel behaupten, daß mir Recht geschehen, aber Niemand wird um mich trauern. Ich bin ein Waise, allein."

„Allein?" widerholte Minna gerührt. „Umsomehr ist es Pflicht, für Sie zu sorgen."

Paul ergriff Minna's Hände und drückte sie heftig an seine Lippen, dann sprang er der Thüre entgegen. Aber Minna war rascher; sie verstellte ihm den Weg und wollte ihm eben mit Kraft gebieten, zurückzuweichen, als sie zwei Thränen bemerkte, welche aus Pauls Augen herniederflossen. Sie ließ den Kopf sinken und streckte ihm beide Hände entgegen. Er faßte sie wieder und sank in demselben Augenblicke ihr zu Füßen. „Minna," stotterte er unter Schluchzen, „es ist mir, als wären mir alle Verluste ersetzt, die Sie mich jetzt beweinen sehen. Ich kenne Sie noch nicht vierundzwanzig Stunden, aber schon haben Sie mit Muth und Aufopferung mehr für mich gethan, als wohl je ein Mensch für mich thun

wird. Ich bleibe; Sie haben über mich zu gebieten. Ich beschwöre Sie, glauben Sie nicht, daß ein überströmendes Gefühl der Dankbarkeit oder Pflicht und Besorgniß für ihren Ruf jetzt aus mir sprechen; nein, es ist eine Stimme, die aus dem tiefsten Innern meines Herzens ruft und die es mir schon heute den ganzen Tag zuruft, daß ich Sie liebe, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Weisen Sie mich nicht zurück, nehmen Sie meine Liebe an, meine Liebe und Werbung um Sie. Seien Sie mein Weib und ich kann Ihnen mit größerer Ruhe gehorchen und hier bleiben. Alles will ich für meine Rettung thun, wenn ich nur weiß, daß ich mein Leben, meine Freiheit, alle meine Kräfte für Sie errette."

Er drückte seine Stirne an ihren Fuß, während sie sich zitternd an die Thüre stützte. Sie schwiegen Beide. Die Dämmerung hatte sich bereits in Dunkelheit verwandelt, als Paul wieder den Kopf erhob und flehte; „Wenn nur ein leises Echo der Gefühle, die mein ganzes Herz erfüllen, in Ihnen wiederklingt, so antworten Sie mir, geben Sie mir ein tröstliches Wort."

Minna bückte sich zu ihm herab, und sagte leise: „Stehen Sie auf, bleiben Sie — ich verspreche Ihnen, daß Sie sich, wenn Sie es wollen, für mich retten."

Eckhardt sprang auf, wie von einer Feder empor=

geschnellt und die beiden jungen Herzen schlugen aneinander in dem glückseligen Gefühle einer ersten Liebe. Sie waren Beide so jung!

3.

Unten in den Straßen und Häusern tobten noch immer die Leidenschaften; man begrub Gefallene, man haderte über Gräbern und am Familientische; im Parlamente donnerten Reden voll Anklagen und Gegenanklagen; Gefängnisse füllten sich, die Straßen waren von Soldaten durchzogen, während man die Bürger entwaffnete. Flüchtlinge überschritten bereits die Grenzen des Vaterlandes. Ueberall und in immer weiteren Kreisen fühlte man die traurigen Nachwirkungen des 18. Septembers, und die Stadt, in welcher Deutschlands Größe und Freiheit geschaffen werden sollte, war traurig, unendlich traurig, unheimlich. Aber oben in der Dachstube jenes Hauses in der engen Seitengasse spielte und webte die glücklichste Idylle. Da lebten zwei glücklich Liebende, zwei Verlobte, in traulicher, von keiner Seele geahnter Abgeschiedenheit. Nichts störte sie; sie konnten sich ganz ihren Träumen von einer schönen Zukunft und ganz dem schönen Momente hingeben.

Wer erwartet eine Schilderung solchen Lebens?

Anstatt aller Schilderung, sagen wir nur: sie war siebzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt, und sie liebten sich. Mehrere Male ging die Sonne über ihrem Verstecke auf und nieder — wie viel Zeit für all die tausend reizenden Kleinigkeiten, für die Spielereien des Herzens und der Phantasie, wie für die großen Gedanken, die heldenmüthigen Entschlüsse, die Opfer und Hingebungen, die alle zugleich in der Liebe solcher Jugend Platz haben.

„Was die erste Liebe so verklärt,
Das ist der Glaube, daß sie ewig währt,"

und was der Liebe dieser Beiden außerdem eine gewisse Weihe gab, war das Bewußtsein, daß sie viel zu kämpfen und zu dulden haben würden, daß Ihnen eine lange Trennung und damit eine große Probezeit bevorstehe, durch die sie sich ihres Glückes würdig machen sollten. Paul war in den Augen seiner Geliebten ein Märtyrer, der so frühzeitig für sein Vaterland zu leiden hatte; die Treue, die Ausdauer eines solchen Mannes zu bezweifeln, hätte ihr ein Verbrechen geschienen. Und ihm war Minna ein Geschenk der Vorsehung, bestimmt, ihn immer zu beglücken, bestimmt, ihm ins Exil die süßeste Erinnerung an das Vaterland mitzugeben. Daß Paul in die Verbannung wandern sollte, das trübte das Glück der Liebenden nur wenig; sie waren beide zu sehr von der Zukunft des

Vaterlandes überzeugt, sie erwarteten mit Zuversicht eine große Erhebung des deutschen Volkes, und zwar in naher Zeit; und diese nahe Zeit würde sie mitten im Jubel der allgemeinen Befreiung wieder zusammenführen. Und wenn dieses unglückseligerweise nicht der Fall sein sollte, so fühlte sich Paul Eckhardt stark genug, um sich auch auf fremder Erde eine bleibende Stätte zu gründen und Minna würde ihm auf den ersten Ruf in die Fremde folgen, und wäre es über den Ocean nach Amerika oder Australien.

Und es ward Abend und es ward Morgen und die glückseligste Woche war mit unzähligen und unerzählbaren Ereignissen durch die kleine Stube gegangen. Gefühle, Worte und Thaten hatten die Liebenden mit dem Bewußtsein ihrer Unzertrennlichkeit erfüllt, und Paul hatte die poesievollste Häuslichkeit, den schönsten Duft einer glücklichen Verbindung kennen gelernt, als endlich die Stunde der Trennung herbeikam. Minna hatte täglich und treu vom Stande der Dinge berichtet; am achten Tage mußte sie berichten, daß die Verfolgungen nachgelassen, da man die Hauptschuldigen des Aufstandes bereits in den Gefängnissen oder in Sicherheit jenseits der Grenze glaubte, und daß man ungehindert durch alle Thore Frankfurt verlassen könne.

Dieser letzte Nachmittag ging abwechselnd in

Schweigsamkeit und in berauschenden Beweisen gegenseitiger Liebe hin. Spät Abends erhob sich Minna, setzte ihren Hut auf, hüllte sich in ein großes Tuch und ergriff die Hand des Geliebten. Er stand unbeweglich und wie eingewurzelt. Aber sie zog ihn sanft zur Thüre — noch einmal sah er zurück, dann folgte er ihr wie ein Nachtwandler, bis er sich mit einem Male unten in der dunklen Straße fand. Sie lehnte sich an seinen Arm, zog ihm den breiten Rand seines Hutes tiefer in die Stirne und schweigend und mäßigen Schrittes ging es dem Bockenheimer Thore zu, dann die Promenade entlang, zwischen den Landhäusern hin auf die Straße, die gegen Höchst und Mainz führt. Erst jenseits der alten Warte machte Minna Halt.

„Hast Du den Paß?" fragte sie, das Papier meinend, das sie durch eine Kousine ihrem Bruder hatte entwenden lassen.

Paul antwortete kaum; er war nicht so ruhig wie sie, um in diesem Augenblicke an seine Sicherheit denken zu können. Anstatt der Antwort schloß er sie in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. Dann schwor er ihr noch die heiligsten Eide seiner Liebe und flehte sie an, ihn nicht zu vergessen. Minna hing mit beiden Händen an seinen Schultern, wandte ihn dem Mondlichte zu, um ihm noch einmal und recht lange ins

Gesicht zu sehen und hörte kaum, was er schwor und flehte. Noch einmal, so wollte er, sollte sie sich zu ihm hinsetzen, auf den Rand des Weges, aber sie weigerte sich, drückte ihn noch einmal an ihre Brust, stieß ihn sanft der Richtung zu, in der er weiter gehen sollte, und eilte laufend gegen die Stadt zurück.

4.

Es ist nicht der Zweck dieser Blätter, die Fahrten und Abenteuer Paul Eckhardt's auf der Flucht und auf fremder Erde ausführlich zu schildern. Es war eben ein Flüchtlingsleben, wie hundert andere. Fünf Tage, nachdem er Minna verlassen, überschritt er glücklich die französische Grenze und vor Ende Oktober saß er schon in Metz und hatte er sich als Lehrer deutscher Sprache in der Zeitung angekündigt. Sein Oheim, der Notar in der Pfalz, der ihn bis jetzt hatte studiren lassen und dem er von Metz aus geschrieben, hatte ihn in zwei Zeilen auch schon wissen lassen, daß er es nie mit den Revolutionären zu thun gehabt und daß er auch jetzt und in Zukunft mit Revolutionären nichts zu thun haben wolle. Die kleine Baarschaft, die Paul Eckhardt am Tage des Aufstandes in der Tasche hatte, sowie der Erlös seiner Uhr, die er in Alzei verkaufte, waren dahin, nachdem er sich in Metz kaum eingerichtet

hatte. Die Noth war eben im Begriffe an seine Thüre zu klopfen, als er vier Fünfthalerscheine in seiner Seitentasche entdeckte. Woher kam diese Hülfe in der Noth? Paul Eckhardt bedeckte die Scheine mit seinen Küssen; er zweifelte nicht einen Augenblick, daß er die ganze Sparkasse Minna's in Händen hatte. Er nahm sich vor, die Summe unangetastet zu lassen, sie als ein heiliges Andenken, als eine Erinnerung an ihre Liebe und Güte aufzubewahren, um sie ihr in Zukunft, in schönen Stunden immer wieder und wieder zu zeigen. Aber in Metz schien man damals kein starkes Bedürfniß nach der Kenntniß der deutschen Sprache zu empfinden; die Schüler blieben aus und auch Notare und Advokaten, denen er in einer zweiten Annonce seine Dienste anbot, waren mit Schreibern versehen. Die Frau, bei der er gemiethet hatte, drängte; er schuldete ihr bereits einen Monat Miethzins und das Frühstück, seit vielen Tagen die einzige Mahlzeit, die er einnahm. Was war zu thun? Der Gedanke, von Minna's Gelde zu leben, hatte trotz Allem etwas Liebliches; jeder Bissen Brod mußte ihn an sie erinnern. Die Thalerscheine wurden zum Wechsler getragen. Bevor sie ganz aufgezehrt waren, hatte sich doch eine, bald eine zweite Stunde gefunden; zufällig machte Paul Eckhardt auch die Bekanntschaft eines obscuren Schriftstellers, der den

Ehrgeiz hatte, in eine fremde Sprache übersetzt zu werden, obwohl er in der eigenen noch nicht gedruckt war. Paul übersetzte sein langweiliges Werk und erhielt drei Franken per Bogen. Er war zufrieden. Er dachte nicht daran, sich in der Fremde eine bleibende Existenz zu gründen, überzeugt, wie er war, daß ihn schon in den nächsten Monaten oder Wochen eine große Umwälzung in die Heimath zurückführen werde. Wenn er nur, und sei es auch in der elendesten Weise, ohne zu verhungern, über diese Wochen oder Monate hinwegkam. An Minna hatte er gleich bei seiner Ankunft in Metz geschrieben, nach diesem ersten Briefe wartete er, bis er ihr gute Nachrichten geben könnte. Er wartete so von Woche zu Woche und die erhoffte Zeit kam nicht, wohl aber kam der Frühling und mit ihm schienen sich ausnahmsweise die Flüchtlings-Hoffnungen, jene zähesten aller Täuschungen, verwirklichen zu wollen. Der Aufstand in Baden brach los. Paul ließ seine Schüler und seinen langweiligen Autor im Stiche und stand auf deutschem Boden mit unter den Ersten in Reih und Glied. Er war nach der Pfalz geeilt, weil er dort in seiner engern Heimath besser glaubte wirken zu können, und weil er dort Frankfurt näher war. Schon sah er sich im Geiste als Sieger in dieselbe Stadt einziehen, aus der er an Minna's Seite ge-

flohen war, an derselben Stelle vorbei, wo er mit zerissenem Herzen von ihr Abschied genommen. Nichts wollte er sich um den Jubel der Bevölkerung kümmern, nichts um die Blumen, welche Jungfrauen den Siegern auf den Weg streuen werden. Er wird sich durch die jubelnde Menge fortschleichen und hinaufeilen in die kleine Dachstube, in die Heimath seines Glückes.

Aber Bamberger führte die Pfälzer Aufständischen über den Rhein nach Baden — und der Rest ist bekannt. Im Juli befand sich Paul Eckhardt mit einem Herzen voll zertrümmerter Hoffnungen wieder als Flüchtling in Straßburg und bald mußte er auf Befehl der französischen Regierung sich von der deutschen Grenze weiter entfernen, und er wanderte nach Besançon. Und da er in Besançon hungerte, trieb es ihn immer weiter, bis die lange nordische Gestalt mit den langen blonden Haaren an einem sonnigen Wintertage die Bevölkerung von Avignon in Verwunderung setzte.

Es waren um diese Zeit an fünfzehn Monate vergangen, seit er von Minna Abschied genommen; seit vielen Monaten wußte sie nicht, wohin sie dem Irrenden ihre Worte des Trostes und der Liebe nachsenden sollte, und er hatte nach so vielen gescheiterten Hoffnungen nicht den Muth, ihr zu schreiben. Die Jugend, die sich Alles möglich glaubt, die sich stark genug wähnt,

um alle Hindernisse zu besiegen, schämt sich, sobald sie die Erfahrung vom Gegentheile macht, des Unglücks. Wie ein Prophet, mit der größten Zuversicht, hatte er ihr vom Siege der Freiheit gesprochen — und wie sah es jetzt in Deutschland aus! Mit eben so großer Zuversicht hatte er seine Kraft gerühmt, die ihm trotz aller Widerwärtigkeiten, sei es wo immer, eine Existenz schaffen werde — und jetzt irrte er, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, schlimmer als ein Bettler, obdachlos, freundlos, hülflos in ferner Fremde umher, ohne Aussicht, selbst ohne die Hoffnung, die sonst den Flüchtling so spät verläßt, vor einem oder mehreren Jahrzehnten in die Heimath zurückzukehren. Und dann der Mangel, das Elend, welche die Zeit so unendlich dehnen, Wochen zu Jahren machen und Bilder der Vergangenheit in kurzer Zeit so sehr verwischen, wie es sonst nur lange, lange Jahre vermögen. Auch Eckhardt war es nicht, als ob zwischen dem traurigen Jetzt und jenen glückseligen acht Tagen, nur fünfzehn Monate lägen — eine Ewigkeit, ein grauer unendlicher Raum lag dazwischen, daß selbst die Phantasie vor dem Rückwege durch diese Wüste erschrack. Er empfand jenen vom großen Dichter erwähnten Schmerz der Erinnerung an glückliche Tage im Unglück, und er strebte nach der Kraft, sich von jener Erinnernug abzuwenden, so oft sie vor seine Seele

trat. Und von Natur aus zur Heiterkeit angelegt, trieb ihn sein ganzes Wesen, sich, so weit es von ihm abhing, vom Schmerzhaften abzukehren. Und was sollte er mit seinen Briefen an Minna? War es nicht ein Verbrechen, das Schicksal dieses holden Geschöpfes länger an seine unglückselige Existenz zu knüpfen? War es nicht eine Pflicht, sich von ihr vergessen zu lassen, für sie zu sterben, ein Todter zu sein, um ihr ihre Freiheit wieder zu geben? Darüber glaubte er im Klaren zu sein, nachdem er eines Abends in der kleinen Mansarde eines alten weitläufigen Gebäudes, seiner ärmlichen Wohnung, lange auf- und abgegangen war, müde an der Wand lehnte und vor sich hin murmelte:

„Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung. Bald zerstiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.“

In Avignon war Paul Eckhardt bald eine bekannte Persönlichkeit, denn noch immer war es wahr, was Minna gesagt hatte, daß man sein Gesicht und seine Erscheinung nicht so leicht vergißt, wenn man sie auch nur einen Augenblick gesehen. Und Paul Eckhardt war immer in den Straßen zu sehen; er zog fortwährend hin und her, in der Hoffnung, irgend wie Bekanntschaften zu machen und Beschäftigung zu finden. Auch

zogen ihn die Eigenthümlichkeiten dieser alten, höchst interessanten Stadt an. Der alte Palast der Päpste, die Kirche, die ehemals ein Herkules-Tempel gewesen, die malerischen und phantastischen Stadtmauern, die alte zerbrochene Brücke, die Ruinen von Klöstern und Kirchen am andern Ufer der Rhone und vieles andere historisch oder artistisch Merkwürdige beschäftigte ihn und ließ ihn manchmal während einer Stunde seiner unglücklichen Lage vergessen. Er frischte sein lange vernachlässigtes Dilettantentalent als Zeichner wieder auf und blieb da und dort sitzen, um in sein Taschenbuch zu zeichnen.

Aber auch in Avignon unter dem Himmel, unter dem Laura lebte und Petrarca sang, scheint nicht immer die provençalische Sonne; es gibt Tage, an denen die Oleanderbüsche rasch ihres rosigen Schmuckes beraubt werden, die Granatbäume im Froste zittern und die braune provençalische Rose zitternd ihre Blätter zusammenrollt. Da weht der Mistral pfeifend durch die Straßen und trägt die Kälte des schneebedeckten Mont-Ventoux auf seinen Fittichen. Da schließen sich alle Fenster und die sonst so belebten Straßen sind ausgestorben.

Ein solcher Tag trieb Paul aus seiner Stube, in die er sich zuerst vor dem Mistral geflüchtet hatte. Er wollte sich im Laufen erwärmen und eilte durch

die verlassenen Straßen; aber der Mistral drang leicht und mit argem Froste durch die Sommerkleidung, in der er Baden verlassen hatte. Starr vor Kälte flüchtete er sich in eines der Kaffeehäuser am Theaterplatze, in denen sich in solchen Tagen die Avignonesen versammeln. Bei der Menge der Gäste konnte er sich daselbst wärmen, ohne eine Tasse Kaffee zu verlangen, die er nicht hätte bezahlen können. An einem Tische, im Hintergrunde des Kaffeehauses sitzend, befand er sich einem Manne gegenüber, dessen Gesicht ihm selbst in Avignon, der Stadt der ungewöhnlichen Physiognomien, auffallen mußte. Es war der Antiquar, oder vielmehr Kuriositäten-Händler Varlet, eine der bekanntesten Persönlichkeiten der Stadt, von dem man sagte, daß sein Gesicht die größte Kuriosität seines Ladens, und daß er selbst sein bestes Aushängeschild sei. Mund, Nase, Augenbraunen und Stirne machten die sonderbarsten Windungen und sahen sich um so komischer an, als bei aller Verzerrung aus allen diesen Winkeln und Buchten die größte Gutmüthigkeit hervorlächelte. Man mußte lachen, sobald man ihn erblickte. Er verfehlte seinen Eindruck auch auf den niedergeschlagenen hungernden Flüchtling nicht. Paul zog Bleifeder und Papier aus der Tasche und begann zu zeichnen, und je länger er zeichnete, desto mehr vertiefte er sich in den Reich-

thum dieser Absonderlichkeit. Er blickte erst von seiner Arbeit auf, als hinter ihm ein lautes Lachen und gleich darauf Händeklatschen und ein vielfaches Bravo erscholl. Das kam von der Menge der Zuschauer, die sich hinter ihm gesammelt, ihn bei der Arbeit belauscht hatten und jetzt, da das Gesicht leibhaftig auf das Papier gebannt war, losbrach. Das Original wurde dadurch aufmerksam gemacht und verlangte das Porträt zu sehen. Paul war in Verlegenheit; er fürchtete, daß die Wahrheit der Zeichnung den guten Mann beleidigen werde. Aber weit entfernt, sich beim Anblick seiner reproducirten Häßlichkeit zu erzürnen, stimmte der Antiquar selber mit ein in das Gelächter der Andern, rühmte das Porträt und versicherte als Kunstkenner, daß dieser junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze. Dann ließ er einen prüfenden Blick über Paul schweifen, bemerkte das leichte Sommerröckchen, das vom Mistral da draußen so arg abstach, und bat den jungen Mann, ihm sein Porträt für fünf Franken zu verkaufen. Und bevor sich Paul dessen versah, hatte Herr Varlet das Blatt eingesteckt und lagen die fünf Franken vor ihm auf dem Tische. Die Versicherung des Kunstkenners, daß der junge Mann ein ausgezeichnetes Talent besitze, hatte auf das versammelte Publikum einen um so größeren Eindruck gemacht, als

sein eigenes Porträt ein überzeugender Beweis für seinen Ausspruch schien. Man bedachte nicht, daß ein Kopf wie der des Herrn Varlet, Jedem gelingen mußte, der auch nur die dilettantenhaftesten Begriffe von der Porträtirkunst hatte. Unter den vielen Müssiggängern, welche der Mistral in das Kaffeehaus gejagt hatte und die nichts mit ihrem Nachmittage anzufangen wußten, fanden sich Manche, die Zeit und Gelegenheit benützen wollten, um sich auf billige Weise ihr Conterfei zu verschaffen. Man machte Paul vielfache Anträge, und er ging sogleich und muthig ans Werk. Vor Abend waren noch drei mehr oder weniger gelungene Köpfe aufs Papier geworfen und Paul verließ als ein glücklicher Mensch mit zwanzig Franken in der Tasche das Kaffeehaus. Er hatte einen neuen Nahrungszweig gefunden, er hatte sich bei Campe, dem trefflichen Restaurant Avignons, gestärkt und alle Hoffnung kehrte mit jugendlicher Kraft in sein Herz zurück. Die Bezahlung kleiner Schulden, obwohl sie ihn um den Rest seines Kapitals brachten, trug noch zur Erleichterung seines Gemüthes bei; heiter dachte er an die Möglichkeit, sich weiter auszubilden und auf diese Weise ehrenhaft durchzuschlagen, und dachte er wieder an die ferne verlassene Geliebte.

Am nächsten Tage wehte der Mistral noch fort

und er wanderte wieder in das Kaffeehaus. Auf dem Wege dahin blieb er vor einem Laden stehen und betrachtete mit Sehnsucht das Maler- und Zeichner-Material, Farben, Papiere und Stifte, die da im Auslage-Kasten schön und lockend geordnet waren. Wie nützlich könnte mir das werden, wenn ich es nur bezahlen könnte, dachte er, vertröstete sich auf den Abend, da er vielleicht wieder etwas gewonnen haben werde und wollte eben weiter gehen, als er bemerkte, daß ihn vom Innern des Ladens aus Herr Varlet, sein erster Kunde, beobachtet hatte, und daß er ihm jetzt einzutreten winkte. Paul folgte der Einladung und verließ nach einer Viertelstunde den Laden, wohlausgerüstet mit Stiften, Kohlen, Zeichenpapieren, und das Alles trug er in einer einfachen zweckmäßigen Mappe, die ihm als Unterlage dienen konnte. So trat er stolz in das Kaffeehaus und sah sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Er arbeitete diesen und den nächsten Tag und gewann genug, um, bei einiger Sparsamkeit, wenigstens den nächsten zwei Wochen sorgenlos entgegensehen zu können. Die Arbeit an einem öffentlichen Orte machte ihn rasch bekannt und er hieß in Avignon bald nur der deutsche Maler.

Aber der Mistral wehte nicht immer und seine Porträts, obwohl er im Laufe der Arbeit Fortschritte

machte, gelangen auch nicht immer. Es kam bald eine Zeit, da er vergebens mit der Mappe unter dem Arm durch alle Kaffeehäuser ging. Jederman wußte, was er suchte, aber die Zahl seiner Klienten war erschöpft. Nach wenigen Wochen erträglichen Lebens trat wieder eine Epoche ein, die ganz derjenigen glich, welche der Bekanntschaft mit Herrn Varlet vorhergegangen war. Wie traurig kehrte er oft in seine Mansarde zurück, wie traurig und manchmal wie schwach. Es vergingen oft Tage ohne Nahrung, sein Gesicht wurde immer bleicher, seine schlanke Gestalt bückte und beugte sich unter der Last der Noth. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß der Hunger weniger schmerze und langsamer wachse, wenn man ausgestreckt daliegt, und so verbrachte er auf seiner Mansarde ganze Stunden in dieser Lage, bis es ihn wieder hinaustrieb, um aufs Neue nach Nahrung zu suchen.

Er war in dieser Zeit nicht unbeobachtet.

Das große, weitläufige Haus, ehemals der Sitz eines päpstlichen Beamten und hohen kirchlichen Würdenträgers, gehörte einem Herrn Marsilly, dessen Vater, obwohl einem alten patricischen Geschlechte aus der päpstlichen Zeit und der legitimistischen Partei angehörend, es als Nationalgut von der Revolution gekauft hatte. Man erzählte, daß er das ganze große Haus

der Nation mit dem Werthe der broncenen Thüre an demselben bezahlte. Der jetzige Besitzer bewohnte nur einen kleinen Theil des ersten Stockwerkes, der aber doch aus einer großen Reihe von Sälen und Zimmern bestand, und vermiethete den Rest, der noch eine kleine Bevölkerung beherbergen konnte. Um in seine Mansarde zu gelangen, mußte Paul Eckhardt an der Thüre des Hausbesitzers vorbei und so oft er in den letzten Wochen an dieser Thüre vorüberkam, ebenso oft stand Mademoiselle Leonie Marsilly hinter dem kleinen engen Gitterfensterchen dieser Thüre, um ihn vorüberkommen zu sehen. Der schöne junge Mann mit dem langen blonden Haare und dem blassen Gesichte, den sie über sich unter dem Dache wußte, hatte ihre Phantasie gefangen genommen. Nun erfuhr sie noch, daß er ein Künstler war und ein Verbannter. Sie konnte nicht anders denken, als daß dieser schöne Jüngling als Verbannter ein edles Opfer und als Künstler ein Raphael sei. Und nun sah sie ihn zu alldem noch so traurig, hinwelkend, wie er von Tag zu Tag mehr erbleichte, wie er ganze Tage auf seiner Stube in tiefer Einsamkeit verharrte, wie er sich endlich elend und gebrochen die Treppe hinaufschleppte. Es fiel ihr, dem Kinde des Reichen, das von Entbehrung keine Ahnung hatte, nicht ein, daß hinter dieser Trauer nagender

Hunger, erdrückendes, äußeres Elend verborgen war. Ihre Sehnsucht, ihn kennen zu lernen, vielleicht ihn zu trösten, wurde immer größer, und ein Vorwand, ihn herbeizuziehen, fand sich ja leicht, da sie nur ihr Porträt bei ihm bestellen durfte. Herr Marsilly war nicht gewöhnt, seinem einzigen Kinde eine Bitte abzuschlagen, und so wurde Paul eines Tages eingeladen, zum Besitzer des Hauses niederzusteigen.

Herr Marsilly nahm Paul sehr freundlich auf und stellte ihn seiner Tochter vor, deren Porträt er machen sollte. Paul empfand die Schüchternheit, welche die Folge der Leiden ist, unter deren Last er schmachtete, und er erschien dem Mädchen, das sich so viel Schönes und Großes in ihn hineingedacht hatte, desto rührender. Sie wagte es kaum zu ihm aufzublicken und sah der ersten Sitzung mit Zittern entgegen.

Leonie war ein kleines, schmächtiges, blasses Geschöpf, dessen ganze Erscheinung so zu sagen in den Augen aufging. Diese blickten groß und leidenschaftlich aus tiefen Höhlen und machten den Eindruck, als ob sie nur durch ihre Phantasie, durch ihr Gemüth noch lebten. Sie war im Ganzen wie eine Flamme, die zu erlöschen droht, wenn sie nicht einen Gegenstand findet, sich daran zu klammern und die diesen Gegenstand sucht. Bei ihrer südlichen Leidenschaftlichkeit und

raschen Entschlossenheit des Herzens war Paul dieser Gegenstand lange bevor er ihr vorgestellt worden, und wäre er zur Zeit nicht so sehr niedergedrückt und ganz und gar von seinem Elend beherrscht gewesen, er hätte es schon während der ersten Sitzung fühlen müssen. Nicht gewohnt, sich irgend etwas zu versagen oder sich versagt zu sehen, fiel es ihr auch nicht ein, daß ihr dieser Mann, den sie liebte, vom Schicksale verweigert werden könne. Nur die Weiblichkeit ihrer Seele und die Schüchternheit, die sie dem Manne gegenüber, den sie so hoch über sich stellte, empfand, hinderten sie, ihm entgegenzukommen, um Besitz von ihm zu ergreifen. Sie hatte keine höhere Bildung, als jene durchschnittliche, welche die Klöster des Sacré-Coeur den reichen Erbinnen des südlichen Frankreichs zuträglich halten; desto mehr imponirte ihr in der Unterhaltung Paul's jedes seiner Worte, für desto gebildeter und gelehrter hielt sie ihn und desto größer wurde die Ehrfurcht vor dem Manne, den sie am liebsten nur geliebt hätte. Sie fühlte sich unglücklich, die Entfernung zwischen ihm und ihr immer weiter werden zu sehen, und mit dem Gefühle dieses Unglücks wuchs ihre Leidenschaft, wuchs der Wunsch nach dem Besitze, dessen sie sich für unwürdig hielt. Während der Sitzungen hatte sie nur manche frohe Momente, wenn Paul, sein Elend ver-

gessend und von ihrer Güte angezogen, vertraulich und wie ein alter Freund mit ihr sprach; wenn er sie über das und jenes belehrte und sie dabei mit dem Wohlwollen eines freundlichen Lehrers behandelte. Sie war schon mit diesen Erfolgen zufrieden, da sie beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, größere zu erreichen, und sie that ihr Möglichstes, die Zahl der Sitzungen zu vermehren, nicht wissend, daß sie damit die Noth ihres Geliebten verlängerte, da es Herrn Marsilly nicht einfiel, das Porträt vor der Beendigung zu bezahlen. Paul sah sich gezwungen, seine Arbeit plötzlich für vollendet zu erklären. In seiner Verzweiflung that er das mit einer Entschiedenheit, welche sich Leonie so auslegte, als ob er der Sitzungen und ihrer Gesellschaft müde wäre. Im Innersten gekränkt, bat sie ihren Vater, dem Zeichner eine so große Summe hinzuwerfen, als man für ein solches Porträt nur schicklicher Weise bezahlen konnte, und am Abend desselben Tages erhielt Paul durch einen Bedienten mit einem freundlichen Gruße des Herrn Marsilly eine Rolle von zwanzig Louisd'or. Paul dachte nicht lange über die Ursache dieser glänzenden Bezahlung nach; er freute sich nur, er fühlte sich gerettet, und dankbar gedachte er des guten Mädchens, dem er diese Rettung schuldete, und der Güte, die sie ihm während dieser ganzen Zeit gezeigt

hatte. Ihrem Wohl galt das erste Glas Wein, das er diesen Abend leerte, und das zweite galt der fernen Minna, der sich immer die Gedanken zuwandten, wenn es in seinem düstern Leben auch nur für Momente Licht wurde.

Wieder hoffte er, wieder bekam sein Geist neue Schwungkraft und wieder, da seine innerste Natur immer noch stärker war, als die Trauer der letzten Stunden und als alle Erinnerungen des Elendes, sah er in eine rosige, glückliche Zukunft.

Nicht um ihn zu tadeln, sondern nur um sein Wesen zu zeichnen, setzen wir einen Zug hieher, den vielleicht Mancher leichtsinnig finden wird. Noch denselben Abend, als er sich kaum nach vielen Wochen zum ersten Male gesättigt hatte, auf der Heimkehr vom Restaurant, traf er in einem Kaffeehause einen Gypsfigurenhändler und kaufte ihm den Sklaven von Michel Angelo und die Venus von Mylos ab. Am nächsten Morgen, als er den verschiedenen und empfindlichen Mängeln seiner Garderobe abhalf, geschah es ihm, daß er unter anderem auch einen recht hübschen Schlafrock kaufte. Herr Marsilly hatte versprochen, ihn überall in der reichen Gesellschaft der Stadt zu empfehlen und er sah sorgenlos in die Zukunft.

Aber diese Empfehlungen, wenn sie Herr Marsilly überhaupt nicht vergessen hat, wirkten sehr langsam.

Wieder in der ersten Zeit seiner Sorglosigkeit hatte er daran gedacht, an Minna zu schreiben, und bevor er zum Entschlusse kam, bevor er mit sich Eins geworden, ob sie seiner noch denke oder nicht, war wieder die sorglose Zeit dahin und stack er wieder in den Tiefen des Elendes, aus denen er nicht zu ihr emporrufen wollte. Es war überhaupt seine Art, sich im Unglück, vielleicht nur in solchem niederdrückenden Unglück, vor den Menschen, wie vor den Erinnerungen, in die Einsamkeit und in sich zurückzuziehen. So folgte er jetzt auch nur äußerst selten den Einladungen des Herrn Marsilly. Obwohl unter demselben Dache mit ihm, fühlte sich Leonie doch wieder aufs Schmerzlichste von ihm getrennt. Wieder sah sie ihn elend und blaß die Treppe hinaufschleichen, und manchmal kam ihr der Gedanke, daß er sie vielleicht liebe und daß es nur der Stolz der Armuth war, der ihn von ihr, der reichen Erbin, zurückhielt. Ihm aber lagen Liebe und Liebesglück und alle Gefühle und Gedanken, die zu dieser Welt gehören, im wesenlosen Scheine; ihn hielt der grausame Moment mit nagenden Zangen fest.

„Für den Schmerz gibt's ein Gewöhnen,
Aber für die Sorge nicht."

Er hörte und wußte nichts von Allem, was um ihn herum vorging: er erfuhr auch nicht, daß man im

Hause von einem dauernden Unwohlsein der Mademoiselle Marsilly sprach, daß ihr Vater mit ihr nach dem Süden reisen gewollt, daß sie sich aber gesträubt, das Haus zu verlassen. Paul merkte auch nicht, daß an einem gewissen Tage, als er des Abends heimkehrte, die Treppe bis zum ersten Stockwerke mit Blumen und Bäumen geschmückt war. Herr Marsilly, um seine Tochter aufzuheitern, wollte ihren achtzehnten Geburtstag auf das Glänzendste feiern und hatte Schätze von Geschenken ins Haus, und einen Wald von Blumen und Sträuchen auf Treppe, Flur und Zimmer bringen lassen. Paul schlich theilnahmlos durch diese Blumen hinauf auf seine Stube, um sich sogleich auf sein ärmliches Bett fallen zu lassen. Hätte er nur schlafen können! Aber der Hunger, der sich bereits als heftiger Schmerz äußerte, erlaubte ihm nicht, das Auge zu schließen. Zu wiederholten Malen erhob er sich und untersuchte die Schublade des Tisches, in welcher er sonst seine kärglichen Lebensmittel aufzubewahren pflegte. Vielleicht hatte sich eine Krume Brodes irgendwo zwischen den Papieren versteckt. Schon einmal, vor vielen Wochen, hatte er eine so köstliche Entdeckung gemacht. Aber dießmal fand er nichts, obwohl er immer wieder aufstand und immer wieder untersuchte. Sein Puls schlug fieberisch und es schwamm ihm vor den Augen.

So arg war die Noth noch nie an ihn herangetreten; im Laufe der letzten vier Tage hatte er nur wenige Bissen Brod zu sich genommen. Schon lag er durch Momente bewußtlos da und sah in andern Momenten in Fieberträumen Haufen von Speisen vor sich liegen, welche seine Gierde nur noch höher steigerten.

Da klopfte es an seine Thüre und Paul erkannte nach einiger Anstrengung Herrn Marsilly, der vor ihm stand. Er erhob sich, nahm seine letzte Kraft zusammen und setzte sich ihm so gegenüber, daß sein Gesicht im Schatten und dem Besucher seine Blässe und seine fieberischen Augen verborgen blieben. Auf seine Frage, was ihm die Ehre dieses Besuches verschaffe, antwortete Herr Marsilly, „es sei das höchste Vertrauen, das ihn zu ihm führe und er wolle ihm sogleich einen Beweis dieses Vertrauens liefern. Obwohl wir Beide," fuhr der alte Mann fort, „so sehr verschiedenen Parteien angehören, so achte ich in Ihnen doch den Mann, der für seine Ueberzeugung sein Leben eingesetzt und seine Heimath verloren. Ich habe Sie auch beobachtet und weiß, auf welche ehrenhafte Weise Sie mit dem Leben kämpfen und Ihre Hülflosigkeit zu verbergen streben. Welche Antwort sie mir immer geben, ich fürchte nicht meine und meiner Tochter Ehre vor Ihnen bloßzustellen. Wären Sie minder bescheiden, oder einer von

den jungen Männern, die darauf ausgehen, sich durch reiche Heirathen glänzende oder müssiggängerische Existenzen zu erhaschen, Sie hätten längst bemerkt, daß Sie meiner Tochter eine große Liebe eingeflößt haben. Sie haben es vielleicht bemerkt, und sich eben deßhalb, aus ehrenwerthen Gründen, trotz unserer wiederholten Einladungen von uns zurückgezogen. Wie dem immer sei — ich weiß, daß mein armes, krankes Kind einer großen Leidenschaft erliegen müsse; sie ist mein einziges Glück, mein Alles; ich muß mir sie retten und wäre es mit einer weit schmerzlicheren Selbstverleugnung, als die ist, die ich jetzt und Ihnen gegenüber empfinde. Ich habe heute, an Leonie's Geburtstag, die letzten Versuche gemacht, sie auf alle mögliche Weise zu erheitern; sie sind mißlungen. Ich komme, um Ihnen die Hand meiner Tochter anzubieten."

Paul war nicht in der Verfassung über Liebe oder Nichtliebe, über das Opfer, welches der alte Mann soeben brachte, über seine Zukunft oder Vergangenheit nachzudenken. Während der alte Mann redete, sah er nichts als die wohlgedeckte Tafel, die er kannte und die ihn unten in den reichen Gemächern erwartete. Einen Augenblick lang fuhr ihm die Erinnerung an Minna durch den Kopf, aber für sie war er ja todt. Wenn er nicht jetzt zum Verlobungsschmause hinunter-

steigt, ist er ja doch morgen eine Leiche. Er antwortete mit einer Stimme, die im Fieber zitterte:

„Herr Marsilly, geben Sie mir Ihre Tochter — mit Dank nehme ich dieses edle Geschenk aus Ihrer Hand, aber unter einer Bedingung — daß Sie es jetzt thun, jetzt, gleich jetzt."

Herr Marsilly erhob sich, ergriff Pauls Hand und sagte: „Kommen Sie, ich will Sie ihr zum Geburtstage schenken."

Paul stützte sich an seinen Arm und schwankte an der Seite seines künftigen Schwiegervaters die Treppe hinab.

5.

Paul und Leonie waren verlobt. Das Glück, die Wonne, die aus dem ganzen Wesen der Braut strahlten, aus jedem ihrer Worte wiederhallten, gestatteten Paul kein Nachdenken. Dieses Glück zu zerstören, wäre eine furchtbare Grausamkeit, vielleicht, wie Leonie einmal beschaffen war, ein Todesstreich gewesen. Außerdem verbreitete sich gleich am nächsten Morgen in der ganzen Stadt die große und überraschende Neuigkeit, daß die reiche Erbin den armen schönen Künstler heirathe, den alle Welt kannte. Leonie erfuhr, daß sich im Lande ihres Verlobten die Braut an der Seite des

Bräutigams allein und öffentlich zeigen dürfe, und sie ließ die heimische Sitte, die dergleichen streng verbietet, bei Seite, um ihrem Stolze und ihrer Freude zu genügen, um sich auf der Promenade an seinem Arme und im Wagen an seiner Seite sehen zu lassen. In ihrer südlichen Heimath wäre sie, wenn, aus welchen Gründen immer, diese Verbindung gestört wurde, für immer bloßgestellt, nach solchen Vorgängen beinahe ihrer Ehre beraubt gewesen. Paul konnte nicht mehr zurück, auch wenn er es gewollt hätte. Und der Vater drängte, da er, wie er sagte, sich rasch altern und im Niedergange fühlte und sein Kind vor seinem Tode in gutem Schutze wissen wollte. Paul mußte sich verpflichten, den Familiennamen seiner künftigen Frau anzunehmen, da es Herrn Marsilly schmerzte, daß dieser aus Avignon, in dessen Geschichte er eine gewisse Rolle gespielt hatte, gänzlich verschwinden solle. Paul ging gerne auf diese Bedingungen ein; mit dieser Veränderung starb jener Paul Eckhardt, der sich in Frankfurt noch immer gebunden und verpflichtet fühlte. Minna, die schon so lange nichts von ihm gehört hatte, wird nun nie wieder von einem Paul Eckhardt hören — sie hatte ihn wohl auch längst vergessen, oder, wenn sie auch Nachforschungen angestellt, so haben diese zu keinem Ziele geführt. Und nun war er ihr ganz verschwun-

den und jene Woche in der Dachstube war eine Episode, an die sie jetzt zurückdenkt, wie an einen halbverwischten Traum — und der Himmel weiß, wohin jetzt ihre Gedanken und Gefühle gerichtet sind? Wie es immer stand, es blieb ihm jetzt nichts übrig, als die Gewissensbisse, wenn sich solche noch fühlbar machen sollten, durch treueste Erfüllung der Pflichten, die er Leonie gegenüber übernommen, zu übertäuben.

Mit der Hochzeit kommen wir an eine mehrere Jahre lange Episode im Leben Paul Eckhardt's oder vielmehr Paul Marsilly's, über die wir rasch hinwegeilen müssen. Nach der Hochzeit wurde eine schöne Hochzeitsreise durch das südliche Frankreich unternommen, von der man über Paris zurückkehrte. Nach der Rückkehr weihte Herr Marsilly seinen Eidam in die Verwaltung seiner Güter, der Häuser, Krapp-, Oliven-Pflanzungen ein, um sie ihm bald gänzlich zu übergeben. Der alte Mann eilte, wie er es vorhergesagt, seinem Ende zu. Doch erlebte er noch die Freude, ein Enkelchen, ein Mädchen geboren zu sehen, das in der Taufe den Namen Hortense erhielt und er lebte zu seinem Glücke nicht lange genug, um noch zu sehen, wie die Geburt seiner Enkelin seine Tochter um den letzten Rest der Gesundheit brachte und wie diese gleich ihrer Mutter, wenig Hoffnung gab, ihr Kind selbst zu erziehen.

Bald nach dem Tode des Herrn Marsilly begann für Paul ein wahres Nomadenleben. Er vertheilte seine Güter in mehrere Pachtungen, übergab die Verwaltung seiner Häuser einem Geschäftsmann und suchte mit seiner kränkelnden Frau, vor dem Mistral fliehend, jedes Jahr irgend einen schönen Punkt weiter im Süden auf, wo Leonie leichter athmen und sich wohler fühlen konnte. Cannes, Nizza, Palermo wurden nach einander bewohnt. Nur in der Jahreszeit, in welcher Avignon vom Mistral nicht heimgesucht wird, kehrte er mit Leonie in ihre geliebte Vaterstadt oder in die Nähe zurück; in ein stilles Landhaus an den grünen Ufern der Sorgue, auf dem klassischen, durch Petrarca's Lieder verklärten Boden. In Avignon sprach man viel von der liebenden Pflege, welche den deutschen Ehemann auszeichnete, von der Treue und Ausdauer, die er der kranken Frau bewies und von der Zärtlichkeit, mit der er seinem Kinde die Mutter ersetzte. Leonie's Liebe zu Paul hatte nicht abgenommen; ihre Leidenschaftlichkeit hatte sich während ihrer Krankheit in eine tiefe Innigkeit verwandelt, und wohl wissend, daß sie ihr Glück nicht lange zu genießen habe, war sie ihrem Gatten doppelt dankbar, daß er ihr keine Stunde entzog und sich mit solcher Treue ihrer Pflege widmete. Ob er sie liebte? Er wußte es eigentlich selber nicht, sie

aber mußte es glauben und in diesem Glauben verflossen ihre armen kranken Jahre so glücklich, als sie bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Manne verfließen konnten.

Im siebenten Sommer ihrer Ehe brachte sie Paul aus dem Süden zum letzten Male an die Ufer der Sorgue zurück; dort starb sie mit Dank für so viel Glück auf ihren Lippen. Paul's Trauer war eine aufrichtige; reichliche Thränen bedeckten sein männliches Gesicht, als er ihrem Sarge folgte. Er hatte ein liebevolles Weib verloren, in dessen Herzen er Schätze der Güte und, trotz ihrer verwöhnten Jugend, eine unerschöpfliche Kraft der Hingebung gefunden. Obwohl sie den größern Theil der Zeit seit ihrer Verheirathung auf dem Krankenlager verbracht, so empfand er doch, selbst an ihrem Krankenbette sitzend, oft die Heimlichkeit des häuslichen Herdes, wenn er sich auch manchmal fragte, wie anders die Atmosphäre um den häuslichen Herd geworden wäre, wenn anstatt Leonie, Minna im Hause walten würde. Auf ihren Leichenstein ließ er nur die Worte: „à ma bonne Leonie" setzen, die ihm mehr ausdrückten, als ein Spaziergänger auf dem Kirchhofe je herausgelesen hätte.

Er war nun allein mit seinem Kinde, der einzigen menschlichen Seele, an die er seine Liebe und

Treue, seine Wünsche und Hoffnungen knüpfen konnte. Hortense, bis zu einem höchst auffallenden Grade sein Ebenbild, indem sie ihm bis auf die kleinsten Einzelheiten glich, bis auf eine eigenthümlich geschwungene Windung in den Augenbrauen, war doch, was ihre Gesundheit betraf, nur zu sehr das Kind der Verstorbenen: ein unendlich zartes Blümchen, das ein rauher Anhauch tödten konnte. Mit Schmerz hatte das Paul schon frühzeitig bemerkt, aber seine Sorgfalt mußte zwischen Mutter und Kind getheilt bleiben; jetzt wandte sie sich ganz dem zarten Kinde zu, um das er mit der Natur ringen wollte auf jede erdenkliche Weise. Die Aerzte riethen ihm, mit Hortense eine geschützte milde Gegend aufzusuchen, von welcher doch die frische Bergluft nicht ganz ausgeschlossen sei — und er begann aufs Neue seine Wanderungen, und im Winter des Jahres 1857 saß er mit seinem Kinde und einer Wärterin in einem kleinen Schweizerhäuschen am Ufer des Genfer Sees, am Fuße der Höhen von Montreux.

Beinahe neun, an traurigen Ereignissen reiche Jahre waren hingegangen, seit der lustige Student von den Barrikaden kommend, in die Dachstube des Frankfurter Mädchens geflüchtet war. Ein ernster Mann mit vollem Barte ging jetzt an milden Nachmittagen am Ufer des Sees dahin, ein kleines, blasses Mädchen an

der Hand führend, oft erstaunt und erschrocken über die frühe Entwicklung dieses Kindes. Mit Angst denkt er an den Glauben, daß so kluge Kinder nicht zu langem Leben bestimmt seien, und er weicht manchen Fragen aus, um jene erschreckend rasche Geistesentwicklung nicht noch zu fördern. Trotzdem sind es glückliche Stunden, die er so an der Seite seines Kindes verlebt. Freilich kommen ihm jetzt in der Einsamkeit wieder mancherlei Erinnerungen zurück und mit diesen die Sehnsucht des Verbannten nach dem Vaterlande. Mit dieser Sehnsucht Hand in Hand geht der Wunsch, sein Kind deutsch zu erziehen, es auch deutsch sprechen zu hören, denn auch ihm war der Kummer nicht erspart, den so mancher deutsche Verbannte erfahren, daß sein in der Fremde geborenes Kind, die Sprache der Fremden spricht und sich gegen die Herzenssprache des Vaters sträubt. Zu all dem kam bei Paul die Erkenntniß, daß er seinem Kinde trotz aller Liebe und dem besten Willen weibliche Pflege und Erziehung nicht ersetzen könne; diese Einsicht verbindet sich mit der Sehnsucht nach Deutschland zu dem Plane, eine gebildete und gute Deutsche herbeizurufen, mit der gemeinschaftlich er der Pflege und Erziehung seines Kindes warten könne — und wieder über all diese Pläne, Wünsche und Gedanken schweift manchmal wie ein duftiger

Traum, wie ein Wunsch, der nicht zu verweilen und Körper anzunehmen wagt: „wenn es Minna wäre, der ich mein Kind anvertrauen könnte!"

In Folge all dieser Pläne, Wünsche und Träume saß Paul eines Tages an seinem Pulte und schrieb, zum ersten Male seit langer Zeit, einen deutschen Brief. Er wandte sich an einen Studiengenossen aus Heidelberg, der in dieser Stadt heimisch und einer bekannten Familie angehörte, an den Advokaten Friese, den sein Schreiben erreichen mußte, selbst wenn er seinen Wohnsitz in einer andern Stadt Badens aufgeschlagen hätte. Friese war in Heidelberg sein Fuchs gewesen. Paul leistete ihm manchen Studentendienst und er hing dafür mit großer Liebe an seinem Senior. Paul war überzeugt, daß wenn ihn sein Brief erreichte, er ihm sofort mit alter Neigung entgegenkommen werde.

Nachdem er ihm in bündigen Worten seine bisherige Geschichte erzählt, bat er ihn sich selbst, oder durch die Frauen seiner Familie, nach einer deutschen Erzieherin für sein Kind umzusehen, nach einer vorzugsweise guten und sorgsamen Person, der er seine Hortense mit Ruhe anvertrauen könnte. Ein gewisser Grad von Bildung sei allerdings wünschenswerth, selbst ein ziemlich hoher Grad, da er am liebsten diese Erzieherin durch viele Jahre an der Seite seines Kindes

sehen möchte. In einem P. S. fragte Paul an, ob sein Freund Friese oder vielleicht irgend Jemand in seiner Familie Minna Bürger aus Frankfurt, Tochter des Dr. Phil. Bürger, kenne, und ob man ihm über deren Schicksal einige Auskunft zu geben im Stande sei? An diese Frage knüpfte er die Bitte, Friese möge, wenn er sich nach dem besagten Fräulein erkundige, es ja nicht in seinem, Paul's, Namen thun.

Nicht acht Tage waren vergangen und Paul hielt die Antwort Friese's in Händen. Dieser jubelte, den verlorenen Freund, wenn auch unter anderem Namen, wieder gefunden zu haben. Er, wie so viele Andere, die mit Liebe an ihm hingen, hatten ihn, den Verschollenen, längst für todt oder wenigstens in unerreichbarer Ferne, für verloren gehalten. Noch bevor er auf die Aufträge Paul's einging, kündigte Friese für nächsten Sommer eine Reise an den Genfer See oder auch nach Avignon an, um den Freund zu besuchen. Dann erst folgte die Versicherung, daß man seine Aufträge auf das Gewissenhafteste und mit Liebe ausführen werde. Er fügte hinzu: „Dein P. S., in welchem Du Dich nach Fräulein Minna Bürger erkundigst, scheint mir übrigens darauf zu deuten, daß Du über die Wahl der Erzieherin schon etwelche Gedanken, daß Du Dich bereits auch an andere gewandt hast, die Dir

dieses vortreffliche Geschöpf empfohlen haben. Wenn Du wirklich auf Minna Bürger reflektirst, so schreibe umgehend. Wir kennen sie ganz wohl; sie ist seit zwei Jahren in einem Mädchen=Institute zu Mannheim als Lehrerin angestellt und meine Frau, deren Nichte in diesem Institute erzogen wird, ist mit ihr in nähere Berührung gekommen. Fräulein Minna Bürger wird in dem Institute und von allen Eltern der Zöglinge hoch geschätzt, ihres Wissens wegen, so wie wegen ihrer Liebenswürdigkeit geliebt. Ich weiß es durch meine Frau, daß sie bereit ist, um für ihre Zukunft besser zu sorgen — sie ist nämlich eine Waise und ohne Vermögen — das Institut zu verlassen und, wenn sie eine gute Stelle in einem Privathause findet, eine solche anzunehmen. Wir können Dir unmöglich eine bessere Erzieherin empfehlen; wir haben an ihr einen ebenso liebenswürdigen und gebildeten, als festen und starken Charakter kennen gelernt. Doch muß ich hinzufügen, daß über ihrer Vergangenheit irgend ein Geheimniß schwebt, das ihr in den Augen mancher Leute geschadet hat, da man mit christlicher Liebe hinter Geheimnissen immer nur Uebles sucht, das wir aber, bei dem unbedingten Vertrauen in den Charakter dieses Mädchens, niemals zu ergründen suchten. Dieses Geheimniß liegt in den Jahren 1849 und 1850 verbor=

gen. In dieser Zeit nämlich blieb sie mit ihrem Vater, nachdem Beide plötzlich Frankfurt verlassen, man weiß nicht wo verborgen; erst nach dieser Zeit, nach dem Tode ihres Vaters, tauchte sie wieder am Rheine auf, zuerst als untergeordnete Hülfslehrerin in einem Institute zu Godesberg, woher sie dann, nachdem sie daselbst in ihrem Fache eine Art von Berühmtheit geworden, in das größere Institut nach Mannheim gekommen. Was uns betrifft, so sind wir eher geneigt, hinter ihrem Geheimnisse ein Unglück, als ein Vergehen zu suchen, und daß wir uns schwerlich irren, dafür birgt uns der Charakter dieses Mädchens, wie ihr ernstes, sanft-melancholisches Wesen, ihre Ruhe und Abgeschlossenheit, die nicht im Entferntesten auf Gewissensbisse oder innere Flecken deuten. Bist Du geneigt, unsern Eindrücken zu vertrauen, dann können wir Dir unmöglich eine bessere Erzieherin für Dein Kind empfehlen. Durch diese Empfehlung hoffe ich, Dir alle Dienste, die Du einst dem Studenten geleistet, auf das Reichlichste zu vergelten."

Dieser Brief versetzte Paul in die ungeheuerste Aufregung. Mit einem Male war ihm Minna, von der er sich auf ewig getrennt glaubte, so nahe getreten und empfand er in der Erinnerung das ganze Glück, die ganze Anmuth jener Tage in der Dachstube

mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit, deren er sich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Sein Kind trat eben ein und er schloß es in seine Arme und alle Besorgnisse um dessen Leben fielen wie ein Alp von ihm; er sah es schon unter dem Schutze, unter der Pflege Minna's, und das schien ihm eine unfehlbare Rettung. Zugleich aber sprach neben dem Glücke in seinem Herzen noch eine andere Stimme: Jenes Geheimniß, jenes Unglück, das auf Minna lastete, das sie den Leuten verdächtig machte — war er vielleicht nicht dessen Ursache? Er wußte selbst nicht, ob die Unruhe, die sich seiner mit so großer Gewalt bemächtigte, der Hoffnung galt, sein Kind so gut geborgen zu sehen, oder dem Wunsche, Minna's Verzeihung zu erlangen und ein Verbrechen zu sühnen. Er setzte sich sogleich hin und begann die Geschichte seines Lebens zu schreiben, von dem Momente an, da er Minna verlassen. Seine Geschichte sollte seine Rechtfertigung sein. Er wollte sie ihr durch Friese zukommen lassen und dann erst, wenn sie ihn beurtheilen konnte, bei ihr anfragen, ob sie kommen wollte oder nicht. Er saß noch spät in der Nacht am Pulte und schrieb.

Aber warum sollte Paul den ersehnten Moment des Wiedersehens und der Versöhnung selbst verzögern. Seine Geschichte, wie sie jetzt vor ihm lag, schien ihm

kalt und eine höchst unzulängliche Rechtfertigung. Wenn er sie selbst sprechen könnte, wenn er, ihr zu Füßen liegend, sie um ihre Verzeihung anfleht und sie das holde, arme Kind sieht, daß sie ihm retten solle — wird sie ihm dann nicht leichter vergeben? Nie, wie in diesem Augenblicke, überwältigte ihn die Ueberzeugung, daß sich ein Mädchenherz, welches sich in erster Liebe einem Manne so hingegeben, wie Minna, auf ewig und unauflöslich und mit einem grenzenlosen Vertrauen hingegeben habe, daß aber eben deßhalb ein Riß in ein solches Herz, in eine solche Liebe unendlich schwer zu heilen, vielleicht unheilbar sei. Er verwünschte und verachtete sich, nicht lieber in jener Zeit dem Hunger erlegen zu sein, und doch wieder erschien ihm das als eine frevelhafte Verwünschung seiner Verbindung mit Leonie, die ihn so sehr geliebt, deren Andenken ihm theuer und deren Frucht seine geliebte kleine Hortense war. In diesem Zwiespalt ließ er seine Geschichte auf dem Pulte liegen und schrieb wenige Minuten vor Post-Schluß folgenden Zettel an seinen Freund Friese:

„Lieber Freund!

„Engagire Fräulein Minna Bürger; gehe auf alle Bedingungen ein, die sie Dir macht, und

stelle nur die einzige Gegenbedingung, daß sie sobald als möglich abreise. Da ich des berühmten Kinder-Arztes Rilliet wegen, in den nächsten Tagen von hier nach Genf übersiedele, so soll sie nur geraden Weges sich nach dieser Stadt begeben, wo sie mich im Hôtel des Bergues finden wird. Aber nenne mich nur unter meinem neuen Namen Marsilly. Sie darf auf keinen Fall wissen, daß sie die Stelle bei Paul Eckhardt angenommen. Die Ursachen meines Incognitos, die höchst triftig sind, werde ich Dir ein anderes Mal mittheilen."

6.

Paul kehrte an einem schönen April-Abend mit seinem Kinde und der Wärterin von einem Spaziergange ins Hôtel des Bergues zurück, als ihm der Portier ankündigte, daß eine junge Dame angekommen sei, eine Reisende, die nach ihm gefragt und die ihn jetzt in seinem Salon erwarte. Paul schrak zusammen. Es konnte diese Dame keine andere sein, als Minna, — vielleicht aber doch irgend eine Bekannte aus Avignon, da er jetzt in der Reise-Saison schon manchen Besuch derart empfangen hatte. Er hatte nicht den Muth, sich sogleich Sicherheit zu verschaffen und den Portier weiter nach Aussehen und Nationalität auszufragen.

Er bat die Wärterin, mit dem Kinde hinaufzugehen und der Dame Gesellschaft zu leisten, er werde bald folgen. Dann ging er zurück auf den Quai des Montblanc und immer weiter den See entlang, dann wieder zurück und so mehrere Male, immer rascher auf und ab, bis er endlich erhitzt und in einer Art von Besinnungslosigkeit die Treppe hinaufeilte. Anstatt in den Salon, trat er in das anstoßende Schlafzimmer, und da stand er stille und horchend an der Thüre. Er sagte sich, welch ein Verbrecher er sein müsse, daß er es nicht wage, vor das Mädchen hinzutreten, mit dem er einst acht Tage in einer Stube gewohnt hatte. Er hörte Minna's Stimme und floh nach der entgegengesetzten Seite des Zimmers, aber nur, um sogleich zurückzukehren und die Thüre leise zu öffnen. Er erkannte seine ehemalige Geliebte augenblicklich; sie war es, ganz sie selbst, dasselbe milde und ernste Gesicht, nur etwas trauriger, aber auch viel schöner, als vor neun Jahren, trotz der wenigen kleinen Fältchen, welche senkrecht sich zwischen die Augenbrauen drängten. Die feinen, zarten Züge hatten sich nur um so vieles weiter ausgebildet, um desto bemerklicher und mächtiger wirkend hervorzutreten. Das Kind saß auf ihrem Schooße und plauderte schon mit ihr, wie mit einer alten Bekannten und drückte ihr die

Freude aus, daß ihr der gute Papa eine so schöne und gute Gouvernante habe kommen lassen.

„In Deutschland," fragte das Kind, „sind wohl alle Leute schön und gut? Papa ist auch aus Deutschland und ist auch schön und gut."

Minna küßte das Kind und fragte es erstaunt: „Papa ist auch aus Deutschland?"

„Freilich," antwortete das Kind bestätigend, „aus einem Lande in Deutschland, dessen Namen ich niemals habe aussprechen können, aber," fügte das Kind nachdenklich hinzu, „gut sind wohl doch nicht alle Deutschen, sonst hätten sie meinen guten Papa nicht fortgejagt."

Minna's Gesicht wurde immer ernster, sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne und wollte das Kind auf den Boden setzen. Aber sie besann sich, neigte sich herab, ergriff Hortense am Kinn, wandte sie der Lampe zu und sah ihr prüfend ins Gesicht.

„Gott im Himmel," rief sie erschrocken, es ist Paul's Gesicht!"

Dann faßte sie dieses Gesicht mit beiden Händen und bedeckte es mit den heftigsten Küssen.

Plötzlich aber schien sie ein anderes Gefühl zu überkommen; sie setzte das Kind nieder und mit dem Rufe: „Fort, fort!" eilte sie der Thüre entgegen.

„Bleib, bleib, — bleiben Sie!" rief Paul, der ihr

plötzlich in den Weg trat, die Arme ausbreitete, sie aber sogleich wieder sinken ließ und mit geneigtem Haupte und flehend gefalteten Händen vor ihr stehen blieb.

Minna wankte zurück und hielt sich an einer Stuhllehne fest; das Kind, erschrocken über diese Scene und die plötzliche Unterbrechung ihres Gespräches mit der neuen Gouvernante, wie über den plötzlichen Abschied, den diese nehmen wollte, weinte laut auf. Paul wagte es nicht, die Wankende zu berühren, er schob ihr nur einen Lehnsessel hin, in den sie zurücksank, während sie ihr Gesicht mit den Händen bedeckte. Paul stürzte ihr zu Füßen und flehte sie an, ihn anzuhören. Der Klang seiner Stimme brachte sie wieder zu sich, sie lächelte einen Augenblick, als ob bei diesem Klange die schönsten Bilder durch ihre Erinnerungen zögen, dann erhob sie sich und sagte abwehrend: „Lassen Sie mich fort — nicht jetzt — ein anderes Mal — vielleicht —“

Sie raffte sich auf, erhob den Kopf und schritt, ohne sich umzusehen, aus dem Zimmer. Paul ließ sich auf denselben Stuhl fallen, den sie eben verlassen hatte; das Kind lehnte sich immer noch weinend an ihn und fragte: „ob die schöne Gouvernante für immer fortgegangen sei?“ Er hob Hortense auf sein Knie und betrachtete ihr Gesicht, das so sehr dem seinigen glich

und das Minna so leidenschaftlich geküßt hatte. Er that dasselbe, aber dießmal küßte er nicht das Gesicht seines Kindes, sondern nur die Stellen, die ihre Lippen berührt hatten. Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihm auf bei der Erinnerung, mit welcher Liebe Minna seine Züge erkannt und mit Liebkosungen überhäuft hatte. Noch liebte sie ihn, er war davon überzengt, und zugleich mit den Vorwürfen, die er sich zu machen hatte, begannen auch die Stimmen der Hoffnung lauter zu sprechen. Er lief mit großen Schritten im Salon auf und nieder und nach weniger Zeit glaubte er schon der Vergebung Minna's sicher zu sein und sie — wenigstens für sein Kind wiedergewinnen zu können. Er schickte die Bonne hinüber in ihr Zimmer, mit der Bitte und Frage, ob er sie besuchen dürfe? Die Bonne brachte eine verneinende Antwort: das Fräulein sei von der Reise zu müde. Ihn aber drängte es, sich vor ihr, soweit er konnte, zu rechtfertigen, und jede Minute, die er noch länger vor ihr in unbekannter, desto größer erscheinender Schuld dastand, war ihm eine drückende Ewigkeit. Er eilte an seinen Pult, holte die Geschichte seines Flüchtlingslebens hervor, die er in Montreux aufgesetzt hatte, und sandte sie durch die Bonne hinüber, zugleich mit einem Billete, in welchem er sie beim Andenken vergangener Tage beschwor, diese

Blätter noch diesen Abend zu lesen. Dann eilte er wieder hinab in die Straßen, über die Brücken, die Quais entlang, und es war ihm zu Muthe, wie einem Angeklagten, der ein Urtheil auf Tod und Leben erwartet. Er kehrte lange nicht zurück, aus Angst vor dem Richterspruche, der über ihm schwebte.

Gegen Mitternacht, da schon das ganze Hôtel in Schlaf und Stille getaucht war, schlich er, an Minna's Zimmer vorüber, nach seinem Salon, wo er sie oder ein Briefchen erwartete. Er fand nichts und er schlich wieder zurück an jene Thüre, wo er nicht den Muth fand anzuklopfen — an die Thüre derjenigen, die er einst sein Weib genannt hatte — und er glaubte noch immer zu wachen, als er schon in Träume gewiegt war, die ihm ein glückliches Leben an der Seite Minna's vorgaukelten.

Paul erwachte, als die Sonne über den Bergen aufging und ihr Kampf mit den Nebeln, in den savoyischen Thälern und auf dem See, jenes ewig wechselnde Schauspiel begann. Paul wollte in diesem Schauspiele ein Vorzeichen sehen; auch sein Glück werde sich, vielleicht noch heute, aus Dünsten und Nebeln, die noch dagegen kämpften, hervorarbeiten. Möchte sie ihm indessen nur auf eine Stunde vergeben, daß er neben ihr am Fenster stehend, dieß unvergleich=

liche Schauspiel betrachten könnte! Dann trat er an das Bett seines Kindes, und wie er in das schlafende, schöne, kleine Gesicht sah, sagte er sich, daß er, wie er Minna kannte, an diesem Kinde, anstatt eines trennenden Hindernisses, einen mächtigen Vermittler besaß, und er weckte es mit einem Kusse. Mit all dem fühlte er sich vorbereitet und stark, um Minna entgegenzutreten und voll Zuversicht sie zu besiegen, zu erweichen. Und in Gedanken immer mit ihr beschäftigt, immer mit ihr sprechend, gingen ihm die Morgenstunden viel rascher hin, als die Zeit in solcher Erwartung hinzugehen pflegt.

Um neun Uhr wollte er bei Minna anfragen lassen, ob sie mit ihm und dem Kinde frühstücken wolle, oder ob er ihr das Kind hinüberschicken dürfe. Aber es war noch nicht neun Uhr, als ihm der Kellner einen Brief überbrachte, den er mit zitternder Hand erbrach und in welchem er las:

„Lieber Freund!

„Ich habe Ihnen nichts zu vergeben; Ihre Leiden waren stärker, als Ihre Liebe. Der Stolz des Weibes aber ist stärker, als seine Leiden. Ob ich sie noch liebe? Erfahren Sie, daß ein weibliches Herz, das sich so hingibt, wie sich das meine hingegeben, sich auch auf Ewig hingegeben hat.

Wohl habe ich gelitten, viel gelitten, aber trösten Sie sich. Jene Tage waren so voll Sonnenschein, daß sie hinreichen, mein Leben bis zum letzten Augenblicke zu verklären. Ich bin dem Schicksale dankbar, wenn es mir außer jenen Tagen auch nicht einen Tropfen Glückes mehr zugemessen hätte. Leben Sie wohl! ich verlasse Sie auf Nimmerwiedersehen. Ihnen hat die Vorsehung einen Vorrath von Glück in die Seele mitgegeben; erschöpfen Sie ihn, bauen Sie sich ein immer neues Glück auf, und daß Sie durch Nichts in seinem Genusse gestört werden, widerhole ich Ihnen, daß ich Ihnen Nichts zu vergeben habe, oder, wenn Sie das Gegentheil glauben, das ich Ihnen von ganzer Seele verzeihe.

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich abgereist. Suchen Sie nicht nach mir, Sie würden mich nicht finden, oder Sie würden mich so finden, wie ich jetzt bin. Seien Sie glücklich!

Minna Bürger."

Paul stürzte augenblicklich hinab zum Portier und in das Bureau, um Erkundigungen einzuziehen. In der That war Minna schon diesen Morgen um sieben Uhr abgereist, und man wußte ihm nicht zu sagen, ob sie sich nach der Schweiz oder nach Frankreich gewandt

hatte. So waren mit einem Male Hoffnungen und Träume vernichtet, die in den letzten Wochen mit seiner Seele in Eins verwachsen waren, und zwar in einem Augenblicke, da er sich ihrer Verwirklichung so nahe glaubte, da er am Beginne eines neuen und schönen Lebens zu stehen wähnte. Seit neun Jahren, in der schönsten Zeit seines Lebens gehörte er einem Dasein an, das ihm von außen aufgedrungen war, an dessen Schöpfung sein eigenstes Wesen so wenig Antheil hatte.

Bei aller Jugendkraft, bei allem Willen hatte er ein wahres Flüchtlingsschicksal, das allerdings viele Menschen mit den Flüchtlingen theilen: er war weder seines Glückes, noch seines Unglückes Schmied. Er fühlte sich als ein Fremdling in seinem eigenen Leben, in seinem eigenen Schicksal, und in dem Augenblick, da er wie ein Bettler vor seiner eigenen Thüre stand, um in sich selbst zurückzukehren, wurde diese Thüre von der geliebtesten Hand vor ihm zugeschlagen. Er war in der That und in jedem Sinne außer sich. Und als ihn Hortense nach der schönen Gouvernante fragte, brach er in Weinen aus und schien es ihm, als wäre auch sein Kind bestimmt, das Glück, die Liebe nur auf Momente kennen zu lernen, um es dann auf schmerzlichere Weise zu entbehren. Diesem Kinde glaubte er es schuldig zu sein, Alles zu versuchen, um Minna's

wieder habhaft zu werden; aber auch sich war er es mehr als jemals schuldig, da Minna in ihrem Briefe von Leiden gesprochen, und das Geheimniß, dessen sein Freund Friese erwähnt, nicht aufgeklärt war.

Er entfaltete eine fieberische Thätigkeit. Sein Kind mußte aufs Beste untergebracht werden, damit er mit Ruhe an die Verfolgung der Flüchtigen gehen könne. Er verschaffte sich warme Empfehlungen an Herrn Rilliet, den berühmten Kinderarzt, daß dieser auf Hortense ein besonderes Auge habe und sie wo möglich jeden Tag besuche; dann schloß er einen besonderen Kontrakt mit Madame Arlot, der Vorsteherin eines Mädchenpensionats, die ihm von den besten Familien Genfs, an die er gewiesen war, empfohlen wurde. Er machte ihr so glänzende Anträge, daß sie auf die Zahl ihrer Zöglinge nicht zu achten brauchte und ihm versprechen konnte, seinem Kinde besondere Sorgfalt zuzuwenden. Auch wurde bedungen, daß für die Bedienung dieses Kindes eine eigene Wärterin, der man vertrauen könne, angestellt werde. Dann erst, nach dieser Seite beruhigt, ließ sich Paul von der Unruhe fortreißen, die ihn in die Ferne trieb. Es schien ihm am Zweckmäßigsten, sich erst nach Deutschland und an die Freunde und Bekannten Minna's zu wenden, um zu erfahren, wohin sie sich wahrscheinlicher Weise ge=

wandt haben mochte? Vielleicht war sie in das Mannheimer Institut, das sie so ungern verlor, zurückgekehrt.

Sechs Tage, nachdem ihn Minna verlassen und zwei Tage nachdem er Hortense bei Madame Arlot untergebracht hatte, überschritt der Flüchtling Paul Eckhardt unter dem Namen Marsilly die deutsche Grenze, um nach Derjenigen zu suchen, die ihn in der ersten halben Stunde seines Flüchtlingsleben gerettet, kennen und lieben gelernt.

7.

An diesem selben Tage ließ sich Mademoiselle Minna Bürger bei Madame Arlot melden. „Madame," sagte sie, „es ist Ihnen gestern ein Kind, Hortense Marsilly aus Avignon, übergeben worden, an welchem ich das größte Interesse nehme. Ich war hieher berufen, um die Pflege und Erziehung dieses Kindes zu übernehmen; gewisse, triftige Gründe, die ich Ihnen verschweige, wenn Sie es erlauben, die ich Ihnen aber auch mittheilen kann, wenn Sie darauf bestehen, hielten mich ab, diese Stelle anzunehmen."

„Mademoiselle," sagte Madame Arlot, „ich begreife sehr wohl — Herr Marsilly ist ein junger, schöner Mann, Wittwer — eine junge Dame, die auf ihren Ruf hält —"

„Vielleicht ist es das,“ fiel ihr Minna ins Wort — „es ist gewiß, daß mir Herr Marsilly sein Kind übergibt, sobald ich es will. Aber ich habe meine Ursachen, mich dieses Kindes auf eine andere Weise anzunehmen. Haben Sie die Güte und lesen Sie diese meine Zeugnisse; Sie werden daraus ersehen, daß ich bereits seit Jahren und zur vollsten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten in zweien der besten Institute Deutschlands als Lehrerin gewirkt habe. Madame, ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie mich als Lehrerin für ihr Institut engagiren. Ich verspreche Ihnen, mich höchst nützlich zu machen. Ich unterrichte in deutscher und englischer Sprache und in andern Gegenständen, die man jungen Mädchen zu lehren pflegt. Ich will Ihnen auch sogleich eine Probe geben, daß ich eine genug gute Musikerin bin, um Ihnen einen Musiklehrer zu ersparen. Verzeihen Sie meine Unbescheidenheit; mein Zweck und die Verhältnisse zwingen mich, so schroff und ohne Umschweife zu Werke zu gehen. Madame, ich biete Ihnen, mit dem Versprechen mich aufs Aeußerste zu bemühen, alle Dienste an, deren ich fähig bin, und zwar ohne den geringsten Sold in Anspruch zu nehmen. Nur zwei Bedingungen erlaube ich mir Ihnen zu stellen. Die erste, daß die Ueberwachung und Pflege von Hortense Marsilly vorzugsweise mir anvertraut werde, und

daß ich in dem Zimmer des Kindes schlafe, und zweitens, daß ich ein anderes Mädchen von acht Jahren, das mir anvertraut ist und für das ich zu sorgen habe, zu mir nehmen könne."

Madame Arlot, bei aller ihrer Vortrefflichkeit und Tugend, war eine Genferin, die sich aufs Rechnen verstand, und hatte außerdem Erfahrung und im Urtheil über Menschen Uebung genug, um sogleich zu erkennen, daß sie hier eine Person vor sich hatte, die, was sie versprach, auch zu leisten vermochte. Sie berechnete rasch, wie viele Lehrer sie, im Besitze einer so gelehrten Deutschen, ersparen könnte, und daß, im Vergleiche zu dieser Ersparniß, die Ausgabe, die ein achtjähriges Kind mehr in einer Pension verursachte, für nichts anzuschlagen sei. Nach nur sehr kurzem Hin- und Herreden schlug sie in die dargebotene Hand Minna's ein und diese ließ ihr Gepäck aus dem kleinen Hotel, in dem sie die letzten Tage gewohnt hatte, herüberbringen.

Während Minna bereits als Lehrerin im Hause der Madame Arlot wirkte, schon eine und zwei Nächte mit Hortense in einer Stube geschlafen und sich das Kind in ihrer Gesellschaft über die Abwesenheit des Vaters getröstet hatte, forschte dieser nach ihr in Mannheim, wo man ihm nichts anderes zu sagen wußte, als

daß Fräulein Minna Bürger als Erzieherin eines kleinen Mädchens nach Genf berufen worden. In Heidelberg erfuhr er von der Frau seines Freundes Friese, daß Minna, bevor ihr der Antrag von Genf aus gemacht worden, die Absicht gehabt, nach England zu gehen und daselbst eine Stelle zu suchen. Es war also wahrscheinlich, daß sie sich jetzt in diesem Lande befinde, und Paul wäre sofort aufgebrochen, um seine Reise dahin fortzusetzen, wenn ihn nicht der Freund, die Erinnerungen an schöne Studentenjahre und vor Allem die wohlthuende Luft der Heimath zurückgehalten hätten. Erst nach mehreren Tagen begab er sich nach Frankfurt, um daselbst bei Anverwandten Minna's, unter dem Vorwande, sie als Gouvernante engagiren zu wollen, nachzuforschen. Er verlor viele Zeit mit Betrachtung jenes alten Hauses in der Nähe der Fahrgasse, in welchem er die glücklichsten Tage seines Lebens verbracht. Er wagte es sogar einmal einzutreten und bis hinauf, bis an die Thüre der Dachstube leise vorzudringen. Er fand sie verschlossen, und es war ihm, als sollte ihm der Weg zu dem Glücke, das ihm Minna allein geben konnte, für immer verschlossen bleiben. Traurig verließ er die Stadt, die in seinem Leben eine so große Rolle spielte, viel trauriger als damals, da er auf dem Wege nach Höchst in der Nacht von Minna

Abschied nahm. Damals fühlte er sich mit ihr auf ewig verbunden; nichts, was trennte, war zwischen ihnen, wohl aber Alles, was zwei junge Herzen vereint. Heute klafften und dehnten sich unbekannte Räume und unbesiegbare Vergangenheiten zwischen ihnen.

In London angekommen, machte er sich vor Allem in der Welt heimisch, die das Gouvernanten=Wesen als ein großartiges Geschäft ausbeutet. Er machte die Bekanntschaft aller Agenten für Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen und aller der respektablen Damen, die von den ersten Monaten des Gehaltes der armen Mädchen leben. Ueberall gab er den Namen Minna's auf, daß man ihn sogleich benachrichtige, sobald sie eintreffe, da sie sich bisher noch nicht gemeldet hatte.

Ungeduldig wartete er Tage und Wochen und eilte er immer wieder in die Bureau's und zu jenen Frauen zurück. Auch in der Welt der Londoner Deutschen machte er sich bekannt, voraussetzend, daß Minna, mit Empfehlungen ausgerüstet, wohl an den Einen oder den Andern gewiesen sein werde. Er schöpfte große Hoffnungen, als er einen Banquier kennen lernte, dessen Tochter in dem Mannheimer Institute erzogen worden und welcher behauptete, daß Minna, mit der man brieflich in Verbindung gewesen und der man sich zu großem Danke verpflichtet fühle, gewiß nicht durch

London kommen werde, ohne die Familie und ihren ehemaligen Zögling zu besuchen.

Von Genf aus bekam Paul, der dort immer seinen Aufenthaltsort angab, die beruhigendsten Nachrichten. Herr Rilliet sorgte auf das Gewissenhafteste für das Kind und Madame Arlot versicherte, daß sie jetzt eine, durch Güte und Liebe ausgezeichnete Person im Hause habe, die das Kind pflege und behüte, wie es eine Mutter nicht besser könnte. Paul dankte dieser Unbekannten aufs Herzlichste, konnte aber, was er der Vergeßlichkeit der Madame Arlot zuschrieb, nie den Namen derjenigen erfahren, der er so viel Dank schuldete und die Madame Arlot nur immer la bonne Demoiselle nannte. Es war eine der Bedingungen gewesen, die sich Minna noch bei Madame Arlot auswirkte, daß sie Herrn Marsilly niemals ihren Namen nennen werde, und daß sie ihr, für den Fall seiner Rückkehr erlaube, sich im Hintergrunde und verborgen zu halten.

Nach langen Wochen vergeblichen Suchens und Harrens in London, erfuhr Paul, daß eine junge Deutsche ähnlichen Namens, der nur leicht von der Engländerin, die ihm die Mittheilung machte, entstellt sein konnte, daß ein Fräulein Burger sich als Gouvernante auf einem gewissen Edelsitze in Schottland be=

finde. Ohne Zögern reiste Paul dahin ab; dort erfuhr er, daß die Familie sich auf den Kontinent, und zwar ins Bad nach Spaa begeben habe. Nach wenigen Tagen war er in Spaa, um sich zu überzeugen, daß er einem Irrlichte nachjagte. War es nicht möglich, daß Minna auf ihrem Wege von Genf nach England, in Frankreich eine Stelle gefunden? Er eilte von Spaa nach Paris, wo er ähnliche Verbindungen anknüpfte, wie in London und unter dem Vorwande, ein Mädchen unterzubringen, alle Erziehungs-Institute besuchte, um sich zu erkundigen, ob nicht ein Fräulein Bürger in einem derselben als Lehrerin angestellt sei. Die leichtsinnige Mittheilung einer deutschen Gouvernante brachte ihn wieder auf falsche Fährte und führte ihn nach London zurück. Er hatte dießmal, bei seiner raschen Abreise, die Veränderung seines Aufenthaltsortes nach Genf zu berichten vergessen, und nachdem er wieder einmal die Provinz durchzogen, kamen ihm die Genfer Briefe, die lange in Paris gelegen hatten, verspätet zu. Einer derselben, der bereits drei Wochen alt war, enthielt die besorgnißerregende Nachricht, daß die Gesundheit seines Kindes, trotz der besten Pflege, schwankend geworden, und daß Herr Rilliet zu einer neuen Luftveränderung rathe. Es sei zwar keine Gefahr vorhanden, aber es gingen jetzt in Genf mancherlei Kinder-

Krankheiten um, die sich an kräftigen Kindern als unschädlich erweisen, aber einem schwächlichen Kinde, wie Hortense, gefährlich werden könnten. Paul machte sich die größten Vorwürfe, daß er, seiner Liebe nachjagend, sein Kind durch mehrere Monate habe allein lassen können. Mit dem Gedanken, von Minna auf immer Abschied zu nehmen, packte er rasch seine Sachen und reiste ohne Aufenthalt in einem Zuge von London über Paris nach Genf.

Je mehr Paul sich der Stadt näherte, in der er sein Kind gefährlich krank zu finden fürchtete, die er unter so großen Aufregungen verlassen hatte, desto lebhafter traten ihm die hier erlebten schmerzlichen Stunden und alle traurigen Möglichkeiten in der Zukunft, vielleicht in der Gegenwart, vor die Seele. Traurige Ahnungen verdichteten sich nach und nach zu einer schweren Beängstigung, zu einem Alp, dem er sich nicht entwinden konnte, und benahmen ihm den Athem. Mein Kind, dachte er, — wenn ich mein Kind verlieren sollte, ich wäre der unglückseligste, der einsamste Mensch auf Erden. Für wen und warum soll ich dann noch leben? Was ist ein Dasein, das nicht Andern gehört? Dann tröstete er sich wieder, daß diese Ahnungen dieselben seien, welche liebende Herzen vor der Rückkehr zu einem geliebten Wesen immer peinigen und die

nichts anderes sind, als die erhöhten Sorgen der Liebe.

So abwechselnd zwischen Selbsttrost und schwarzer Besorgniß kam er in Genf an, fuhr er geraden Weges vor das Haus der Madame Arlot, sprang er aus dem Wagen und mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf. Er riß so gewaltig an der Glocke, daß sie schrill ertönte und ihn selbst mit Entsetzen erfüllte. Erschrocken ließ er den Klingelzug fahren und wartete bleich und zitternd, bis geöffnet wurde. Die Dienerin, die ihn von früher kannte, schrack bei seinem Anblick zusammen und eilte in den Gang zurück.

„Erschrickt sie," fragte sich Paul, „erschrickt sie über mein Aussehen, oder weil sie mir eine Schreckensnachricht zu geben hat?"

Er raffte sich auf und trat in den Salon, wo er ein junges Mädchen fand, das traurig in die Straße hinabsah.

„Kann ich Madame Arlot sprechen?" fragte er rasch.

„Ach nein," erwiderte das Kind, „sie ist nicht zu Hause," und bei diesen Worten fing das Mädchen zu weinen an.

„Wo ist sie? Um Gottes willen, antworten Sie rasch, und was macht die kleine Hortense?"

Das Mädchen weinte noch heftiger und antwortete schluchzend: „Diese eben, unsere kleine Hortense, hat Madame Arlot auf den Kirchhof gebracht."

Paul brach bei diesem Worte bewußtlos zusammen. Als er wieder zu sich kam, fand er die Dienerinnen des Hauses um ihn beschäftigt.

„Mein Kind, mein Kind! mein armes Kind!" rief er verzweifelnd aus, „hätte ich dich doch nie verlassen!"

„Ich versichere Sie, Herr Marsilly," sagte jene Pensionärin, die er im Salon gefunden hatte, „Ihr armes Kind ist auf das allerbeste gepflegt worden; Fräulein Minna verließ sie während der ganzen Zeit ihrer Krankheit auch nicht einen einzigen Augenblick, sie hat wenigstens während acht Nächten an ihrem Bette gewacht."

„Fräulein Minna?" fragte Paul vor sich hin — aber seine Gedanken waren jetzt nicht nach dieser Seite gerichtet — nur nach dem Kirchhofe wollte er, um, wo möglich, sein Kind noch einmal zu sehen. Er raffte sich auf, eilte die Treppe hinab und sprang in den Wagen, der ihn unten noch erwartete. In wenigen Minuten hielt er vor dem Portale des großen Friedhofes. Er wollte sich zum Wagen hinausstürzen, war aber kaum seiner Glieder mächtig und der Kutscher mußte ihm hinabhelfen. Erst als er im Innern des

Friedhofes Menschen sah, war er im Stande, seine Muskeln wieder anzuspannen, um rasch in die Allee einzutreten.

Aber was war das? Aeffte ihn ein Traum? War er seiner Sinne nicht mehr mächtig? War er wahnsinnig? Er fuhr sich mit beiden Händen über die Stirne und drückte die Augen zu, wähnend, daß indeß die Phantasmagorie sich auflösen werde. Aber er öffnete die Augen und er sah noch immer dasselbe. Vor ihm, kaum zehn Schritte vor ihm, zwischen den Blumen der Gräber, stand sein Kind, seine Hortense — ganz und gar seine Hortense, nur kräftiger, gesünder, in vollster Blüthe der Kindheit, und in dieser kurzen Zeit seiner Abwesenheit unverhältnißmäßig gewachsen und entwickelt. Welchen grausamen Scherz hatte man sich mit ihm erlaubt, um ihn auf diese Weise zu überraschen, oder war es doch ein Wahngebilde? Eine Ausgeburt seines, durch den harten Schlag verwirrten Geistes? Er mußte sie fassen und halten, um sich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen, und er stürzte auf sie los und drückte sie in seine Arme. Sie zerfloß nicht wie ein luftiger Geist, sie begann, erschrocken vor seiner Heftigkeit, leise zu weinen.

„O, weine nicht, meine Hortense," rief er außer sich vor Glück, während ihm selbst die Thränen aus

den Augen stürzten, „o, weine nicht, ich will Dich nie wieder verlassen."

Er lag auf den Knieen vor dem Kinde und wiederholte immer wieder: „Nie, nie will ich wieder von Dir gehen!"

Aber das Alles mußte doch ein Traum sein, denn die Allee herab kam Minna, nach der er durch Monate vergebens gesucht hatte. Ihre Augen waren verweint und sie blickte ihm mit unendlicher Milde entgegen, während er sie anstarrte, geängstigt von dem Gedanken, daß er nur träume und zu trauriger Wirklichkeit erwachen werde. Er klammerte sich aufs Neue an das Kind fest, als ob er fürchtete, daß es ihm noch entschwinden könnte.

„Gehe nicht von mir," flehte er, „und ich will Dich auch nie wieder verlassen."

„Nun," sagte Minna unter Thränen lächelnd, indem sie die eine Hand auf seinen, die andere Hand auf den Kopf des Kindes legte, „nun so müssen wir drei schon zusammen bleiben, denn auch ich will mein Kind nie verlassen."

Paul sah sie mit weit offenen Augen an. Sie lächelte und drückte das Kind an seine Brust. Er verstand rasch und umhalste das Kind und nannte es, an den alten theuren Namen gewöhnt und unter dem

Zauber der erstaunlichen Aehnlichkeit, seine Hortense, seine geliebte Hortense.

„Eigentlich Gretchen," berichtigte Minna, „nach dem Namen, den Du mir in Frankfurt zu geben pflegtest — aber es bleibe bei Hortense, wenn so die schmerzliche Lücke besser ausgefüllt ist."

„Wo ist es?" fragte Paul.

Minna nahm ihn an der Hand und zwischen ihr und dem Kinde ging er einem frischen kleinen Grabe entgegen, um welches mehrere junge Mädchen und Madame Arlot beschäftigt waren, es mit Herbstblumen zu schmücken. Paul wollte sich darüber hinwerfen, aber Minna hielt ihn mit beiden Armen fest, ergriff seine Hand und flüsterte ihm ins Ohr: „Wir wollen ja Alles thun, um Dich Deinen Verlust vergessen zu machen und Deine Wunden zu heilen."

Eine Stunde im Leuchtthurm.

Von der Mündung der Loire in den Ozean einige Seemeilen entfernt liegt der traurige Flecken Le Croisic. Die breite Landzunge, deren äußerste Spitze der Flecken einnimmt, ist bis über die kleine Stadt Guerant hinaus kahl wie eine Wüste Afrika's; nur unmittelbar hinter den Häusern Le Croisic's hat man auf angehäufter Dammerde zu Nutz und Frommen der Kurgäste mit Mühe und Noth einige Vegetation hervorgerufen, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht über die Verkrüppelung gebracht hat. Das einzige Produkt dieser Gegend ist das Salz, das die Einwohner gewinnen, indem sie das Seewasser durch kleine Kanäle in seichte Teiche leiten und das Wasser verdunsten lassen. Das so gewonnene Salz wird meist in Le Croisic verladen, und von diesem Handel, sowie von der Sardinenfischerei, die hier aber bei weitem nicht so ergiebig ist, wie weiter im Norden der Bretagne, end=

lich von den Kurgästen, die hier im Sommer die Seebäder gebrauchen, lebt der ganze Flecken und die Umgegend. Aber dasselbe Meer, das auf diese Weise den Anwohnern Nahrung bringt, macht das Land durch die Salztheile, mit denen es die Atmosphäre anfüllt, unfruchtbar und wüstenähnlich. Es ist eine unerquickliche Gegend und von dieser unerquicklichen Gegend aus hat man die Aussicht auf einen unheimlichen, auf einen schauderhaften Punkt im Schooße des Ozeans. Ich mei ne Klippe und Leuchtthurm, welche zusammen Le Four heißen. Der Leuchtthurm hat den Zweck, erstens die gefährliche Klippe selber, auf der er steht, zu beleuchten und davor zu warnen, zweitens den vom weiten Ozean heimkehrenden Schiffen den Eingang in die Loire, in die Häfen von Le Croisic, St. Nazaire und Nantes zu zeigen. Bei gutem Wetter sieht man den Four von Le Croisic aus; aber beim geringsten Winde springen die Wellen an seiner Klippe so hoch auf, das der Leuchtthurm jeden Augenblick verschwindet und daß man ihn vom Ozean begraben glaubt. Die Klippe war, so lange sie den Leuchthurm nicht besaß, eine der gefährlichsten an der Westküste Frankreichs; der Leuchtthurm macht einen öden, unheimlichen Eindruck, der sich noch steigert, wenn man hört, daß er zwei Wächter beherbergt, die ihn nie verlassen können, und die nur alle

vierzehn Tage einmal andere als ihre beiderseitigen menschlichen Gesichter zu sehen bekommen. Es ist diesen Leuchtthurmwächtern nämlich nicht erlaubt, einen Kahn zu besitzen. Man fürchtet, daß sie das Gefühl der Einsamkeit in dieser Meereswüste manchmal mit solcher Gewalt überfallen könnte, daß sie das Weite suchten; oder möchten sie bei Sturmwetter, wenn der Leuchtthurm in allen Fugen kracht und wie ein Baum erzittert, in ihrer Angst im Stande sein, ihren Posten zu verlassen. Der Aufenthalt ist während eines Sturmes so gefährlich, daß man zu dieser Befürchtung berechtigt ist, obwohl der Posten nur erprobten, in vielen Fährlichkeiten gehärteten Männern anvertraut wird. Aber, selbst wenn man ihnen einen Kahn gestattete, es fände sich an der Klippe nicht der geringste Raum, in dem er mit Sicherheit untergebracht werden könnte; sogar bei ruhigem Wetter würde das Fahrzeug von den Wellen an der Klippe zerschellt. Alle vierzehn Tage fährt von Le Croisic aus ein eigens dazu bestimmtes Fahrzeug nach dem Four hinüber, um den Wächtern die nothwendigen Lebensmittel zu bringen. Während der Stunde nun, die das Fahrzeug an der Klippe hält, sehen diese Verbannten andere menschliche Gesichter, als die ihrigen; sonst müssen sie sich mit dem Anblick des unendlichen Ozeans und der Schiffe begnügen, welche sie mit

Hülfe ihres Fernrohres in weite Fernen verfolgen können.

Diese höchst traurigen Posten der Leuchtthurmwächter sind Stellen, die man tapfern, besonders verdienten, alles Vertrauen einflößenden alten Soldaten aufbewahrt; Stellen, mit denen man Verdienste belohnt. Unsre zwei Unglücklichen, Einsamen da draußen, die von beständigen Gefahren hart umdrängt und an ein Gefängniß gewiesen sind, das jeden Augenblick ihr Grab werden kann, sind zwei Männer, die der Staat auf diese Weise belohnt, für deren Alter er sorgt: der Leuchtthurm Le Four ist ein Prytaneum.

Dieß Alles erfuhr ich, als ich im Jahre 1852 einige Zeit in den Seebädern von Le Croisic verbrachte. Ich konnte nie meinen Spaziergang auf der Werfte machen, ohne einen mitleidigen Blick nach dem fernen Four hinüberzusenden. Nach und nach bildete sich in mir ein solches Gefühl der Theilnahme für die beiden verbannten Menschenfreunde aus, daß es geradezu zur Sehnsucht wurde und ich mir vornahm, sie auf ihrer unwirthbaren Klippe zu besuchen. Durch Vermittlung des Doktors wurde mir die Mitfahrt gestattet, als die Schaluppe ihre vierzehntägige Fahrt unternahm.

Die Fahrt dauerte an zwei Stunden. Der Leuchtthurm kam in seiner ganzen Größe erst in nächster

Nähe zum Vorschein, denn die Wellen springen selbst bei nur gering bewegter See rings herum so hoch hinan, daß sie dem Nahenden immer die ganze Klippe und beinahe immer den untern Theil des Gebäudes verdecken. Sei es Ebbe oder Fluth, von einer oder der andern Seite schäumen die Wogen den trotz seiner Kleinheit furchtbaren Felsen hinan. Bei ruhigstem Wetter kann man es sich leicht vorstellen, wie die stürmische See bis an die Laterne hinaufspritzen muß. Der Leuchtthurm ist so gebaut, daß er sich nach oben verjüngt und unten mit der breiten Basis benahe die ganze Klippe bedeckt oder vielmehr umklammert, denn das Gemäuer streckt sich wie ein Baum mit vielen Wurzeln durch alle Risse bis hinab in das Wasser.

Die Schiffer hielten die Schaluppe nur mit Mühe so nahe der Thüre des Thurmes, daß wir hineinspringen konnten; dann wurden die Lebensmittel uns nachgeworfen und im Innern aufgefangen. Die Schaluppe zog sich nach diesem Geschäfte ungefähr hundert Ruderschläge weit zurück, um uns, nämlich den Beamten und mich, auf offener See zu erwarten. Ein alter, freundlicher Mann, der in wasserdichte Lootsentracht gekleidet war, empfing uns im untern Raum und lud uns ein, ihm in den obern nachzusteigen. Vermittelst einer schmalen Treppe, die mehr einer Leiter

glich, kamen wir in ein rundes Gemach, das nicht vier Schritte im Durchmesser hatte. In diesem Gemache fanden wir einen zweiten alten Mann, der ebenso gekleidet war, wie der erste, aber sich von diesem dennoch auf das Wesentlichste unterschied. Der erste, Jean Jacques Olivier, ein kurzer, breitschulteriger Mann, hatte ein arg verbranntes, braunes, dickhäutiges Gesicht voller Falten. Dicke graue Augenbrauen fielen wie starkes Gestrüpp über die Augen und verdeckten sie zur Hälfte, daß man sie hätte für sehr klein halten können, obwohl sie ungewöhnlich groß waren. Der graue Schnurrbart war nur wie eine etwas größere Wiederholung der Augenbrauen. Weißer als Augenbrauen und Schnurrbart waren die Haupthaare, die zum Vorschein kamen, als Jean Jacques Olivier oben im Gemache den breiten Lootsenhut abnahm, und die, kurz geschoren, aber überaus dicht, einen ziemlich großen Kopf bedeckten. Nach dieser Beschreibung wird sich der Leser eine nichts weniger als freundliche Erscheinung vorstellen, aber ich kann ihm die Versicherung geben, daß schon der erste Blick auf diesen alten, gehärteten Kopf die Seele mit wahrem Wohlbehagen erfüllte. Diese von so struppigen Brauen bedeckten Augen blickten mit solchem Wohlwollen, als wünschte der Mann demjenigen, mit dem er sprach, fortwährend etwas

Gutes zu sagen oder zu thun. Und von dem mit dem breiten Schnurrbart bedeckten Munde kam doch ein Lächeln zum Vorschein, das herzgewinnend war — ich möchte sagen, wenn es nicht von einem so rauhen Gesellen sonderbar klänge, daß es bezaubernd war, wie das Lächeln eines liebenswürdigen, liebevollen jungen Mädchens. Wir waren kaum in dem Gemache, als er sich schon alle Mühe gab, es uns bequem zu machen; und wir saßen kaum, als er schon von allen ihren Vorräthen herbeibrachte, um uns zu bewirthen. Es waren nur zwei Gläser da. Er füllte sie mit Rothwein und sie gingen zwischen uns Vieren von Mund zu Munde. Dabei fragte er nach Neuigkeiten aus der Welt, und den Beamten nach dem Wohlergehen seiner Bekannten in Le Croisic. Ich meinerseits hätte gerne Manches über die Lebensweise dieser Einsamen erfahren und ich fing an, den freundlichen Alten auszufragen. Aber er hatte mir auf meine Fragen nur kurze Antworten zu geben und versicherte, daß man sich in dem Leuchtthurme ganz wohl befinde. Nicht ein Wort von den Gefahren, von der Schwierigkeit seines Amtes und nicht ein Wort über die Größe seiner Pflichten und seiner Opfer.

Sein Gefährte Louis Marie war von ganz anderer Art. Seine Gesichtsfarbe war nur oberflächlich wettergebräunt; im Ganzen war sein Antlitz ziemlich

hell und fein, und seinen Haaren, die übrigens dünn um die Schläfe lagen, sah man es noch an, daß sie einst blond gewesen. Alle seine Züge waren feiner und weicher, als bei dem Andern, dagegen zeigte sich von jener unendlichen Freundlichkeit Jean Jacques keine Spur. Louis Marie war schweigsam, zwar nicht düster, aber doch traurig und verschlossen. Er gab sich alle Mühe und hatte offenbar den besten Willen, ebenfalls zuvorkommend und gastlich zu sein, aber er vergaß manchmal die Rolle, die er spielen wollte, hörte nicht auf das Gespräch, versank in sich und brütete. In solchen Momenten hatte Jean Jacques so viel Aufmerksamkeit für ihn, als wäre er ebenfalls einer der Gäste. Er drückte ihm das eine Glas in die Hand, ließ das andere leise anklingen und munterte ihn, indem er ihn beinahe zärtlich beim Namen nannte, zum Trinken auf. Louis Marie erwachte dann wie aus einem Traume und lächelte dem Andern eben so freundlich und liebenswürdig zu, wie dieser beinahe immer lächelte. Und diese Augenblicke waren es, die den Fremden, den er anfangs erschreckt hatte, mit ihm versöhnten, ja auch für ihn einnahmen. Wer die Beiden nur eine halbe Stunde lang mit einiger Aufmerksamkeit beobachtete, mußte sich sagen, daß zwischen ihnen ein eben so eigenthümliches als inniges Verhält-

niß bestehen müsse, und wenn die beiden Leuchtthurmwächter dem Fremden einige Theilnahme einflößten, so freute er sich dieser Entdeckung, denn ihr Loos erschien durch das geheimnißvolle, innige Band, das sie verknüpfte, bedeutend gemildert.

Die halbe Stunde in dem kleinen Thurmgemache verfloß auf die angenehmste Weise. Man aß, man trank, man plauderte, während die Wogen da draußen ihre monotone, doch harmonische Musik machten, und während von Zeit zu Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung, die Fluth benützend, eine ganze Menge von Schiffen der Loire zusteuerten und durch das kleine Fenster mir gegenüber sichtbar waren. Die andere halbe Stunde verstrich mit Besichtigung der Laterne, auf die mich Jean Jacques begleitete, um mir die Einrichtung zu erklären und von der Gallerie aus die fernsten Punkte, die von da sichtbar waren, zu zeigen. Er freute sich mit meiner Freude an der frischen Seeluft, an dem großartigen Anblick des Ozeans und an den Wellen, die uns zu Füßen ihr unermüdliches Spiel trieben. Ich bedauerte, mich dieses Genusses nicht länger freuen zu können und er lud mich freundlich ein, auf dem Leuchtthurme zu bleiben, bis das nächste Schiff wieder komme. Ich hatte aber nicht den Muth, mich nur auf vierzehn Tage auf diese Klippe zu ver-

bannen, auf der mein freundlicher Führer seit beinahe zwanzig Jahren lebte und auf der er, wie er mir sagte, bis zu seinem Tode auszuharren hoffte.

Unsere Zeit war um, wir stießen noch einmal an, die rauhen Hände unserer Wirthe drückten die unsrigen und wir fuhren wieder zurück nach Le Croisic. Ich setzte mich so im Schiffe, daß ich während der ganzen Fahrt mein Gesicht dem Leuchtthurm zukehrte. Jean Jacques hatte mir ein so inniges Gefühl für sich eingeflößt, daß ich mich in der That mit einem gewissen Kummer von ihm trennte. Und nun will ich dem Leser etwas mittheilen, das ihm eigenthümlich und als nicht am Platze erscheinen wird, das ich aber doch nicht verschweigen mag, weil es eine Thatsache ist. Jener Leuchtthurmwächter Jean Jacques Olivier hatte eine erstaunliche Aehnlichkeit mit einem Manne, der mir persönlich theuer war und der gewiß vielen meiner Leser ebenfalls sehr theuer ist: mit dem Dichter Nikolaus Lenau. Ja, trotz der Rauheit seines Gesichtes, der Derbheit seiner Züge, gab ihm der Blick seines dunkelbraunen Auges, sein Schnurrbart, und das höchst merkwürdige einnehmende Lächeln eine ganz überraschende Aehnlichkeit mit jenem edlen Dichter, dessen Blick und Auge und dessen Lächeln Niemand vergessen wird, der sie jemals gekannt hat. Nun sind wir so geartet, daß

wir mit solchen physiognomischen Aehnlichkeiten auch gerne den Glauben an die Aehnlichkeit des Wesens verbinden und daß, wenn uns eine solche Aehnlichkeit an eine geliebte Person erinnert, wir schnell bereit sind, auch die alten Gefühle wieder zu empfinden. Die Aehnlichkeit hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ich mich zu Jean Jacques Olivier so sehr hingezogen fühlte, doch aber glaube ich, daß er, wie er einmal war, auch ohne diesen Umstand auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben würde. Ich konnte während der Rückfahrt und während des ganzen folgenden Tages nur an ihn, an sein Amt und an sein Schicksal denken und ich konnte ferner nicht umhin, mir einzubilden, daß dieser Mann irgend eine bedeutendere Geschichte haben müsse, oder wenn nicht eine bedeutendere Geschichte, doch jedenfalls irgend ein bedeutendes, inhaltsvolles Wesen.

Ich theilte dem Doktor, mit dem ich vertraut war und dem ich die Fahrt zum Leuchtthurme verdankte, meine Gefühle mit und er erwiderte lächelnd: Nun, wenn die Geschichte der beiden gerade keine weltbewegende ist, vielleicht nicht einmal eine bedeutende, so ist es doch eine Geschichte. Sie sollen selber urtheilen. Ich bin vielleicht im Stande, diese Geschichte ausführlicher zu erzählen, als irgend ein anderer Bewohner Le Croisics.

Als ich vor mehr als zehn Jahren als junger Arzt in diese Gegend zurückkehrte, schämte ich mich meines gezwungenen Müssigganges, da ich nicht einen einzigen Kranken hatte, und ich ergriff mit Eifer die Gelegenheit, mich auf einige Zeit zu entfernen, als es hieß, daß einer der beiden Leuchtthurmwächter sich schwer verwundet habe und daß dort drüben ein Arzt nothwendig sei. Ich verbrachte volle vierzehn Tage auf dem Four. Der Verwundete war Louis Marie, und es fiel mir gleich bei meiner Ankunft auf, mit welcher Sorgfalt, ja Zärtlichkeit, ihn sein Gefährte pflegte. Der Kranke hatte auch keine andere Pflege gewünscht, und dieß war die Ursache, warum er nicht ans Land gebracht wurde und warum der Arzt zu ihm hinüber mußte. Jean Jacques Olivier gewann mein Herz so schnell, wie er gestern das Ihrige gewonnen. Bei einem Zusammenleben auf einem so engen Raume und an einem Krankenbette mußte sich zwischen uns Beiden bald eine große Vertraulichkeit herstellen. Jean Jacques zeigte mir neben dem Wohlwollen, das er Jedermann entgegenbringt, viel persönliche Freundschaft, die aus der Dankbarkeit für die Pflege seines Freundes hervorging und für den guten Willen, mit dem ich mich allen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Leuchtthurm unterzog. Was hatten wir

Anderes zu thun, als zu plaudern und einander Geschichten zu erzählen. Ich fand in der Unterhaltung Jean Jacques' einen so wohlthuenden Reiz, daß ich selbst die Nächte mit ihm auf der Gallerie an der Laterne verbrachte, und da, in dieser doppelten Einsamkeit der Nacht und des Ozeans, erzählte er mit offenem Herzen Manches, was er mir wohl auf dem Festlande oder unten in der Enge des Thurmgemaches selbst bei größerer Freundschaft nicht vertraut haben würde. Manches erfuhr ich auch hier in Le Croisic, und so, glaube ich, bin ich mit der Geschichte dieser beiden Greise bekannter als viele Andere. Machen wir einen Spaziergang auf die Werfte, dort überblicken wir den Hauptschauplatz dessen, was ich Ihnen erzählen will.

Der Doktor faßte mich am Arme, wir wanderten auf die Werfte und er begann: Jean Jacques Olivier und Louis Marie sind hier in Le Croisic geboren und zwar zur Zeit, als die große französische Revolution in höchster Blüthe stand. Sie sind Kinder zweier Freunde, zweier Salinenarbeiter, deren Freundschaft damals so sprichwörtlich war, wie es später die Freundschaft ihrer Söhne wurde. Beide Kinder wurden sehr frühe und gleichzeitig verwaist, denn ihre Väter nahmen Theil an der Chouanerie, die man hier „den

großen Krieg“ nennt, und Beide fielen am selben Tage in der Nähe von Nantes von den republikanischen Kugeln. Nur der eine der beiden Knaben, Jean Jacques, hatte noch eine Mutter; diese nahm sofort den andern in ihre Hütte, um auch ihn mit der schweren Arbeit in der Saline zu ernähren. Sie lebte nicht lange unter dieser Last, und Niemand hier in Le Croisic wird Ihnen zu sagen wissen, wie sich die beiden verlassenen Knaben forthalfen, wie sie nicht dem Elende erlagen. Die Zeiten waren derart, daß man die Bewohner Le Croisic's, welches damals ein elendes Fischerdorf war, nicht anklagen darf, die verwaisten Kinder ihrem Schicksale überlassen zu haben. Die Chouanerie hatte viele Familien um ihre Väter gebracht, die Kriege der Republik und des Kaiserreichs brachten sie um die jungen, arbeitsfähigen Männer, und die Engländer, die Frankreichs Schifffahrt vernichteten, blokirten alle Küsten und hätten diese auch ohne alles vorhergegangene Elend in Armuth gestürzt. Von den Kindern weiß man nur, daß man sie in jener Zeit immer zusammen gesehen, daß sie fischten, Krebse fingen und dergleichen, daß sie jeden Bissen mit einander theilten und unzertrennlich waren. Endlich, in einem gewissen Alter, findet sich der Eine in einer Schlosserwerkstätte, der Andere hilft einem Fischer und so ist mit achtzehn

oder neunzehn Jahren Louis Marie Schlossergeselle, während Jean Jacques die meisten Nächte auf der See oder in der Loiremündung verbringt. Aber Beide bewohnen noch immer dieselbe Hütte. Sehen Sie, dort links von der Saline stand diese Hütte, die Schlosserwerkstätte da, wo sie jetzt noch steht; Sie können sie von hier aus sehen, denn sie beherrscht den ganzen Flecken. Aber dort weit nach Osten steht noch eine Hütte, einsam, hart am Meeresufer — gehen wir einige Schritte weiter und Sie werden auch diese Hütte sehen können. Sie bemerken die vielen Netze, die dort ausgespannt sind; sie ist heute wie damals von einem Fischer bewohnt. Mit diesem Fischer in Gemeinschaft trieb Jean Jacques sein Gewerbe, und dieser Fischer hatte eine Tochter, Anna, die für das schönste Mädchen nicht in der Umgegend, sondern in der ganzen Bretagne galt. Sie wissen, daß in der Bretagne der Volksgesang noch nicht ausgestorben ist, daß er sich jedes schönen oder merkwürdigen Gegenstandes bemächtigt, um ihn in Balladen und Liedern zu verherrlichen. Er wächst aus dem Boden heraus, man kennt äußerst selten die Verfasser der Lieder, aber diese selbst verbreiten sich mit zauberischer Schnelligkeit und manche von ihnen leben dann, von der offiziellen Literatur kaum gekannt, im Munde des Volkes unsterblich fort. Nun

wohl — sehen Sie sich diese Fischerhütte näher an; sie ist von der Poesie verklärt, wie selbst wenige historische Punkte in der Bretagne, und diese Verklärung dankt die unscheinbare Muschel der Perle, die sie in sich geschlossen jener Anna. Ich will Ihnen, wenn Sie mir morgen zum Kaffee wieder das Vergnügen machen, von meiner Magd einige Lieder singen lassen, deren Gegenstand jene Anna ist. Wenn nun Jean Jacques mit seinem Meister von der See heimkehrte und in jener Hütte von jenem Gegenstande der Poesie empfangen wurde, wenn ihm nach der Oede des Meeres solche Augen entgegenleuchteten, eine solche Wirthin den Tisch deckte — wie sollte ein Herz wie seines widerstehen? Louis Marie, wenn die Schlosserwerkstätte geschlossen war, ging geraden Weges hinaus zum Fischer, um daselbst seinen Freund zu erwarten und zu seinem Unheil oder zu ihrer beider Unheil, sah er so das schöne Mädchen ebenfalls zu oft. Mit einem Worte, die beiden Freunde hatten das tragische Schicksal, dasselbe Mädchen zu lieben. Nach Allem, was ich von Jean Jacques selbst und von Andern gehört habe, war Anna allerdings ein Geschöpf, das selbst ohne ihre außerordentliche Schönheit alle Liebe verdient hätte. Die sich ihrer erinnern, wissen noch heute von ihrer Anmuth und ihrem vortrefflichen Herzen nicht schön genug

zu singen und zu sagen und es ist auch bezeichnend, daß die Lieder, die auf sie gedichtet wurden, obwohl offenbar von ihrer Schönheit angeregt, gerade von dieser am wenigsten sprechen, wohl aber von dem Behagen, das man empfand, sobald man in ihre Hütte trat, von ihrer Güte für alle Welt und von allerlei guten Thaten, die sie mit Muth oder mit Selbstverleugnung verrichtete.

Den beiden Freunden war es bald kein Geheimniß, daß sie beide das Mädchen liebten; damals hatten sie eben noch keine Geheimnisse vor einander; bald aber wurde es Jean Jacques auf offener See unheimlich, wenn er dachte, daß jetzt Louis Marie bei Anna sein könnte, und Louis Marie wurde es in der Schlosserwerkstätte zu heiß, wenn es draußen stürmte und er sich sagte, daß heute die Fischer nicht auslaufen und daß Jean Jacques, mit Anna an demselben Netze strickend, seinen Tag in der Fischerhütte zubringe. Der Eine zog oft vor der Zeit die Netze aus dem Wasser und lenkte eiligst seinen Kahn dem Ufer zu, und der Andere warf oft vor Feierabend Hammer oder Feile hin, um in die Fischerhütte zu eilen. Von der Schlosserwerkstätte aus konnte Louis Marie den ganzen Küstenstrich beobachten; er sah den Kahn, sobald er zum Lande zurückkehrte, und er war an den Strand hinabgeeilt,

bevor der Kahn anlegen konnte. Beide Nebenbuhler waren nur ruhig, wenn Jeder den Andern von Anna getrennt wußte oder wenn sie beide zugleich, Einer den Andern überwachend, bei ihr waren. Jean Jacques sagte mir, er habe viele Leiden erlebt und viel Schreckliches mit angesehen, da er auch den russischen Feldzug mitmachte, aber die traurigste, die ödeste und härteste Zeit seines Lebens sei diese gewesen, als er seinen Freund, den einzigen Menschen auf Erden, der zu ihm gehörte, als seinen Nebenbuhler zu fürchten anfing, ohne zu wissen, welchem von Beiden Anna den Vorzug gab. Aus dieser Furcht wurde bald ein stiller Haß, den sich beide selbst nicht zu gestehen wagten. Noch wohnten sie zusammen, aber sie legten sich stumm zu Bette, standen stumm auf und gingen von einander und grüßten sich nur, um nicht auch ohne Gruß von einander zu gehen. Louis Marie erinnerte sich plötzlich, daß die Hütte an der Saline nicht ihm gehörte, daß er die Wohlthat, in dieser Hütte beherbergt zu werden, lange genug genossen und er verließ sie, um eine Dachstube über der Schlosserwerkstätte zu beziehen. Von dieser Dachstube aus sah er noch besser nach der Fischerhütte und überwachte mit noch größerer Bequemlichkeit das Meer. Die Wohnungen der beiden Freunde waren nur durch einen Raum von hundert Schritten getrennt,

aber ihnen war schon zu Muthe, als wären sie durch viele Meilen und durch lange Zeiten von einander geschieden.

Was aber wollte nun Louis Marie in der Fischerhütte, da er den Freund nicht mehr dort erwartete? Jean Jacques sagte sich, daß er nur als sein Freund dahin gekommen war; nunmehr er sich von ihm getrennt und die alte Freundschaft selbst begraben, was hatte er noch dort zu thun? Es schien Jean Jacques eine treulose Heuchelei, daß der Andere noch so that, als ob er seinetwegen dahin käme und die Eifersucht wuchs in seinem Herzen um so rascher, als er zu so häufigen Trennungen gezwungen war und oft Tage lang auf offener See verbringen mußte, allein mit dieser Eifersucht, allein mit dem Gedanken, daß jetzt Louis Marie glücklich in der Fischerhütte an Anna's Seite sitze. Louis Marie hatte es gut. Er sah den Kahn heimkehren und er war da, bevor Jean Jacques den Fuß auf die Schwelle setzte. Louis Marie war jedenfalls der Glückliche, er triumphirte und wie sollte ihm der Einsame draußen auf dem Meere diesen Triumph vergeben?" „O," rief Jean Jacques aus, als er von diesen Leiden erzählte, „was habe ich damals in der Einsamkeit des Meeres, nur von Gott gesehen, durchgemacht! Gewiß, der Kahn wäre eines Tages ohne

Fischer von den Wellen ans Ufer gespült worden, ich hätte mich in die Tiefe des Meeres gestürzt, wenn mich nicht die Hoffnung, daß Anna vielleicht doch mich liebte und mehr noch — ja ich gestehe es — wenn mich nicht die Lust nach Rache an meinem Nebenbuhler, am Leben erhalten hätte. Er sollte glücklich sein, während ich mich auf öder See herumtrieb! Diese See hatte ich einst geliebt; jetzt haßte ich sie, wie ich überhaupt alles haßte, nur nicht Anna."

Jean Jacques bemerkte es bald, daß Louis Marie seine Heimkehr belauerte und er richtete sich so ein, daß er in der Nacht heimkehrte. Er ging in seiner Vorsicht so weit, den Kahn nicht an der Fischerhütte anzulegen, sondern in den Hafen zu fahren und von da aus zu Fuß nach der Fischerhütte zu wandern. Er wußte eigentlich selbst nicht, warum er so that; aber auf dem Meere hatte er so vielfache schwarze Gedanken, träumte so manche Möglichkeiten, daß es ihm zu seiner Beruhigung nöthig schien, die Fischerhütte in der Nacht zu überraschen. Es war nach Mitternacht. Sie können den Weg, den er einschlug, von hier aus verfolgen. Obwohl es ziemlich dunkel war, fürchtete er doch, auf seinem Spähergange gesehen zu werden und er verließ den Pfad, der von Le Croisic geraden Weges zur Fischerhütte führt und ging, die Ebbe benützend, am

äußersten Rande des Ufers hier um dieses kleine Vorgebirge, dann an den Dünen vorbei, dort am Eingange in den kleinen Golf, in dessen Hintergrunde Anna wohnte. Rechts hatte er das Meer, links das genug hohe Ufer und die Dünen, und so konnte er ungesehen, wie in einem Laufgraben, bis an die Hütte gelangen. Während dieses Weges wurde es ihm immer gewisser, daß er Louis Marie dort finden werde, vielleicht sogar bei Anna in der Stube. Und wenn auch nur in der Nähe der Hütte! — schon dieser Gedanke war hinreichend, ihm das Blut in den Kopf zu treiben. Was hatte er in der Nacht dort zu thun? Und wenn er nichts anderes da zu thun hätte, als ihn, Jean Jacques, zu überwachen, so reichte das schon hin. Die beiden sahen einander längst nicht mehr als Freunde an; sie betrachteten einander, wie sich zwei Bretonen betrachten, die Nebenbuhler sind. Solche zwei Bretonen, wenn sie einander begegnen, fahren beide unwillkührlich mit der rechten Hand die Seite hinab bis an die Tasche, wo das kurze breite Messer steckt. Mit der Hand an diesem Messer kam Jean Jacques an der Hütte an. Aber da war es so still; nichts war zu hören, als das Gelispel der Welle, die sich weit zurückgezogen hatte, und das leise, feine Rauschen des Nachtwindes, der durch die ausgespannten Netze zog. Jean

Jacques ging mehremale ums Haus, spähte in jeden Winkel und entdeckte nichts. Dann zog er die Schuhe von den Füßen, stieß leise ein kleines Fenster auf und stieg in das Innere der Hütte. Der Vater war abwesend in Nantes, das wußte er. Desto vorsichtiger mußte er sein, um Anna nicht zu wecken, die ihm den nächtlichen Besuch während der Abwesenheit des Vaters nicht vergeben hätte. Er wußte, was er wagte, aber er konnte nicht anders, er mußte sich beruhigen mit einem Blicke in das ruhige und unschuldsvolle Gesicht der Geliebten. Auf den Zehen schlich er an das Fenster, um die Schürze, die davor hing, abzunehmen und das Mondlicht, das ihm leuchten sollte, hereinzulassen. Dann schlich er an die Vertiefung, eine Art von Koje, in welcher ein alter, zu einem Bette eingerichteter Kahn stand, der Anna zum Lager diente. Da lag sie, fest und gesund schlummernd, und in jedem ihrer Arme lag eines ihrer kleinen Geschwister, denen sie die Mutter ersetzte. Bei diesem Anblicke fuhr Jean Jacques erschrocken zurück. Es war nicht mehr die Angst, sie zu wecken, aber es war ein heftiger Biß seines Gewissens wegen der Gedanken, deren er sich fähig wußte, sobald er von ihr entfernt war. Eilends verließ er die Hütte wieder und lief desselben Weges zurück gegen Le Croisic. Aber dort, wo die Düne sich so sehr aufhäuft und den

Weg verengt, stieß er plötzlich mit Jemand zusammen, der ihm eben so eilig entgegen kam. Er wußte im Augenblick, daß es Louis Marie war, mit dem er zusammenstieß, und wie es ihm Gewohnheit geworden war, beim bloßen Gedanken an Louis Marie nach dem Messer zu greifen, so fuhr er jetzt auch im Momente des Zusammenstoßes mit der Hand nach dem Griffe; der ganze Grimm, der ihn vorhin auf dem Wege nach der Fischerhütte erfüllte, kam verdoppelt zurück, und mit dem Rufe: Elender, gehst du hin, um ihren heiligen Schlaf zu stören? führte er den Stoß gegen seinen ehemaligen Freund.

Ach, Jean Jacques! ächzte Louis Marie, während er zusammensank.

Jean Jacques fühlte seine Hand plötzlich von einer großen Wärme übergossen. Er griff mit der andern darnach — es war Blut. Hatte er seinen Freund ermordet? Schon kniete er neben ihm im Sande und blickte in das todtenblasse Gesicht. Louis Marie lag da wie ein Todter, und dieser Anblick wischte alles weg, was er in diesen letzten Monaten gefühlt und erlebt hatte. Er sah nur noch den sterbenden Freund, die ganze alte Liebe kehrte mit der Kraft der Verzweiflung zurück. Er sprang wieder auf und eilte den

Wellen zu, um den Mörder im Ozean zu begraben. Aber vielleicht war der Freund noch nicht todt? In der That hörte er seinen Namen rufen, als ob sein Opfer zu ihm um Hilfe flehte. Er eilte wieder zurück, hob den Blutenden auf seine Arme und trug ihn laufend in seine Hütte, in dieselbe Hütte, in der sie in Elend und in Freundschaft so viele Jahre verlebt hatten.

Die Blutspuren am Ufer hatte die Fluth am andern Tag getilgt, und so war auch der Haß, war die Eifersucht zwischen den beiden Freunden, zwischen dem Kranken und seinem Wärter, getilgt. Die Wunde war nicht gefährlich und schloß sich bald unter der unausgesetzten Sorgfalt Jean Jacques' und schon nach vierzehn Tagen sah man die Beiden unzertrennlich und vertraut, wie ehemals. Nur gemeinschaftlich gingen sie noch zu Anna und sie hatten jetzt das Glück gewonnen, einer dem andern von seiner Liebe sprechen zu können. Es stand zwischen ihnen fest, daß sie es, in ihr Schicksal ergeben, abwarten wollten, welchen von Beiden Anna wählen würde. Aber wie sollte sie wählen, da sie die Liebe Beider kannte und ihre neue Freundschaft durch die Wahl wieder zu zerstören fürchtete? Sie schwieg; auch die beiden Freunde schwiegen

ihr von ihrer Liebe und so verstrich eine lange glückliche und unglückliche Zeit.

Da kam der Kaiser wieder mit seinen nicht enden wollenden Aushebungen. Die große Armee, der Feldzug nach Rußland wurde vorbereitet. Beide Freunde mußten nach Nantes zur Ziehung. Andern Tages kamen sie beide gleich traurig zurück; Jean Jacques hatte eine gute, Louis Marie eine schlechte Nummer gezogen. Eine schlechte Nummer bedeutete in jener Zeit beinahe so viel wie ein Todesurtheil. Sie kamen auf ihrem Kahne zurück und landeten, wie sie es versprochen hatten, vor der Fischerhütte. Anna stand erwartend vor der Thüre. Mit angestrengten Augen sah sie den Ankommenden entgegen und wartete nur so lange auf der Schwelle, bis sie so nahe waren, daß sie die Nummern auf ihren Hüten erkennen konnte. Dann erhob sie die Arme, schlug die Hände zusammen und eilte in die Stube zurück. Die beiden Freunde eilten ihr nach und fanden sie bewußtlos auf dem Boden liegend. Louis Marie wollte sie aufheben, aber Jean Jacques hinderte ihn daran, zog seine Hände mit sanfter Gewalt zurück und ihn selbst wieder hinaus vor die Thüre. Nun, sagte er lächelnd, obwohl mit blassem Gesichte und mit zitternder Stimme, nun bedarf es

keiner weitern Erklärung; nun wissen wir, welchen von Beiden sie liebt. Du, Louis Marie, darfst jetzt nicht fort, Du mußt bei ihr bleiben, sie heiraten und sie glücklich machen. Du mußt einen Stellvertreter haben.

Einen Stellvertreter! sagte der Andere achselzuckend, und er hatte Recht, die Achsel zu zucken. Ein Stellvertreter wurde in diesen blutigen Tagen mit Tausenden von Franken bezahlt und er hatte gerade so viel, als er als Schlossergeselle verdiente. Der Stellvertreter, sagte Jean Jacques, ist gefunden.

Wozu soll ich Ihnen, fuhr der Doktor fort, noch weiter auseinandersetzen, welch' ein Opfer Jacques dem Freunde und der Geliebten brachte — genug, er zog für ihn in den Krieg, nachdem er sich hatte versprechen lassen, daß Freund und Geliebte sich bald verheiraten und in Liebe seiner gedenken werden.

Es beginnt jetzt im Leben Jean Jacques' eine große Odyssee, die aber nicht zu unserer Geschichte gehört, eine Odyssee, wie sie damals viele Söhne Frankreichs durchzumachen hatten. Er war in Rußland und kam mit dem Leben davon; er machte die deutschen Feldzüge, die französischen, und dann die hundert Tage mit. Nach dem zweiten Sturze Napoleons verbrachte

er den Rest seiner Dienstjahre in entfernten Garnisonen. Seine acht Jahre waren um und er hätte wieder heimkehren können, aber er wußte, daß seine Liebe zu Anna dieselbe war, wie ehemals und er traute sich den Muth nicht zu, nicht die Stärke, sie in den Armen eines Andern sehen zu können. Er wußte, daß sie glücklich waren und er hatte sich geschworen, nicht heimzukehren, so lange er noch einen Funken von Liebe in seinem Herzen fühlte. Wie ein Gespenst verfolgte ihn die Erinnerung an die Zeiten, die er in Haß und Eifersucht auf offener See verbrachte; an jene Gefühle, die ihn so weit brachten, daß er eine mörderische Hand gegen seinen Freund erhob. Er war sich dessen bewußt, daß er aller dieser Gefühle noch heute fähig war, denn sie wurden in der Erinnerung eben so lebendig, wie sie es damals gewesen. Nach abgelaufener Dienstzeit war es ihm als einem Fischer von den Küsten der Bretagne leicht, in die königliche Marine aufgenommen zu werden und als Seemann machte er mehrere große Reisen in die verschiedensten und entferntesten Länder der Erde mit. Auch diese Dienstzeit war vorüber und dieselben Ursachen hielten ihn noch immer von der Heimat ferne. Wie sehr er sich sehnte, die Küsten der Bretagne wieder zu sehen, die er vor so langer,

langer Zeit verlassen, dennoch zog er es vor, mit der Besatzung am Senegal zu bleiben, wo Frankreich, das so viele Kolonien verloren hatte, sich zu befestigen und eine neue Kolonie in Blüthe zu bringen suchte.

So waren seit seiner Trennung von dem Freund und der Geliebten über zwanzig Jahre verstrichen. In Frankreich hatte sich indessen viel geändert; die Bourbonen waren verjagt und der Krieg gegen Algier wurde von der neuen Regierung mit Kraft fortgesetzt. Jean Jacques war noch immer Soldat und wünschte an diesem Kriege gegen die Barbaresken theilzunehmen. Er erhielt die Erlaubniß, kam nach Algier und schlug sich tapfer in verschiedenen Gefechten. Dort aber erhielt er die Nachricht von dem Tode Anna's und von dem Trübsinn, in welchen Louis Marie seit ihrem Tode versunken war. Wie ihn diese Nachricht erschütterte, darüber sagte mir Jean Jacques kein Wort. Er ist nicht der Mann, um über dergleichen zu sprechen. Aber er nahm seinen Abschied und eilte nach Le Croisic zurück.

Er fand Louis Marie nicht mehr im Orte. Die neue Einrichtung des Leuchtthurmes hatte es nothwendig gemacht, dem einen Wächter einen Mechaniker

oder Schlosser beizugeben, der die nothwendigen Verbesserungen sogleich vornehmen könne. Louis Marie war gleich bereit, sich in die Einsamkeit des Leuchtthurmes zurückzuziehen und er bekam diese Stelle sehr leicht, da er nicht einen einzigen Mitbewerber hatte. Welcher Arbeiter, der sich auf dem Festlande ehrlich ernähren kann, wird sich freiwillig in diese schreckliche Gefangenschaft begeben? Aber Louis Marie hatte auf dem Festlande nichts mehr zu suchen; denn dieses hatte für ihn nur noch ein Grab, das sein Weib und ein Kind umschloß. Jean Jacques kam mit dem Grade eines Sergeant-Major zurück, außerdem mit einem Orden und den ehrendsten Zeugnissen. So ausgestattet hatte er die Wahl unter den besten Stellen, die man alten und verdienten Soldaten aufbewahrt. Auch bewarb er sich sofort um eine derselben in Nantes, um eine sorgenlose einträgliche und ruhige Stelle, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Aber einmal im Besitze derselben, bot er dem Leuchtthurmwächter, dem Gefährten Louis Marie's, ebenfalls einem alten Soldaten, einen Tausch an, den dieser natürlich anzunehmen sich beeilte. Jean Jacques bezog also den Leuchtthurm, um seinem alten Freunde Gesellschaft zu leisten und da sitzen nun die beiden alten Knaben seit zwanzig Jahren.

Fragen Sie mich nun, wie die Beiden die unendlich

lange Zeit da verbringen, so ist die Antwort einfach diese: Louis Marie erzählt von seinem gestorbenen Glücke und Jean Jacques hört zu — so treiben sie es seit zwanzig Jahren und werden dieses Treibens nicht müde und empfinden die Last der Einsamkeit nicht im Geringsten. So haben sich beide noch so viel des Glückes gerettet, als sie zu empfinden im Stande sind, als sie beide überhaupt noch wünschen.

Nein.

Der österreichische Regierungsrath Joseph v. Wipplingen war ein dunkler Ehrenmann, der mit den Kämpfen und Schwierigkeiten des Beamtenlebens auf so anständige Weise als möglich fertig zu werden suchte. Er war rechtschaffen genug, um aus seinem Amte nicht mehr herausschlagen zu wollen, als den gesetzlichen Gehalt, und hatte doch eine Familie von sechs Kindern zu ernähren — abgesehen davon, daß er der Würde seiner Stellung und den Konvenienzen manches kostspielige Opfer bringen mußte. So legte er sich denn von jeher auf eine anstandsvolle Sparsamkeit, nicht um einen Nothpfenning zu erübrigen, sondern um im gegebenen Falle bei der Versorgung seiner Kinder irgendwie, und sei es mit noch so Wenigem, beispringen zu können, und er leistete das Unglaubliche. Nach einer dreißigjährigen Beamtenlaufbahn hatte er an zwanzig Tausend Gulden zurückgelegt, welche in Verbindung

mit den dreißig Tausend, die ihm seine verstorbene Selige zugebracht, das schöne Sümmchen von fünfzig Tausend Gulden Konventionsmünze ausmachten. In seinem Sparsamkeitssystem, in Aufrechthaltung eines anstandsvollen äußeren Scheines, wie in Erziehung seiner Kinder wurde er durch seine älteste Tochter Therese, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, aufs Kräftigste unterstützt. Sie ersetzte den jüngern Geschwistern die nunmehr seit vier Jahren verstorbene Mutter; sie ersparte viel Unterrichtshonorar, indem sie ihr schönes, halb mit natürlicher Wißbegierde, halb mit vollem Bewußtsein aus Rücksicht für die jüngern Geschwister erworbenes, reiches Wissen zur Belehrung derselben benützte; sie endlich leitete den ganzen Haushalt so, daß er, bei aller Einschränkung, diese nicht fühlbar machte und sich mit Ehren vor der Welt sehen lassen konnte. Es war ein vortreffliches Mädchen und die entfernte Wohnung in der Reißnergasse, einer unvollendeten Straße der Vorstadt Landstraße, die eben aus ökonomischen Rücksichten gewählt worden, war kein Scheffel ihres Lichtes. Man kannte sie und ihre Vorzüge in der Residenz, besonders in der höhern Beamtenwelt, zu der sie gehörte. Freilich trug zu diesem rühmlichen Bekanntwerden die schöne Hülle ihrer Tugenden viel bei, denn bei Therese hielten die äußeren Vorzüge

den inneren das Gleichgewicht; sie war eben so schön, als sie ein vortrefflicher Charakter war. Eine fortwährende ernste Beschäftigung, ein inhaltsvolles Leben, Sorgen und Arbeit ließen jene Eitelkeit nicht aufkommen, die der Schönheit mehr schadet, als sie ins Licht stellt, und gaben ihrem Auftreten eine gewisse Ruhe und Würde, die demjenigen, dem sie gefiel, auch zugleich jene Bürgschaft und Beruhigung für die Zukunft bot, die man einer Schönheit gegenüber immer zu haben wünscht.

Es ist natürlich, daß Theresens Werth in der Familie und im Kreise der intimsten Freunde, die ihr Wirken und Entsagen mit ansahen, zuerst gewürdigt wurde. Nächst ihrem Vater, der sie wahrhaft hochschätzte, sie wie ein dankbarer Freund behandelte, sie gewähren ließ und bei jeder wichtigen Familienangelegenheit zu Rathe zog, war es ein junger Ingenieur Namens Edmund Siebold, der sich von aufrichtigster Verehrung zu ihr hingezogen und von ihr entfernt fühlte. Edmund stand ehemals unter der Vormundschaft des Regierungsraths und wurde im Hause wie ein naher Anverwandter behandelt. Je weniger Geheimnisse man vor ihm hatte, desto mehr war er im Stande, Therese zu beurtheilen, und alles Lob, das man ihr spendete, zwang ihm nur ein Lächeln ab, das

so viel sagen wollte, als: Wenn Ihr sie erst kennen würdet wie ich! Edmund war kaum fünfundzwanzig Jahre alt und es war natürlich, daß sich die anziehende und entfernende Verehrung, ehe er sich dessen versah, in Liebe verwandelte. Diese Entdeckung machte ihn beinahe unglücklich. Er war arm; die kleine Erbschaft, die ihm seine Eltern hinterlassen, war auf die praktische Erziehung, die ihm Herr v. Wipplingen hatte geben lassen, verwendet worden, und er konnte Theresen nicht das Loos bieten, das sie verdiente; und wenn er es gekonnt hätte — seine Bescheidenheit sagte ihm, daß er ein solches Weib nicht verdiene; daß ihre Hand von einem gerechten Schicksal einem ganz anderen Manne, einem mit ganz anderen Glücks- und Geistesgaben ausgestatteten Glücklichen aufbewahrt sein müsse. Er schwieg, und weder er noch irgend Jemand aus der nächsten Umgebung Theresens hätte sagen können, ob sie seine Neigung jemals errathen habe oder nicht.

Indessen wurde Therese, wie sich zeigte, auch bald in weiteren Kreisen anerkannt. Mit Genugthuung bemerkten ihre Freunde, mit Neid verheirathungslustige Mütter, welche Töchter zu vergeben hatten, aber Niemand mit Verwunderung, daß Baron Oskar v. Bäumen Theresen überall auszeichnete, und bald erfuhr man, daß er sich, nachdem er sie auf mehreren Soiréen ge-

sehen und gesprochen, dem Regierungsrath vorstellen und in sein Haus einführen ließ. Oskar v. Bäumen war eine der glänzendsten Partieen dieser ganzen höheren Beamtenwelt. Er war ein hübscher Mann, von feiner Bildung, ausgezeichneten weltmännischen Manieren, erfreute sich des Rufes der besten und geordnetsten Lebensweise, war bei seinen Vorgesetzten bis zum Minister hinauf sehr angesehen und stammte aus einer adeligen Familie, in der seit Generationen die glänzendsten Laufbahnen gewissermaßen erblich waren. Letzteres war natürlich, da jeder junge Mann dieser Familie, der seine Laufbahn begonnen, schon einen Vater, etwelche Onkels und, was mehr ist, verschiedene Tanten in jenen Regionen vorfand, in welchen Aemter und Gnaden ausgetheilt werden. Es war übrigens eine Ueberlieferung, daß jeder Bäumen, bevor er sein Dienstjubiläum feiert, es wenigstens zum Staatsrath gebracht haben müsse, und der junge Bäumen, der noch als unbesoldeter, überzähliger Praktikant im Bureau saß, wurde selbst von seinen Vorgesetzten, der Zeit, die bald kommen mußte, vorgreifend, so behandelt und betrachtet, als ob er sie im Avancement bereits überholt hätte. Bei Oskar v. Bäumen kam noch das hinzu, daß er von seiner Mutter ein schönes Vermögen besaß und daß er der bestimmte Erbe einer

reichen Tante war, die ihn mit Stolz ihren Neffen nannte.

Kein Wunder, daß Therese glücklich geschätzt wurde, als dieser junge Mann mit den schönsten Aussichten sich um sie zu bewerben begann. Der alte Regierungsrath schwelgte in der Freude, seine Tochter so anerkannt, ihr bisheriges mühe- und entsagungsvolles Leben so gekrönt zu sehen, und nebenbei noch in dem Gedanken, daß durch eine solche Verbindung auch für seine andern Kindern gesorgt sei. Therese freute sich an der Freude ihres Vaters, die dieser nicht verhehlen konnte; die Liebe eines jungen Mannes, den alle Welt lobte, ja bewunderte, that ihr wohl; sie war ihm in ihrer Bescheidenheit dankbar, und da sich bei ihr jedes Gefühl stark ausdrückte, zweifelte sie auch keinen Augenblick, daß diese Dankbarkeit Liebe sei. Nur Einer wurde in seinem Innern immer trauriger, je lauter er seine Freude über Theresens Glück äußerte. Am Tage, da sich Therese mit dem Baron Oskar v. Bäumen verlobte, kündigte Edmund der Familie an, daß er die Ingenieurstelle die sich ihm bei einer englisch-merikanischen Gesellschaft angeboten, angenommen und daß er in den nächsten Tagen nach Meriko abgehen werde. Dieses that er auch, nicht ohne ein, mit einem Theile des vorausbezahlten Reisegeldes gekauftes schönes

Hochzeitsgeschenk für Therese zurückgelassen zu haben. Umsonst hatte ihm der Regierungsrath vorgestellt, daß es jetzt überflüssig geworden, sein Glück in der Ferne, von den Freunden getrennt, jenseits des Ozeans zu suchen, da er mit der Protektion der Familie Bäumen nun auch daheim seinen Weg machen könnte — er lächelte, schüttelte verneinend den Kopf und reiste ab.

Am Verlobungstage selbst, nachdem die ersten Stunden freudigsten Rausches vorüber waren, zog der Regierungsrath seinen künftigen Eidam aus dem Kreise der vielen versammelten, beiderseitigen Anverwandten von der Seite seiner Braut und führte ihn sanft am Arme hinter einen Fenstervorhang. Nachdem er ihn noch einmal umarmt und ihn seinen lieben Schwiegersohn genannt, sagte er lächelnd: „Nun müssen Sie mir, lieber Oskar, auch erlauben, Ihnen von etwas Positivem, Prosaischem zu sprechen, auf die Gefahr hin, daß Ihnen dadurch die Feier dieses Tages und die Reinheit Ihres Gefühles in etwas entweiht schiene. Aber wir leben ja einmal in einer irdischen Welt und das Irdische muß berücksichtigt werden. Glauben Sie nicht, lieber Oskar, daß ich Ihnen da ein ganz mittelloses Mädchen ohne alle Mitgift gebe. Freilich kann ich Ihnen leider nicht eine Summe nennen, die im Verhältniß zu den Ansprüchen stände, die Sie zu machen

berechtigt sind, aber etwas habe ich denn, Gottlob, doch erspart, und meine Therese bekommt zwanzig Tausend Gulden mit, zwanzig Tausend Gulden Konventionsmünze, in guten, zinstragenden Papieren, die in meinem Sekretär bereit liegen.“ —

Oskar drückte die Hand, welche die seine hielt, schien aber der Mittheilung des Regierungsrathes keine große Aufmerksamkeit zu schenken; er sah während der Rede am Vorhange vorbei immer auf seine schöne Braut und kehrte auch, ohne weiter ein Wort zu sagen, nachdem er den Schwiegervater noch einmal angelächelt, zu dieser zurück. Dem Regierungsrath war es zwar im Grunde lieb, den Bräutigam so verliebt und für die Geldangelegenheit so theilnahmlos zu finden, indessen hätte er doch gewünscht, ihn etwas länger dabei verweilen und die Mitgift mit einem Worte gewürdigt zu sehen. Ihm waren zwanzig Tausend Gulden eine große Summe und es hatte ihn keinen geringen Entschluß gekostet, einem seiner sechs Kinder einen so großen, unverhältnißmäßigen Theil seines Vermögens mitzugeben. Er mußte sich alle Verdienste Theresens um ihn und um ihre jüngeren Geschwister vergegenwärtigen und er mußte sich sagen, daß die Verbindung mit der Familie v. Bäumen den andern Kindern ein Vermögen ersetze, ehe er sich entschloß, diese zu Gunsten

der ältesten Schwester so sehr zu übervortheilen, ja zu berauben. Das Opfer, das er an Geld und Selbstüberwindung brachte, hätte er gerne ein wenig anerkannt gesehen. Aber vielleicht, so tröstete er sich, war dieses doch der Fall. Oskar war etwas verschlossen, kein Mann von vielen Worten, und der Regierungsrath beredete sich, daß der Händedruck, mit dem er von ihm Abschied nahm, um zu Theresen zurückzukehren, Alles ausdrückte, was er gesagt wünschte.

Für Therese begann mit ihrer Verlobung eine außerordentlich bewegte Zeit. Zuerst hatte sie mit ihrem Bräutigam bei seinen zahllosen Verwandten, bei den intimsten Freunden und bei seinen Vorgesetzten Besuche abzustatten. Dieses gethan, hatte sie eben so viele Besuche zu empfangen. Dann folgte Einladung auf Einladung, zu Diners, zu Soiréen, zu ländlichen Festen, die man dem Brautpaare zu Ehren gab. Jeder Anverwandte wollte es bei sich gesehen haben und viele Bekannte wollten sich der Freundschaft des künftigen Ehepaares versichern; besonders zuvorkommend war man überall gegen die Braut, denn Niemand zweifelte, daß dieses praktische, verständige und dabei so schöne Mädchen eine sehr einflußreiche Frau geben werde. Therese ließ sich mit Glück und Behagen in diesem Freudenstrome schwimmen und fortreißen. Die Zuvor-

kommenheit, die Liebe, mit der man ihr überall entgegenkam, beleuchtete ihr die Welt mit den schönsten Lichtern, und nicht nur der Bräutigam, Jedermann bemerkte, daß sie in diesem Leben von Tag zu Tage schöner wurde. Das stille Zusammensein von Braut und Bräutigam, das sie sich in ihren Mädchenträumen so schön ausgemalt hatte, fehlte freilich, aber das lärmende Glück ließ die Erinnerung an diese Träume kaum aufkommen und wenn sie manchmal doch auftauchte, ergab sie sich in die Nothwendigkeit und schob die Verwirklichung jener Wünsche, wie das mit Idealen meistens geht, in die ersten Wochen ihrer Ehe. Manchmal mußte sie sich auch gestehen, daß sie ihren Verlobten nicht so genau kannte, wie sie ihren künftigen Mann zu kennen wünschte, und das beunruhigte sie. Aber sie machte sich Vorwürfe darüber, sie kam sich undankbar und hypochondrisch vor: die ganze Welt legte ja das günstigste Zeugniß für ihn ab, war seines Lobes voll, und sie wußte Hunderte von Mädchen, die ihn geheirathet haben würden, ohne je ein Wort mit ihm gesprochen zu haben. Wie süß wird es sein, welche schöne Momente sind ihr noch vorbehalten, wenn sie in der Ehe eine gute Eigenschaft nach der andern an ihm entdeckt!

Sie war zu entschuldigen, daß ihr bei solchem

Leben und solchen inneren Vorgängen manche Einzelnheiten in ihrer nächsten Umgebung entgingen, für die sie sonst das schärfste Auge gehabt haben würde. So bemerkte sie nicht, daß ihr Vater, der Regierungsrath, indessen manchen schweren Moment durchzumachen hatte. Den guten Mann hatte es schon einen harten Kampf gekostet, als er sich zu einer Mitgift von zwanzig Tausend Gulden entschloß; nunmehr lernte er noch die glänzende, innere Einrichtung und den Luxus der Frauen in der Familie Bäumen kennen und er sah ein, daß die Ausstattung Theresens, wenn sie in diese Familie ohne Demüthigung eintreten sollte, wenigstens in einem annähernden Verhältnisse zu deren Lebensweise stehen müsse. Seine Schwester, eine ältere Wittwe, hatte ihn auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und er übergab ihr mit einigem Seufzen eine schöne Summe, die sie hinter dem Rücken Theresens zu dem bestimmten Zwecke verwenden sollte, da er wußte, daß sich diese einer solchen Ausgabe widersetzen würde und er sie doch für nothwendig hielt. Das Geld war für Kleider, Mäntel, Hüte, Spitzen, bald verausgabt, da die Tante der Ehre ihres Hauses es schuldig zu sein glaubte, vor Allem für den Luxus zu sorgen, und so war der Regierungsrath gezwungen, eine zweite Summe zur Anschaffung des Nothwendigsten beizubringen; dieser

zweiten Summe mußte noch ein kleiner Zuschuß folgen, da die Tante dutzendweise einkaufte, und es ihr unmöglich war, über die festgestellte Grenze nicht hinauszugehen. Nach diesem hatte sie noch mancherlei Gedanken, deren Ausführung sie für unbedingt nothwendig, für geboten hielt, aber dießmal war der Regierungsrath unerbittlich; ja er hatte Charakterstärke genug, Waaren, die ihm auf Anstiften der Tante, mit und ohne quittirte Rechnungen ins Haus geschickt wurden, unbarmherzig zurückzuweisen. Er hatte seine Rechnung gemacht; er sah sich von der Tante mit der Ausstattung tief ins vierte Tausend hinein fortgerissen.

Aber auch Oskar hatte Tanten, meist reiche Frauen, welche die Bezugsquellen für weiblichen Staat genau kannten und erstaunlich oft „Gelegenheiten“ fanden, kostbare Artikel so „billig“ einzukaufen, daß es Sünde gewesen wäre, diese Gelegenheiten unbenützt zu lassen. Sie hielten es für Pflicht, solche „Gelegenheiten“ für den armen Regierungsrath, der auf dergleichen nicht viel verwenden konnte, zu benützen, und für ihn einzukaufen, oder ihm die „Gelegenheiten“ ins Haus zu schicken, zugleich mit der Versicherung, daß man ihm hier einen Dienst leiste und daß eine Dame in einer Stellung, wie sie Therese einzunehmen bestimmt sei, ohne diese Pelerine, eine solche Mantille, solche Spitzen-

fragen, solches Collier, unmöglich bestehen könne. Den Damen der Familie Bäumen gegenüber, war er voll falscher Scham; er fürchtete als Knauser zu erscheinen, und sie durch Abweisung ihrer Gefälligkeit gegen seine Tochter einzunehmen; er dankte für so viel Mühe und Sorgfalt, nahm das Ueberschickte an, bezahlte und sah bald, daß die Kosten der Ausstattung weit mehr betrugen, als ein Vierttheil der Mitgift. Endlich blieben noch die Kosten der Hochzeit, die, obwohl nicht glänzend, doch bei der zahlreichen beiderseitigen Familie, die geladen wurde, sehr kostspielig ausfallen mußte.

Der bestimmte Tag rückte bei den vielfachen Beschäftigungen und bei dem Leben voller Feste so rasch heran, daß man kaum zur Besinnung kommen konnte. Plötzlich war man am Vorabend des Hochzeitstages.

Therese, als Braut und Hausfrau zugleich, hatte an diesem Tage so viel zu thun, daß sie ihrem Verlobten, der auch heute, wie jeden andern Tag, zum Besuche kam, im Vorzimmer kaum die Hand drücken konnte und ihn sofort mit sanfter Gewalt in das „Sitzzimmer," wie man in Wien sagt, drückte und ihn bat, daselbst ruhig zu sitzen und abzuwarten, ob sie vielleicht fünf Minuten für ihn finden werde. Oskar fragte, ob der Vater zu Hause sei, er habe Wichtiges mit ihm zu sprechen.

„Was ist es?" fragte Therese, „darf ich es wissen?"

„Nein, mein Engel, es gibt Dinge, die nur zwischen Männern abzumachen sind und mit denen man das zarte weibliche Gemüth nicht behelligen soll."

Oskar sagte diese Worte mit einem Lächeln und streichelte ihr dabei die Scheitel mit einer kalten Zärtlichkeit, daß ihr das Blut in den Adern stockte und sie plötzlich ein ungewohntes, unregelmäßiges Herzklopfen verspürte. Sie wußte nicht, warum? Aber sie fühlte sich mit einem Male in einer kühlen Atmosphäre, die sie schon manchmal aus den Worten, dem Lächeln, dem zurückhaltenden Benehmen Oskars angeweht hatte. Sie wollte nicht weiter darüber grübeln — war es nicht auch zu spät? Wie um sich selbst zu beruhigen, küßte sie ihren Bräutigam, führte ihn an die Thüre ihres Vaters und ging wieder an die Arbeit.

Der Regierungsrath trat seinem Schwiegersohn mit dem gewohnten freundlichen Gesicht entgegen. Alle seine Sorgen waren dahin, alle seine Opfer waren vergessen, wenn er den jungen Mann sah, der seine Tochter glücklich zu machen und die anderen Kinder in seinen mächtigen Schutz zu nehmen bestimmt war. Indessen bemerkte er doch bald, daß sich Oskar mit mehr als gewohnter Förmlichkeit hinsetzte und daß sich in dem Benehmen des frühreifen, sonst so sehr ge-

wandten jungen Weltmannes eine gewisse Befangenheit ausdrückte.

„Was ist Ihnen, Oskar?" fragte er theilnehmend, „es ist mir, als ob Sie etwas drückte."

„Drückte?" wiederholte Oskar, indem er in den Hut sah, den er in der Hand behalten. „Nein! — doch, ja —"

„Sprechen Sie!" munterte der Regierungsrath auf, „was ist es? Ich hoffe Ihr Vertrauen so weit zu verdienen, daß Sie an einem Tage, der —"

„O!" fiel ihm Oskar ins Wort, als ob er sagen wollte, daß sich Alles, was der Regierungsrath von Vertrauen und dergleichen sprechen wollte, von selbst verstehe. „O, davon ist nicht die Rede, aber es handelt sich um einen so zarten Gegenstand, daß Mißverständniß, Verkennung, falsche Auslegung beinahe unvermeidlich — Worte können so leicht mißdeutet werden — es ist so schwer für manche Dinge das rechte Wort —"

„Darüber," erwiderte der Regierungsrath verbindlich, „darüber bin ich bei Ihnen unbesorgt."

Oskar blieb ernst und sagte: „Wenn ich sprechen soll, so bitte ich vor Allem um Ihr Wort, daß Sie mich nicht verkennen wollen — Sie würden mir das größte Unrecht thun, wenn Sie mich nach dem äußern

Schein und gewissen hergebrachten Moralsätzen beurtheilen wollten, gewiß, das größte Unrecht — ich spräche dann lieber nicht und ließe Alles beim Alten."

„Sie machen mich immer begieriger und, ich gestehe es, unruhig. Sprechen Sie," bat der alte Mann, „und ohne Scheu — ich werde Sie gewiß nicht verkennen."

„Vergessen Sie nicht, lieber Schwiegerpapa, daß Sie mich ermuthigen und daß ich lieber geschwiegen hätte."

Der Baron sah wieder in den Hut, dann hob er den Kopf und sagte: „Sie wissen, lieber Schwiegerpapa, daß ich mit meiner Zukunft zum größten Theil von meiner alten Tante, der Staatsräthin Frau von Wiedersbach, abhänge. Sie liebt mich, sie macht mich zu ihrem Universalerben — es ist eine gute, vortreffliche Frau, aber sie hat so ihre Grillen; zu diesen gehört auch, daß sie von mir eine sehr große Idee hat, daß ich ihr immer nicht genug anerkannt werde, daß sie immer fürchtet, mich in Zukunft nicht genug hochgeschätzt zu sehen."

„Das sind tantliche Grillen, die man vergeben muß," begütigte der Regierungsrath, da Oskar seine Stirne in Falten legte.

„Ja wahl," bestätigte dieser, „mir aber bereiten

sie manche Unannehmlichkeit, manche Verlegenheit, wie z. B. im jetzigen Augenblicke, am Vorabende meines Glückes."

„Wie so? womit?" fragte Herr von Wipplingen.

Anstatt eine direkte Antwort zu geben, fuhr sich Oskar über die Stirne und fragte zurück: „Haben Sie mir, lieber Schwiegerpapa, haben Sie mir an meinem Verlobungstage nicht von einer Mitgift gesprochen?"

„Ganz wohl," antwortete der Regierungsrath wo möglich noch aufmerksamer als bisher, „ich sagte Ihnen, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von zwanzig Tausend Gulden zugedacht habe."

„Es war mir so," versicherte Oskar; „obwohl ich damals nur mit halbem Ohre hörte, was Sie mir zu sagen die Güte hatten, so war es mir doch, als hätten Sie diese Zahl ausgesprochen, und diese Summe nannte ich auch meiner Tante."

„Nun? — und —?" fragte der Regierungsrath gespannt.

„Es war erst gestern," fuhr Oskar fort und fügte lächelnd hinzu: „Sie können nicht glauben, wie entrüstet, wie empört, ja, um die ganze Wahrheit zu sagen, wie wüthend die gute Frau wurde."

„Wüthend?" worüber? gegen wen?"

„Gegen mich, Gegen Sie, gegen Theresen, gegen

die ganze Welt. Sie sah in dieser Mitgift eine Beleidigung gegen mich, gegen die ganze Familie, eine Verkennung meines Werthes, meines Namens, meiner Stellung — ich sagte Ihnen ja, es ist eine ihrer Grillen, die leider nicht auszurotten sind und unter denen ich am Meisten zu leiden habe. Sie zählte alle reichen Erbinnen her, die ich hätte heirathen können und die Summen, die sie mir mitgebracht hätten, und sie schloß mit der Drohung, die Tante, daß sie mich künftig für nichts achten wolle, daß sie mich gewiß enterbe und meiner Karrière alle möglichen Hindernisse in den Weg stellen wolle, wenn ich mir diesen „Affront" gefallen lasse."

„Affront! Affront!" wiederholte der Regierungsrath, indem er vom Stuhle aufsprang, „von einem Affront wäre nicht die Rede, wenn der erste Mann im Staate ein Mädchen wie meine Therese aus dem Gassenstaube auflesen würde."

„Das ungefähr," versicherte der junge Baron, „habe ich ihr, wenn auch nicht mit denselben Worten, doch dem Sinne nach auch erwidert."

„Das hoffe ich!" sagte der Regierungsrath, indem er vor Oskar stehen blieb, fest und stolz. „Und sie?" fragte er dann, „was sagte sie darauf, die Tante?"

„Sie blieb bei ihrem Ausspruch und betheuerte, daß sie keine Macht der Welt davon abbringen solle.“

„Und Sie, Oskar,“ sagte der Regierungsrath, „haben ihr darauf ihre Erbschaft vor die Füße geworfen, Sie haben ihr gesagt, daß Ihnen Theresens Liebe mehr werth sei, als alle Erbschaften, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen, das er bereits aller Welt als seine Braut vorgestellt, das er morgen heirathen soll, nicht aus Rücksicht auf —“

„Seien Sie gewiß, Herr Regierungsrath,“ fiel ihm hier Oskar ins Wort, „ich weiß es, was ich in diesem Falle zu sagen und zu thun habe — aber bedenken Sie, Herr Regierungsrath, ich hätte hier durch mein Thun und Sprechen nicht mein alleiniges Schicksal entschieden. Ich hänge von der Tante ab, von mir aber hängt das Schicksal mehrerer Geschwister und armer Anverwandten ab — o, Sie ahnen nicht, was ich seit gestern litt, was ich noch leide, wie ich von Allen bestürmt, gedrängt, mit Vorwürfen überhäuft wurde —“

„Wo hinaus wollen Sie?“ fragte der Regierungsrath kurz.

„Nach einer schlaflosen Nacht beschloß ich, Sie zu bitten — die Tante ging endlich auf meine Vorstellungen ein und versprach, sich dabei zu beruhigen, wenn

ich es bei Ihnen durchsetze — die Tante meint, Sie sollten die Mitgift verdoppeln, sonst dürfe und könne aus dieser Verbindung nichts werden."

„Nimmermehr!" rief Herr von Wipplingen entschieden.

„Sie sagten?" fragte Oskar.

„Ich sage, daß dieß nie der Fall sein wird! Ich wäre ein Räuber, ein Dieb an meinen andern Kindern."

Oskar erhob sich. „Sie sehen ein," sagte er, während er den obersten Knopf seines Ueberrocks zuknöpfte, „daß ich meines eigenen Glückes wegen nicht das Schicksal meiner Geschwister aufs Spiel setzen darf — es ist auch die Frage, ob ein Mann das Recht hat, sich eine Laufbahn verderben zu lassen, auf der er Gutes stiften, seinem Fürsten und seinen Mitbürgern nützlich sein könnte. — Ich bedaure — ich muß dieses Opfer bringen — ich wäre mit Theresen gewiß glücklich gewesen."

So sprechend stand Oskar schon an der Thüre und hielt die Klinke in der Hand.

Der Regierungsrath sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. „Warten Sie, bleiben Sie!" rief er ängstlich, „lassen Sie mir Zeit, mich zu fassen, zu überlegen. Es ist entsetzlich!" Ich verstehe noch nicht —"

Oskar wartete, blieb aber an der Thüre stehen. Der Regierungsrath lief indessen in der Stube nach allen Richtungen auf und nieder und wischte sich fortwährend den Angstschweiß von der Stirne. Nur einzelne Worte kamen stoßweise über seine Lippen, wie: „Entsetzlich — armes Kind! — Es ist infam!" — die verriethen, was in ihm vorging, die aber Oskar nicht zu hören schien, oder, da sie mehr gemurmelt als gesprochen waren, wirklich nicht hörte oder nicht hören konnte. Zuletzt sank er in seinen Arbeitsstuhl und ließ, müde und aufgegeben, das arme graue Haupt auf die Brust sinken. Eine Verbindung, die durch Monate sein ganzes Glück gemacht hatte, sollte nun zu nichte werden! Wie sollte er sich von all den schönen Plänen, die er daran geknüpft hatte, trennen und sich an den neuen Gedanken gewöhnen? Seine arme Tochter sein geliebtes Kind war vor den Augen der Welt bloßgestellt; die Leute, die immer für die Glücklichen und Mächtigen Partei nehmen — besonders in dieser Schichte der Gesellschaft — die Neidischen, die bisher geschwiegen, werden das ganze Ereigniß, zu Gunsten des Barons, zum Schaden Thereseus deuten. Er sah sie verleumdet, ihren guten Ruf in Gefahr, ihre ganze Zukunft verdorben, zu Grunde gerichtet. Ist er nicht verpflichtet, Alles zu thun, um

ein solches Unglück von dem theuren Haupte abzuwenden? Freilich müssen dann seine andern Kinder Opfer bringen, aber hat Therese diese Opfer nicht verdient mit der eigenen Aufopferung ihrer Jugend, die sie in Mühe und Arbeit für die Geschwister verbrachte? Er war gewiß, daß, wenn er die Kinder befragte, sie alle freudig zustimmen und ihre Zustimmung auch später als mündige Menschen, bestätigen würden. Und dann — Therese als Frau von Bäumen wird ihnen von größerem Nutzen sein, als es einige Tausend Gulden sein könnten — er legte das Geld nur auf reiche Zinsen. Auch war er ja noch rüstig und konnte wenigstens einen großen Theil des Hingegebenen aufs Neue zusammensparen. Es drängten sich ihm freilich noch andere Gedanken herbei, aber diese, wie manchen inneren Einspruch, wollte er nicht aufkommen lassen — es war ja keine Zeit zu verlieren. Oskar stand noch immer an der Thüre.

Er sprang auf, eilte an den Sekretär, zog eine Schublade heraus und sagte hastig: „Hier, Herr von Bäumen, sind die zwanzig Tausend Gulden, die, wie Sie sehen, schon bereit waren — hier ist der Rest, ungefähr eben so viel, eher etwas mehr, als weniger. Nehmen Sie, seien Sie glücklich und beruhigen Sie die Tante.“

„Lieber Herr Schwiegerpapa," stotterte Oskar, „so war es nicht gemeint, — es hat ja nicht solche Eile."

„Nehmen Sie, nehmen Sie," sagte der Regierungsrath dringend und schob ihm die Pakete mit zitternden Händen in die Brust, „nehmen Sie, ich könnte es sonst bereuen und ich möchte es nicht gerne bereuen."

„Ich hoffe," sagte Oskar wieder, „daß Sie, was mich persönlich betrifft, keine Mißdeutung meines Benehmens —"

„Nein, nein — gewiß nicht — seien Sie ruhig," sagte der Regierungsrath zitternd, „aber ich bitte, lassen Sie mich allein — ich muß ein wenig ausruhen."

Oskar ging. Er eilte durch die Stuben, als hätte er den Ausgang der Wohnung gewinnen wollen, ohne von Jemand gesehen zu werden. Aber Therese erwartete ihn im Vorzimmer. Sie war blaß; ihre Unterlippe zitterte. Sie stürzte ihm entgegen und fragte: „Um des Himmels willen, Oskar, was geht vor? Seit einer Viertelstunde erwarte ich Dich hier und fühle mich wie gefoltert."

„Wie thöricht, mein Engel," sagte Oskar, „nichts geht vor, gar nichts! Wie kommst Du nur darauf, daß zwischen mir und Deinem Vater etwas vorgehe, was Dich beunruhigen könnte?"

„Dein Benehmen, als Du kamst," stammelte The-

rese, und gab sich Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, „Deine räthselhaften Worte — dann hörte ich den Vater lauter sprechen, als er sonst zu thun pflegt — ich weiß nicht, was ich Alles fürchtete. Es war also gewiß nichts?"

„Ich sage Dir nur, was ich dir vorhin sagte: man muß Frauen mit Geldangelegenheiten nicht in unser irdisches Dasein herabziehen."

„Geldangelegenheiten?" rief Therese, „davon hast Du vorhin nicht gesprochen."

„Nicht?" fragte Oskar verlegen, „nun, ich meinte Geldangelegenheiten" — und gefaßter fügte er hinzu: „Sieh mein Kind, es ist jetzt meine Pflicht, Deine Interessen wahrzunehmen und das habe ich gethan. Das ist Alles."

„Meine Interessen wahrnehmen bei meinem Vater? Gegen meinen Vater?" fragte Therese erstaunt, fuhr sich mit der Hand gegen das Herz und zog die Augenbrauen forschend und drohend zusammen.

Oskar erschrack. Es war ihm, als müßte er sie versöhnen; er schlang seinen Arm um ihren Nacken und zog sie ans Herz. Sie fühlte eine volle Brusttasche, in der Papiere knitterten, und blieb wie vernichtet mit dem Kopfe darauf liegen. Oskar drückte sie noch einmal an sich, küßte sie auf die Stirne, bat

sie, für morgen doch ja Alles schön vorzubereiten und eilte davon.

Er war noch nicht auf der Treppe, als Therese schon vor der Stube ihres Vaters stand. Sie wußte selbst nicht, wie sie durch die drei Stuben über den Gang dahin gelangt war. Aber vor der Thüre kam sie wieder zur Besinnung: sie strich sich zweimal über das ganze Gesicht, lächelte und zwang sich zu einem Ausdrucke vollkommenster Ruhe. Dann trat sie ein.

Sie fand ihren Vater, wie er eben seinen Ueberrock anziehen wollte; aber sein Arm zitterte so sehr, daß er das Aermelloch nicht finden konnte. Auch wandte er sich von ihr ab, als sie ins Zimmer getreten war. Sie half ihm den Rock anziehen und sah ihn dabei von der Seite an. Es war ihr, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

„Gehst Du aus, Papa?“ fragte sie eilig.

„Ja, mein Kind, ich will ein wenig frische Luft schöpfen,“ antwortete er mit zitternder Stimme und ging von ihr fort, um seinen Stock in einem Winkel zu suchen, wo er niemals zu stehen pflegte. „Wo mag nur der Stock hingekommen sein?“ fragte er verdrießlich.

„Hier, Papa!“ Während sie den Stock holte, warf sie einen raschen Blick durchs Zimmer; die Schublade

des Sekretärs, in welchem der Regierungsrath immer seine Werthpapiere hatte, stand noch auf dem Schreibtische vor demselben. Therese unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Was ist Dir, mein Kind?“ fragte der Vater.

„Nichts, Papa — ich bin nur neugierig — ich möchte wissen, was Oskar so Geheimes mit Dir zu sprechen hatte.“

„Sei nicht neugierig,“ sagte der Regierungsrath mit der deutlichsten Absicht, es im scherzenden Tone zu sagen, und doch in einer Weise, die traurig und wie eine Warnung klang.

„Darf ich es wirklich nicht wissen?“ fragte Therese wieder.

„Dinge, die Du nicht verstehst — Nothwendigkeiten des Lebens — allerlei Anordnungen, die vor einer Heirat getroffen werden.“

„Geldangelegenheiten?“

„Nein! — Ja wohl, mein Kind — wie gesagt, mein Kind — Dinge, in die Du Dich am besten nicht mischest und die nur unter Männern abgemacht werden.“

Es kam ihm offenbar darauf an, weitere Fragen zu verhindern, denn er setzte den Hut auf und ging auf die Thüre los.

„Papa,“ rief ihm Therese nach, „nie bist Du

ausgegangen, ohne mich zu küssen, und heute, am Vortage meiner Hochzeit, gehst Du so?“

Der alte Herr wollte antworten, aber statt der Worte brachen Thränen hervor. Er breitete die Arme aus und drückte sein geliebtes Kind ans Herz. Sie weinten beide. „Du bist und bleibst mein geliebtestes Kind,“ sagte endlich der Vater, „und Du begreifst, daß der heutige Tag, der vorletzte —.“ Er konnte nicht weiter sprechen und schwankte zur Thüre hinaus.

Therese wischte rasch ihre Thränen ab und horchte, bis der Schritt des Vaters am Ende des Ganges verhallt war. Dann warf sie sich auf die dastehende Schublade und griff mit beiden Händen hinein. Die Schublade war leer; Therese lachte laut auf. Sie wußte Alles, was vorgegangen, als ob sie bei dem Zwiegespräche zwischen Vater und Bräutigam zugegen gewesen wäre.

Nicht zwei Minuten stand sie regungslos da. Nur die Schublade sah sie noch einmal an, dann setzte sie sich hin, legte sich einen Briefbogen zurecht, ergriff eine Feder und schrieb mit fester Hand:

„An den Herrn Baron Oskar von Bäumen.“ — Da aber unterbrach sie sich wieder und stützte den Kopf in die Hand. „So geht es nicht!“ sagte sie vor sich hin. „Den Brief steckt er ein und kein Mensch wird

glauben, daß das arme Fräulein dem Herrn Baron von Bäumen einen Tag vor der Hochzeit einen Korb gegeben. Man wird das Gegentheil glauben und voraussetzen, daß der Baron noch im letzten Momente und zur rechten Zeit etwas Ehrenrühriges entdeckte. Ich werde kompromittirt sein. Wir müssen die Sache bedenken. Das braucht Ueberlegung."

Sie steckte den angefangenen Brief in die Tasche, dann die leere Schublade in ihr Fach, nicht ohne bitter zu lächeln, aber lächelnd sagte sie, wie zu einem lebenden Wesen: „Ich danke Dir!" — Dann ging sie wieder in die Küche, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeit weiter mitzuhelfen.

In der That wurde man noch an diesem Tage mit Allem so weit fertig, daß Therese am andern Morgen Zeit genug hatte, für ihren bräutlichen Anzug zu sorgen und noch mancherlei Anordnungen im Hause zu überwachen.

Etwas vor Mittag begannen die Gäste und wie verabredet war, die Anverwandten von beiden Seiten sich im Hause des Regierungsraths zu sammeln. Die Wagenreihe, darunter mancher Hofwagen, reichte bis auf die Glacis und die Wohnung war bald überfüllt. Während man stehend ein kleines Frühstück einnahm, erschien die Braut in der Mitte der Gesellschaft und wurde mit allgemeiner Ueberraschung empfangen.

Im Brautkleid, Kranz und Schleier war sie, so versicherte Jedermann, schön wie nie zuvor. Allerdings war sie sehr blaß, aber man fand, daß die Blässe an einem solchen Tage natürlich sei und daß sie sie noch besser kleide, als ihre gewöhnliche, sanfte Röthe — und dieß um so mehr, als diese Blässe nichts Erschreckendes hatte, da sich in Theresens Augen, wie in ihrem ganzen Wesen, eine auffallend heitere und doch würdige Ruhe ausdrückte. Auch diese Heiterkeit und Ruhe fand man sehr natürlich und begründet, war das Mädchen doch im Begriffe, ein schönes, von Vielen vergebens angestrebtes Ziel zu erreichen — oder, in das Prosaische der eigentlichen Meinung der Anwesenden übersetzt, eine glänzende Partie zu machen, die so gerne Andere an ihrer Statt gemacht hätten. Oskar weidete sich an der Bewunderung, die seiner Braut zu Theil wurde, und schien darüber nicht zu bemerken, daß er als Mann in seiner schwarzen, eleganten Tracht, mit seinen würdevollen Manieren beinahe eben so sehr gefiel, wie seine Braut. Jedermann bewunderte seinen Anstand, als er Theresens Hand ergriff, sie küßte und von ihr Abschied nahm, um sie, der Sitte gemäß, erst am Altare wieder zu sehen.

Gegen ein Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Um der Wagenreihe Raum zur gänzlichen Entfaltung

zu gewähren, machte man nach der nicht fern gelegenen Kirche einen Umweg durch mehrere Straßen. Als das Brautpaar in der Kirche ankam, war diese beinahe schon voll, denn viele Ungeladene waren herbeigeströmt, um die interessante Trauung zu sehen. Die Menge durchschreitend, konnten Braut und Bräutigam, wenn sie in dem Augenblicke für dergleichen Ohren hatten, manches schmeichelhafte Wort hören. Der Musiklehrer Theresens, ein ausgezeichneter Organist, ließ es sich nicht nehmen, während der Feierlichkeit die Orgel zu spielen, und mit ihrem Eintritt erfüllten hochfeierliche und rührende Töne Sebastian Bachs den ganzen Tempel. Das Brautpaar wartete knieend vor dem Altar und hatte Zeit, unter diesen Tönen seine Herzen mit Andacht zu füllen, bis der letzte der Wagen vorgefahren war. Man bemerkte, daß Therese inbrünstig vor sich hinsah, ohne die Lippen zu bewegen. Nur einmal sah sie ein wenig bei Seite und schien mit ihrem Blicke den Vater zu suchen, der hinter ihr stand und ihr auch zulächelte.

Endlich kam der Priester und sprach seine Gebete; der Chor fiel ein; am Schlusse des Gesanges erhob sich das Brautpaar. Der Priester begann die Trauungsceremonie und wandte sich dann zu Oskar mit der vorgeschriebenen Frage. Oskar nickte leise mit dem Kopfe

und lispelte: „Ja.“ — „Und Du,“ fragte der Priester zu Theresen gewandt: „Jungfrau Maria Theresia, Edle von Wipplingen, willst Du Dich mit diesem hier gegenwärtigen Karl Oskar Baron von Bäumen als eheliches Weib vermählen, so bestätige es mit einem lauten, vernehmlichen Ja.“

„Nein!“ antwortete Therese laut und vernehmlich, daß es die Umstehenden und die Entfernteren hören konnten. Oskar zuckte zusammen und starrte Theresen entsetzt ins Gesicht; in den vorderen Bänken der Kirche sprangen die Leute von ihren Sitzen auf; durch die ganze Kirche ging ein Gesumme und Gemurmel; überall entstand Bewegung, besonders in der nächsten Nähe des Altars, wo sich die Anverwandten aufgestellt hatten. Der Priester meinte, nicht recht gehört zu haben, oder glaubte an eine Selbsttäuschung, bückte sich vor und lispelte: „Sie sagten?“

Die Anwesenden bemerkten das und augenblicklich war wieder die höchste Stille hergestellt, denn Jeder, so wie der Priester, wollte sich überzeugen, ob er auch recht gehört habe.

„Nein!“ erscholl es wieder klar und so deutlich wie das erste Mal.

Ein noch lauteres Gemurmel ging durch die Kirche; Jeder bestätigte es seinem Nachbar, daß sie wirklich

„Nein" gesagt. Der Priester, dem Solches noch nicht vorgekommen, wußte nicht, was zu beginnen, und sah verlegen in die Gesichter der Anverwandten, die starr vor ihm standen und ihn mit großen Augen ansahen. Endlich faßte er sich, zuckte die Achsel, verneigte sich vor dem Allerheiligsten und verschwand in der Sakristei. Das war wie ein gegebenes Zeichen. Im Momente entstand Lärm, Gedränge, Verwirrung in der ganzen Kirche. Die unbetheiligten Zuschauer drängten dem Altar entgegen, um die merkwürdige Braut, vielleicht auch nur das Gesicht des Bräutigams zu sehen, während die zahlreiche Familie von Bäumen sammt dem Bräutigam, ordnungslos, einzeln, dem Strom entgegen, der Thüre zustrebten. Dort angekommen, warteten sie nicht die Wagen ab, bis diese vor die Thüre kamen, sondern jeder lief, um seinen Wagen aufzusuchen und nach wenigen Minuten stoben die Pferde, wie entsetzt, nach allen Richtungen auseinander.

Therese stand indessen mit niedergeschlagenen Augen, aber ruhig, an der Seite ihres Vaters, dessen Arm sie ergriffen hatte. Er zitterte und sie stützte ihn. Nachdem sich der Aufruhr etwas gelegt hatte, führte sie ihn, ohne nach rechts oder links zu sehen, eben so ruhig durch die Menge, die sich achtungsvoll, wie von einem Zauber beherrscht, vor ihr aufthat und einen

breiten Weg bis an die Thüre öffnete. Sonderbar! wie sie so mitten durchschritt, lagerte sich aufs Neue ein feierliches Schweigen auf die ganze Versammlung.

Therese half dem Vater in den Wagen und fuhr mit ihm nach Hause. Mit ihr allein, war er erst im Stande ein Wort hervorzubringen.

„Mein Kind, mein Kind, was hast Du gethan!" rief er, die Hände zusammenschlagend.

„Dich und Deine Kinder vor Beraubung und mich vor einer Verbindung bewahrt, die mich nur unglücklich gemacht hätte." —

Im Hause des Regierungsraths war bald Alles ins frühere Geleise zurückgeführt; man lebte in Folge der von Therese ergriffenen Maßregel so fort, als ob die Periode der letzten Monate, die Zeit ihrer Verlobung, in der Geschichte der Familie nie existirt hätte. Als sie am Abend jenes denkwürdigen Tages Brautkleid und Kranz in ein großes Tuch schlug und sie in den Kasten legte, mit den Worten: „Bis ein Besserer kommt," war es, als hätte sie dieses Stück Leben begraben, und als sie einige Tage darauf ihr Vater besorgt fragte, ob ihre Ruhe und Heiterkeit nicht erzwungen sei, ob nicht noch einige Liebe für Oskar in ihrem Herzen übrig geblieben? versicherte sie, daß sie Alles abgewischt, wie Kreide von einer wohlgereinigten Tafel.

Aber in der Stadt machte das Ereigniß großes Aufsehen. Man besprach es durch mehrere Tage überall, man bewunderte den Muth des jungen Mädchens und dieß um so mehr, als man bald die Motive kannte, die sie zu ihrem öffentlichen „Nein" bewogen, da die Anverwandten das Ihrige thaten, sie bekannt zu machen und Oskar von Bänmen den Fehler beging, die Erzählungen zu bestätigen, indem er dem Regierungsrath das Geld durch einen Notar, der nicht schweigen konnte, zurückstellen ließ. Die Männer waren es vorzugsweise, die Theresens Partei ergriffen und neben ihrem Muthe die Klugheit rühmten, mit der sie es die Welt wissen ließ, daß sie den Korb ertheilte, was ohne die Oeffentlichkeit nie geglaubt worden wäre. Aber die Männer hatten bald andere Themata zu besprechen und die Besprechung des Gegenstandes blieb den Weibern überlassen. Unter ihrer Behandlung nahm er bald eine andere Gestalt an. Viele von diesen machten jetzt der Galle Luft, die sie unterdrücken mußten, als Therese noch drohte, Frau von Bänmen zu werden; die Mütter schöpften neue Hoffnung für ihre Töchter, und anstatt Theresen dankbar zu sein, daß sie eine solche viel begehrte Hand frei gegeben, suchte man sich der Gunst der Bänmen zu versichern, indem man sich auf ihre Seite stellte und gegen Therese von Anklagen überfloß.

Die Hand eines solchen jungen Mannes auszuschlagen, galt für einen Beweis der höchsten Ueberhebung, des empörendsten Uebermuths; ein so großes Publikum zu einer Trauung herbeizuziehen, die keine werden sollte, war Frechheit, und das was man früher als Muth gerühmt hatte, wurde zuletzt ebenfalls für Frechheit erklärt. Ueberhaupt könne bei einem Mädchen eine gewisse Charakterstärke, wenn je von einer solchen hier die Rede sei, nur mit Frechheit ans Tageslicht treten. Die Erbitterung gegen Therese wurde noch tiefer und allgemeiner, als man erfuhr, Herr Oskar von Bäumen sei auf Reisen gegangen und daß er bei seiner Rückkehr sich in eine Provinz versetzen lasse. So waren auch die Hoffnungen der Mütter und Töchter vereitelt, und wer sonst war an dieser Vereitelung Schuld als Therese? Sie, die des Aergernisses Grund und Quell gewesen, sie sollte die Residenz verlassen und sich irgendwo in der Provinz verbergen, aber sie blieb, sie wich nicht — war das nicht ein neuer Beweis ihrer Frechheit? „Frechheit" war in diesem Feldzuge das Losungswort, und es ist nicht zu leugnen, daß sich in vielen Köpfen dieses Wort mit dem Namen Thereseus unwillkürlich verknüpfte. Mit einem Wort: ihr Ruf hatte beträchtlich gelitten.

Die Anverwandten, die es Theresen nicht verzeihen

konnten, die Verbindung ihrer Familie mit der der Bäumen vereitelt und somit viele Hoffnungen zerstört zu haben, sorgten dafür, daß sie vom Gerede und Urtheil der Stadt genau unterrichtet wurde, und verfehlten nie, sie und den Vater darauf aufmerksam zu machen, wenn in irgend einem Hause, wo Therese sonst ein gern gesehener Gast war, ein Ball oder eine Soirée stattfand, und sie nicht eingeladen wurde. — „Natürlich!" sagte man, „Du hast einen schlechten Ruf." — Erzürnte sich dann der Vater über den Ausdruck und meinte er, Therese habe nichts gethan, was einen schlechten Ruf verdiene, so erwiderte man, alles Außerordentliche, und sei es auch im Grunde lobenswerth, mache einem Mädchen einen schlechten Ruf. Therese zuckte zu all dem die Achseln, aber der Vater wurde in der That traurig und es setzte sich bei ihm die Ueberzeugung fest, daß seine vortreffliche, mit so vielen ausgezeichneten Eigenschaften ausgestattete Tochter nie einen Mann finden werde, und diese Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, da ein Jahr und zwei Jahre ins Land gingen, ohne daß Therese wieder in Gesellschaft gezogen wurde, ohne daß sich ihr ein Mann zu nähern suchte.

Wir wollen kurz sein und dem Leser verrathen,

was eigentlich zu dieser Geschichte nicht mehr gehört, daß nämlich Therese ihren Mann doch gefunden.

Jener alte Jugendfreund, der Ingenieur Edmund Siebold, kam nach beinahe dreijähriger Abwesenheit aus Mexiko zurück. Er hatte Therese längst verheiratet geglaubt und wollte durch Wien nur durchreisen, um sich auf einen neuen Posten zu begeben, auf dem er von derselben englischen Gesellschaft bei einem Eisenbahnbau im Süden angestellt war. Mit Staunen erfuhr er, daß Therese noch unverheiratet war, und er, der abreiste, als sie sich verlobte, um nie wiederzukehren, blieb jetzt, da sie noch frei war. Er hörte die Geschichte und sie war nicht der Art, um Therese um seine Achtung zu bringen und seine Liebe zu ihr zu vermindern; im Gegentheile erkannte er sie ganz in dieser Handlungsweise und fand darin nur die Meinung bestätigt, die er von ihrem Charakter immer gehegt hatte. Er näherte sich ihr mit derselben Liebe und größerer Verehrung, wohl auch, nachdem er sich in der Welt erprobt hatte, mit mehr Vertrauen in sich selbst. Er war ehemals der Freund ihrer Kindheit gewesen, er war jetzt der Freund ihrer Einsamkeit, und als sie ihm sagte, daß sie ihn liebe, wußte er, daß er auf dieß Wort bauen könne. Er ordnete das kleine,

aber hinreichende Vermögen, das er in Mexiko gesammelt hatte, verwandelte seine höchst einträgliche Stellung bei der Kompagnie in eine feste, und nachdem so seine bürgerliche Basis gesichert war, führte er Therese vor den Altar, und dießmal beantwortete sie die Frage des Priesters mit einem freudigen, stillen Ja!

Deutsch, Französisch und Englisch.

Während meines ersten Aufenthaltes in Paris in den vierziger Jahren miethete ich mich im Hinterhause der Nummer 73 rue du faubourg Montmartre ein. Die erste fragwürdige Person, auf die man achtet, weil so viel von ihr abhängt, ist in Paris, so oft man miethet, der Portier; hat aber der Portier eine Tochter und ist man selbst nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt, so ist diese Tochter noch bei weitem fragwürdiger und wird vor Allem ihr die Aufmerksamkeit des Miethsmannes zugewendet. Dieß war in Nummer 73, dem weitläufigen Hause, das in unzählige größere und kleinere möblirte Wohnungen zerfiel, in einem hohen Grade der Fall. Wie sollte dem Miethsmann Mademoisselle Julie Thibaut nicht auffallen, wie sollte er sie nicht zuerst beachten, da sie gewissermaßen an der Schwelle des Hauses saß, den Fremden empfing, ihm Auskunft gab, die ausgedehnte, jedem Miethsmanne fürchterliche Macht des Portiers in sich vereinigte und mit dieser Macht jene Andere höhere und unwiderstehliche, die das

Privilegium der Schönheit ist? Die Loge des Portiers war in diesem Hause etwas besser als in den meisten andern Häusern von Paris; sie ging mit einem großen Fenster auf einen ziemlich geräumigen Hof. Dennoch, da das Haus ein sechsstöckiges war, herrschte in ihr jenes mystische Halbdunkel, welches diese Wohnungen der mächtigen Beherrscher der großen Gebäude zu charakterisiren pflegt. Aber aus diesem Halbdunkel hervor leuchtete die Schönheit der Portierstochter wie jene Karfunkel der Märchen, welche die Paläste der Erdgeister mit mehr als Tageslicht erhellen, oder wie jener Edelstein, welcher der Sage nach die geschlossene Arche Noahs mit Licht versorgte. Sie hatte jene Weiße und Zartheit der Haut, welche sonst nur den Bewohnern tiefer Schluchten, in welche die Sonne nur selten im Jahre dringt, eigen ist, so, daß man sie für eine nordische Schönheit hätte halten können, obwohl sie von Natur zu einer Brünette bestimmt war. Diese Bestimmung verriethen vorzugsweise die dunkelbraunen, von schwarzen Wimpern beschatteten Augen und die rabenschwarzen Haare. Ihre ganze Gestalt sah ebenfalls darnach aus, als hätte diese Schlucht mitten in Paris, in der sie ihre schönen Jugendjahre verlebte, auf ihre Entwicklung gewirkt, oder vielmehr als wäre sie, so entfernt von Luft und Sonnenlicht, in ihrer

Entwicklung gehemmt worden. Sie war zart und schmächtig, wie eine Blume, die aus dem feuchten Boden eines Gefängnißhofes aufsproßt, so zart, daß man das helle und kräftige Leuchten ihrer Augen nur schwer mit der übrigen Erscheinung in Einklang bringen konnte. Der erste Anblick dieser Portierstochter, wenn man den Kopf in die Loge steckte, um sich nach vermiethbaren Zimmern zu erkundigen, war derart, daß man sich erst wieder erinnern mußte, was man denn hier eigentlich wollte, und hatte man sich erinnert, so beschloß man auch sogleich, hier um jeden Preis zu miethen.

So erging es mir und ich war sehr zufrieden, ein Haus zu bewohnen, dessen Thüre die Schönheit bewachte. Aber schon am ersten Abend glaubte ich Ursache zur Reue haben zu müssen. Ich lag kaum eine halbe Stunde im Bette meines neuen Zimmers, ich schloß kaum die Augen, als ich erschrocken wieder auffuhr und mich wie ein vernichtender Donnerschlag die Erkenntniß überfiel, daß ich der Nachbar des schrecklichsten und unnahbarsten aller Nachbarn geworden. Es war kein Wahnsinniger, es war kein Schnarchender, kein lärmender Nachtvogel, es war etwas weit schlimmeres als Alles dieses — es war ein Musiker. Ein Musiker, das ist als Nachbar ein Wesen, das uns Herz und Ohren zerreißen kann und, im besten

Falle, ein Despot, ein unumschränkter Beherrscher unserer Stimmung, ein Mann, der uns nach Belieben Trauer oder Heiterkeit ins Herz spielen kann. Was sollte ich Unglückseliger mit einem solchen Nachbar beginnen? Vielleicht will ich morgen ein sehr trauriges lyrisches Gedicht oder eine pathetische Stelle meines Trauerspiels schreiben, da kommt mein Nachbar und jagt mit einer Polka Lyrik und Patho's in wesenlose Fernen; vielleicht sitze ich gerade an einem Feuilleton, das nothgedrungen leicht sein muß und hochgeschürzt wie eine Tänzerin, da kommt mein Nachbar mit einem klassischen Konzert und meine Tänzerin wird eine parodirte Melpomene.

Diese Schmerzensgedanken waren noch nicht ausgedacht und schon empfand ich jenen Despotismus, den ich so sehr fürchtete; der Aerger, den ich festhalten wollte, war dahin, meine Seele schmolz in Melodie und Rührung und ich horchte dem Feinde, den mir mein Schicksal gegeben, wie einem theuren Freunde, der mir in dunkler Nacht, bei dem Mondschein, in einem stillen Haine seine schönsten Gedanken und Gefühle anvertraut, mir seine Liebe klagt, in Hoffnung jubelt und in Verzweiflung weint. Es war ein Künstler, ein großer Künstler, dieser deßhalb um so schrecklichere Nachbar. Ich war ihm verfallen, ich

fühlte mich schon zu ihm hingezogen und es war mir, als wäre ich bereits fähig, Alles für ihn zu thun und als hätte ich diese Stube bezogen, nur um ihm nahe und in den Schmerzen, die so deutlich aus seinem Spiele klagen, behilflich zu sein. Den Morgen darauf lehnte ich meine Thüre nur an, um ihn zu hören und zu sehen, wenn er vielleicht ausgehe; aber er blieb in seiner Stube verschlossen und ich nahm mir vor, mich bei der Allwissenheit jedes Pariser Hauses, in der Portierloge, nach ihm zu erkundigen.

Ich muß gestehen, daß ich dieses einen Augenblick lang vergaß, als ich Mademoiselle Julie wieder sah. Der Anblick ihrer Schönheit war doch mächtiger, als die Erinnerung an das Violoncellspiel von gestern Abend, und doch wieder, da alle Schönheit verwandt ist, kam ich vor diesem überaus anmuthigen Geschöpfe, beim Klange dieser melodievollen Stimme durch eine natürliche, wenn auch geheimnißvolle Ideenassociation wieder auf meinen Nachbar oder vielmehr auf sein herrliches Spiel zurück.

Können Sie mir nicht sagen, Fräulein Julie, fragte ich, indem ich mich zu ihr ans Fenster setzte, wer mein Nachbar, der Cellospieler ist?

Herr Breuning? fragte sie zurück, das ist ein Landsmann von Ihnen, ein Deutscher. Sie wollen

sich vielleicht über ihn beklagen, er hat Sie gestört? Aber haben Sie Geduld, Sie werden sich gewiß, wie alle andern Nachbarn, mit seinem Spiele versöhnen, — wir haben die Erfahrung gemacht —.es ist schon öfter vorgekommen. Man sagt, daß er vortrefflich spiele, und ein Engländer, ein ungeheuer reicher Engländer, hat sich hier sogar eingemiethet und mit einer ganz kleinen Stube begnügt, nur um ihn immer hören zu können. Ein sehr reicher Engländer, fügte Julie mit Nachdruck hinzu, der Anverwandte eines Lords, den er einmal beerben soll, um selbst Lord zu werden. Jetzt ist er noch ein einfacher Mr. Ellis, hat aber doch schon über 100,000 Franken jährliche Rente.

Entschuldigen Sie, Mademoiselle Julie, sagte ich, Mr. Ellis interessirt mich nicht, solcher Engländer gibt es viele.

Nein, nein, fiel mir Julie ins Wort, solcher Engländer gibt es nicht viele. Es ist wahr, er ist häßlich und ungeschickt wie alle andern Engländer, aber ein so großes Vermögen, so große Aussichten wie Mr. Ellis haben nicht viele. Sie sollten nur seine Wagen und Pferde sehen, das ist eine Pracht.

Aber, fragte ich wieder, wer ist Herr Breuning?

Ein Künstler, antwortete Fräulein Julie kurz.

Ein Mann, der nur seiner Kunst lebt und keine andere Beschäftigung hat? fragte ich weiter.

Wie sollte er eine andere Beschäftigung haben, lachte Julie, da er viele Stunden des Tages an seinem Violoncell verbringt oder Noten schreibt? Was ihm dann an Zeit übrig bleibt, verliert er hier in der Loge. Sie glauben es nicht, daß der Mann, anstatt sein Glück zu machen, ganze Stunden hier in diesem Winkel sitzt und mich so einfältig und sentimental ansieht, wie es, — verzeihen Sie, daß ich es sage, aber es ist wahr, wie es nur ein Deutscher kann.

Diese Reden Juliens hatten für mich viel Auffallendes, viel Dunkles und, wie ich mir einbildete, auch viel Aufklärendes. Auffallend war es, daß sie, da ich sie nach dem Künstler fragte, besonders viel von dem Engländer erzählte, aber dunkel blieb es mir, da ich Paris, wie die Verhältnisse und Personen dieses Hauses noch sehr wenig kannte, warum sie mit einer gewissen Mißachtung und mit Aerger von dem Künstler sprach. Daß aber der Künstler dieses schöne Mädchen liebte, daß seine empfängliche Künstlerseele einer solchen Erscheinung nicht hatte wiederstehen können, das schien mir natürlich und dieses um so mehr, als ich mir während seines gefühlvollen Spieles unwillkürlich und oft gesagt hatte, daß der Mann, der

so spielt, eine eigenthümliche Liebe im Herzen haben müsse. —

Er ist also in Sie verliebt, Mademoiselle Julie? fragte ich mit Theilnahme für den armen Breuning.

Allerdings, bestätigte sie mit der größten Seelenruhe.

Und Sie sagen das so gleichgültig?

Wie sollte ich nicht? Ich bin an dergleichen gewöhnt. Wer ist nicht in mich verliebt von all' den Herren, die Jahraus Jahrein hier aus- und einziehen? Sehen Sie, Madame Martin, die das ganze Haus möblirte, hat bis an fünfzig Zimmer für einzelne Herren zu vermiethen. Diese fünfzig Zimmer werden in einem Jahre von mehr als hundert Herren bewohnt; von diesen hundert Herren sind wenigstens achtzig in mich verliebt — da gewöhnt man sich daran, und wenn mir einer in Worten oder in Bildern sagt: ich liebe Sie, Mademoiselle! so macht mir das gerade so viel Effekt, als wenn er mir sagte: es regnet oder es ist schönes Wetter.

Es werden es Ihnen aber, sagte ich, Wenige auf so schöne Weise gesagt haben, wie Herr Breuning mit seinem Violoncell?

In der That, lachte Julie, behauptet man hier im Hause, daß all das Spiel nichts anderes sei, als

an mich gerichtete Liebesbriefe und man sagt, daß er wirklich wunderschön spiele. Aber sehen Sie, ich verstehe nichts von Musik und wenn ein Leierkasten in den Hof kommt, macht mir das viel mehr Freude, als das ganze Violoncellspiel des Herrn Breuning.

Während sie das sagte, ging draußen am Fenster ein junger Mann von drei- oder vierundzwanzig Jahren, eine elegante, schlanke, aber etwas schwächliche Gestalt in bescheidenem Anzuge vorüber.

Das ist er, rief Julie und zwar so laut, daß es der Vorübergehende hören konnte. Er warf nur einen kurzen Seitenblick durchs Fenster und ging rasch weiter und zum Hause hinaus.

Nun, — sagte ich mit etwas absichtlichem Spotte, um sie für die Härte zu strafen, mit der sie von Breuning, und für die Kälte, mit der sie von der Liebe gesprochen, — nun heute scheint er nicht sehr verliebt zu sein, da er so rasch an Ihnen vorübergeht und Sie kaum eines Blickes würdigt.

O! lachte Julie, das beweist gar nichts, das treibt er oft durch Tage so, denn um mir auszuweichen, hängt er nicht einmal seinen Schlüssel in die Loge, sondern läßt ihn an seiner Thüre auf die Gefahr hin bestohlen zu werden. Das sind so Momente, da ist er eifersüchtig, oder will er mich vergessen, er kommt

dann aber doch immer wieder zurück. Jetzt treibt er es schon mehrere Tage so; ich möchte aber doch nicht wetten, daß er heute Abend nicht wieder da sitzt in diesem Winkel. —

Ich verließ die Loge ziemlich verstimmt. Zwischen der Schönheit und der unwiderstehlichen Anmuth dieses jungen Mädchens auf der einen, der Kälte ihres Herzens auf der andern Seite war eine Disharmonie, die nicht wohlthun konnte. Wie gerne verweilte sie im Gespräche bei dem reichen Engländer, nach dem ich doch gar nicht gefragt hatte, und wie kurz gab sie Auskunft über den Künstler, von dem sie doch wußte, daß er sie liebte. Wenn sie das Wort Künstler aussprach, that sie es mit jenem Tone der Mißachtung, den man in Paris in bürgerlichen Kreisen noch oft zu hören bekommt, wenn von Künstlern die Rede ist, welche noch kein Vermögen gemacht. Auch in spätern Gesprächen erkannte ich, daß Mademoiselle Julie es dem armen Breuning übel nahm, daß er mit seinem großen Talente in Paris nicht größeres Glück, das ist, nicht mehr Geld mache. Er habe, erzählte sie mir, die ganze Konzertsaison vorübergehen lassen, ohne ein Konzert zu geben, nur um sich in einer Komposition nicht zu unterbrechen, welche ihm später doch nichts einbrachte. Ich fühlte mich, wenn ich das Mädchen nicht vor An=

gen hatte, von ihr etwas abgestoßen, aber ich muß gestehen, daß jeder Anflug von Antipathie schnell verschwand, sobald ich sie wieder zu Gesichte bekam. Bei näherer Bekanntschaft sagte ich mir, daß ich ihr Unrecht gethan, denn sie hatte neben ihrer unwiderstehlichen Schönheit noch manches, was interessiren, anderes, was gefallen mußte.

Vor allem mußte es einem auffallen, wie vielseitig, wenn auch nicht tief, diese Portierstochter gebildet war. Von dem Privilegium des Portiers, alle Zeitungen und Revuen, die ins Haus kamen, zuerst zu lesen, machte sie den ausgedehntesten Gebrauch, und da sie das verwöhnte Kind sämmtlicher Miethsleute war, nahm es ihr Niemand übel, wenn sie Tagesblätter und periodische Schriften, selbst Bücher, die ins Haus kamen, in der Loge so lange zurückhielt, als es ihr gefiel. Am Fenster sitzend, las sie den ganzen Tag und spät in die Nacht hinein und war in der französischen modernen Literatur besser bewandert, als mancher Tagesschriftsteller. Der französische Feuilletonroman war damals in seiner Blüthe und brachte, wie bekannt, neben vielem Mittelmäßigen auch manches Meisterwerk hervor. Sie kannte Alles, ihre Phantasie war von den schönsten Gestalten bevölkert und brachte, wie man sich bei näherer Bekanntschaft überzeugen konnte, in

ihr selbst mancherlei Träume hervor, die ihr einen hübschen Anstrich von Poesie gaben.

Im politischen Theile der Zeitungen las sie beinahe nur die Berichte aus Afrika. Sie kannte genau den Stand der Dinge daselbst, die Namen sämmtlicher französischer Regimenter und Generäle, die den Krieg gegen Abd-el-Kader führten und war über die Beschaffenheit des Landes aufs Trefflichste unterrichtet. Ihr Bruder nämlich war Soldat und schlug sich in der afrikanischen Armee. Daher glaubte ich ihre besondere Theilnahme für die afrikanischen Angelegenheiten in schwesterlicher Liebe begründet, erfuhr aber bald, daß sie sich in Verbinbindung mit den afrikanischen Kriegen in ihrer Phantasie eine ganze Reihe von Luftschlössern aufgebaut hatte. Kindischer als man es von einer Pariserin voraussetzen sollte, stand in ihr die Ueberzeugung fest, daß ihr Bruder eine glänzende militärische Laufbahn zurücklegen müsse. Sie kannte die Geschichte aller der französischen Soldaten, die es unter der Republik und dem Kaiserreich vom Gemeinen zum Marschall, zum Fürsten und Herzog gebracht hatten, und sie wiederholte gerne den bekannten Satz, daß jeder französische Soldat den Marschallstab im Tornister trage. Sie wußte wohl, daß sich die Verhältnisse in dieser Beziehung vielfach geändert hatten, aber sie baute ihre

Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders, und es war nach und nach ein fester Glaube in ihr geworden, daß kein Anderer als ihr Bruder den Emir zum Gefangenen machen werde. Dann konnte es ihm und seiner Familie nicht fehlen; er mußte wenigstens General und für seine That vom Staate mit Reichthümern beschenkt werden. Mademoiselle Julie Thibaut wollte dann in Paris eine Rolle spielen und der Welt zeigen, wie man zur großen Dame geboren werde. Diese Träume hatten in ihrem Kopfe eine solche Festigkeit erlangt, daß sie ein doppeltes Leben führte und daß sie von dem phantastischen mit eben solcher Sicherheit sprach, als von dem wirklichen; sie waren beinahe zur fixen Idee geworden. Das erschreckte fast, hatte aber neben ihrem sonst so kühlen Wesen das Gute, daß es eine Art von Gleichgewicht herstellte. Es kam noch Manches Andere hinzu, was neben dieser Phantasterei und neben ihrer Schönheit menschlich und mädchenhaft aufs Angenehmste anmuthete. Dahin gehörte z. B. ihre große Liebe zu den Blumen, die sie mit allen Portierstöchtern von Paris theilte. Da die Blumen in den sonnenlosen Räumen der Loge und des Hofes nicht gedeihen mochten, legte sie sich in der breiten Dachrinne zwischen ihrem und dem Nachbarhause einen ganzen Garten von Blumentöpfen an, dem sie

regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend ihren Besuch abstattete. In der Loge am Fenster standen immer zwei oder drei dieser Töpfe, die sie jeden zweiten oder dritten Tag, wenn sie in den lichtleeren Räumen zu leiden begannen, in ihren hängenden Garten über den sechsten Stock zurückbrachte, um sie gegen andere auszutauschen. Man konnte Mademoiselle Julie nicht auf angenehmere Weise verbinden, als wenn man ihr irgend eine neue Pflanze vom Blumenmarkte heimbrachte und ihren Garten vergrößerte. Die Romane, die sie eben las, Abd-el-Kader und die Blumen bildeten die liebsten Gegenstände ihres Gespräches.

Da sie der eigentliche Portier war, an der Schnur saß und über alles Auskunft gab, kümmerte man sich sehr wenig um ihren Vater, der im Grunde für die Einwohner auch nicht existirte. Wenn Monsieur Thibaut seine Pflicht gethan, wenn er den Hof, die Einfahrt und zwei Mal sechs Treppen des Vorder- und Hinterhauses gefegt hatte, eine Arbeit, mit der er gegen Mittag fertig war, verschwand er aus dem öffentlichen Leben. Er lag schlafend oder mit offenen Augen träumend in einer tiefen Nische der Loge, in Dunkelheit gehüllt auf seinem Bette und erschien erst wieder, wenn es Zeit war, auf den Treppen die Lampen anzuzünden. Dann zog er regelmäßig eine große Kiste

aus einem Winkel hervor und aus dieser Kiste eine Anzahl schwerer in Leinwand gebundener und mit Messing beschlagener Bücher, die man sofort als Handelsbücher erkennen mußte.

Herr Thibaut nämlich war nicht immer Portier gewesen, er hatte bessere Tage gesehen. Noch vor wenigen Jahren galt er etwas unter den Marbriers des Boulevard du Temple; sein Geschäft war eines der glänzendsten; bei ihm konnte man die schönsten Steinmetzarbeiten in Marmor und Sandstein, Cheminées, Grabdenkmäler, Balustraden, architektonische Ornamente jeder Art vorfinden. Der jetzige Portier war ein ehemals geachteter, ruinirter Kaufmann. Man sagte, was er aber nie zugeben wollte, daß ihn sein allzugroßes Vertrauen zu Grunde gerichtet habe. Seine ganze Geschichte ist die, daß er aller Welt Kredit gegeben und daß er von Wenigen bezahlt wurde. Er aber, obwohl nunmehr seit mehreren Jahren Portier, betrachtete sein Geschäft noch nicht für abgeschlossen; er stak noch immer mit seinem ganzen Kopfe in seinen Handelsbüchern und das war kein Wunder, da er sie mit unerschütterlicher Regelmäßigkeit jeden Abend studirte und immer neu an Herstellung einer Bilanz arbeitete. Es war nun eigenthümlich, wie ihm den einen Abend diese, den andern Abend jene Schuldner gut schienen und wie sich ihm jeden Tag eine andere Bi-

lanz herausstellte. Den einen Abend ging er als reicher, den andern Abend als hoffnungslos zu Grunde gerichteter Kaufmann zu Bette. Man konnte es ihm an der Art, wie er im Hof und auf den Treppen den Besen führte, ansehen, wie die Bilanz des gestrigen Abends ausgefallen, ob er den Besen mit dem Bewußtsein 100,000 Franken zu besitzen oder 100,000 Franken verloren zu haben, handhabte. Zu seinem Glücke fiel die Bilanz, da er noch immer das Vertrauen zur Menschheit nicht verloren hatte, meistens sehr günstig aus, und wenn Monsieur Thibaut auch ein schweigsamer und träumerischer Mann war, so war sein Gemüth doch meistens voll der heitersten Hoffnungen. Er sprach selten, aber wenn er sprach, geschah es immer, um von der demnächstigen Wiedereröffnung seines Geschäftes zu erzählen. Seine Tochter Julie lächelte dann eben so mitleidig, wie er lächelte, wenn sie vom Marschallsstab ihres Bruders sprach. Wenn er Abends vor seinen Büchern saß und rechnete, sah und hörte er nichts von allem, was in der Loge vorging, ob nun ein gleichgiltiger Besucher oder einer, wie Herr Brenning, mit seiner Tochter verkehrte.

Diesen meinen Landsmann, der mich gleich nach meinem Eintritt in das Haus so mächtig anzog und beschäftigte, lernte ich bedeutend später kennen, als die

beiden Phantasten in der Portierloge. Es schien mir, als weiche er mir aus. Vielleicht war er eifersüchtig, da er mich gleich am ersten Tage bei Julie sitzen gesehen. Um ihm jeden Argwohn zu benehmen, trat ich manchmal in die Loge, wenn ich ihn des Abends bei Julie wußte, um mich mit dieser nach meiner Art über Feuilleton-Romane und Abd-el-Kader zu unterhalten und dem Musiker zu zeigen, welcher Art unser Verhältniß sei.

Breuning war auch nicht lange spröde gegen mich, da es überhaupt nicht in seinem Wesen lag, abweisend zu sein. Er kam mir landsmannschaftlich und freundlich entgegen und wir waren bald gute Nachbarn und so vertraut, daß wir die Thüre zwischen unsern Zimmern öffnen ließen und so gewissermaßen Stubengenossen wurden. Ich machte an Breuning eine sehr liebe Bekanntschaft, eine Bekanntschaft, welche mich vor der Verödung behütete, die man selbst in Paris, wie in jeder andern Fremde, von Zeit zu Zeit empfindet. Sein Gespräch war mir bald so lieb wie seine Musik, und seine Musik war mir eine liebe Bestätigung der guten Meinung, die ich von seinem ganzen Wesen gefaßt hatte. Der Leser hat von Breuning als von einem Künstler und von einem Verliebten sprechen hören und wird sich deßhalb einen leidenschaftlichen

oder einen träumerischen Menschen unter ihm denken, wird sich ihn aufgeregt, vielleicht etwas genial-zerfahren vorstellen. Breuning war nichts von all' dem; der Eindruck, den er vor Allem machte, war der eines soliden jungen Mannes, der nichts Anderes wünscht, als seinem Zwecke folgerecht zu leben, die äußern Verhältnisse so geordnet zu erhalten, daß ihm die Erreichung seiner Lebensziele nicht erschwert wird; mit einem Worte, eines Menschen, der Vertrauen einflößte und den liederliches Virtuosenvolk, das sich selber genial nennt, einen Philister nannte. Er war arm, aber er hatte keine Schulden und es machte ihn aufrichtig besorgt und er that alles Mögliche, um die Gefahr abzuwenden, wenn er die Zeit kommen sah, die ihn mit Verschuldung bedrohte. Paris hatte seine Hoffnungen getäuscht. Er war zu Anfang des verflossenen Winters hierhergekommen, um Konzerte zu geben, aber die Schritte, die da nothwendig waren, schreckten ihn ab, und als er sich an den Gedanken gewöhnt hatte, das Nothwendige zu thun, war ihm der andere Gedanke gekommen, sich auf schönere Weise einen Namen zu machen, zugleich mit den Ideen zu einer größeren Komposition. Beides, der edlere Ehrgeiz und der Schöpfungsdrang entsprangen aus der Liebe, und sonderbarer Weise that er mit Rücksicht auf Julie, was

diese an ihm tadelte, und unterließ er, was sie an ihm gelobt haben würde. Er machte mir aus dieser Liebe kein Geheimniß, Bedürfniß, wie es ihm war, sich in seiner Sprache auszusprechen; und nachdem dieses Bekenntniß gemacht war, wurde seine Liebe der gewöhnliche Gegenstand unserer Unterhaltung. Es mochte ihm doch mehr genügen, sich gegen einen Freund als gegen sein Violoncell auszusprechen.

In dieser Zeit sah und erfuhr ich Manches, was mich rührte oder in Erstaunen setzte. Wenn Julie über unsere Treppe zu ihrem Blumengarten hinaufstieg, stand er regelmäßig an der Thüre, um sie vorbeikommen zu sehen. Wenn sie des Abends kam, war er gewiß schon vorher oben auf dem Dache gewesen, um ihr zwei Gießkannen voll Wassers hinzustellen. Kaum hatte sie den Garten verlassen, als er schon hinaufstieg, um einige Zeit in der Atmosphäre zu verweilen, aus der sie eben getreten war. Wenn er sie manches Mal aus verschiedenen Gründen mehrere Tage vermied, brachte er dieselben Stunden, die er sonst bei ihr in der Loge zuzubringen pflegte, oben bei ihren Blumen zu, und manchmal versagte er sich ein Mittagessen, um für das Geld einen Blumenstock, den er an der Madeleine oder am Chateau d'eau bemerkt hatte, zu kaufen und heimlich hinzustellen. Da Julie in der Portierloge

alles sehen mußte, was vorbeigetragen wurde, bat er mich, ihn bei solchen Gelegenheiten zu unterstützen, und ich mußte mich unter irgend einem Vorwand an das Fenster und vor Julie breit hinstellen, während er hinter mir mit einem Blumenstocke vorbeischlüpfte. Das sind allerdings kleine Züge, die beinahe jeden Liebenden von 23 und mehr Jahren charakterisiren. Ausgezeichnet war Breuning durch das grenzenlose Vertrauen, das er in das Mädchen setzte. Während sie mir gleich nach dem ersten Gespräche Mancherlei zu denken gab, in vielfacher Beziehung kalt, ja hart erschien, vermochte Breuning sie nach langer Bekanntschaft nicht anders als im schönsten und poesievollsten Lichte zu sehen. Ihre Schönheit und Anmuth war ihm nur der äußere Wiederschein einer viel schönern Seele; er war unfähig, sich in dieser Hülle das Geringste zu denken, was mit der äußern Erscheinung irgendwie im Widerspruch sein könnte. Es ist wahr, daß der größte Physiognomiker und erfahrenste Menschenkenner bei dem bloßen Anblick des Mädchens gerade so empfunden hätte, wie der Liebende: in einem so hohen Grade einnehmend waren ihre Form, ihr Ausdruck und der Ton ihrer Stimme. Breuning war überzeugt, daß wenn sie sich ihm nicht zuwandte, dieß nur darum nicht geschehe, weil sie ihn nicht liebenswürdig fand,

weil er ihrer nicht würdig war; und ferner war er überzeugt, daß wenn sie ihn liebte, sie als ein aufopferungsfähiges Weib das bescheidene Loos, das er ihr bieten konnte, ja selbst alle Entbehrungen gerne auf sich nehmen würde. Heutzutage wäre selbst ein liebender Deutscher einer Französin gegenüber mißtrauischer, damals aber erschienen die Franzosen im Allgemeinen der ganzen Welt in einem schönern Lichte. Man wußte wohl, daß sie den Genuß, das Vergnügen, den Glanz liebten; daß sie aber am Besitze hängen, wie wenige andere Völker der Erde, das war damals nur denjenigen Fremden bekannt, welche Jahre lang in ihrer Mitte lebten und Gelegenheit hatten in dieser Beziehung Erfahrungen zu machen.

Man sollte glauben, daß es einem Künstler wie Breuning irgend welches Bedenken verursachte, wenn seine Geliebte offen gestand, daß sie für die Kunst, die seine Seele erfüllte, nicht den geringsten Sinn hätte; aber er lächelte nur über solche Geständnisse; er hielt das für eine Selbsttäuschung; es schien ihm unmöglich, daß solche Schönheit nicht für Schönheit empfänglich sein solle.

So standen die Dinge beinahe unbeweglich durch Monate: Julie pflegte die Blumen und sprach von den Aussichten ihres Bruders, der Vater hatte einen Tag

das niederdrückende Gefühl der Armuth, den andern das erhebende Bewußtsein des Reichthums; Breuning kämpfte mit Entbehrungen und versagte sich äußerliche Erfolge, um sich von seiner Kunst nicht abziehen zu lassen, sich in ihr immer mehr auszubilden und der Liebe Juliens würdiger zu werden. Es fiel mir nur eine kleine Veränderung in dieser kleinen Welt auf. Mr. Ellis, der in das Haus gezogen war, um als echter englischer Enthusiast seinem Lieblingskünstler näher zu sein, verließ die kleine Stube des Hinterhauses und bezog eine größere Wohnung des vordern Gebäudes, wo er jetzt der Portierswohnung näher war, als der Künstlerwohnung, und wo er bei dem Geräusche in der rue du Faubourg Montmartre das Cello Breunings unmöglich hören konnte. Mr. Ellis, der künftige Lord, war ein Mann von beinahe vierzig Jahren und sah gerade so aus, wie man sich einen Engländer vorstellt: lang, breitschulterig, bartlos und blondhaarig, ohne Anmuth in den Bewegungen, etwas schwerfällig, mit einem bald gutmüthigen, bald derben und hochmüthigen Ausdrucke im Gesicht. Breuning, den er oft besuchte, lobte seine Herzensgüte und gestand offen, daß er ihm zu wiederholten Malen und auf die zarteste Weise große Geldsummen angeboten habe. Er schilderte ihn als einen Mann, der trotz aller Kälte

seiner äußeren Erscheinung sich mit großer Wärme anschließe und in seinem Enthusiasmus jeden Opfers fähig sei. Auf ihn war er auch nicht im geringsten eifersüchtig, als er bemerkte, daß er; nachdem er die Wohnung gewechselt, nunmehr in der Loge eben so viele Stunden zubrachte, wie Breuning selbst. Diese Abwesenheit jeder Eifersucht war gerechtfertigt einem Manne gegenüber, der stundenlang dasaß, ohne ein Wort zu sprechen, der Julie nur langweilen konnte und der sie manchmal zum höchsten Zorne reizte, indem er ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders auf das Unbarmherzigste verspottete. Er wurde beredt nur wenn sie auf dieses Thema kam; er wies ihr das Phantastische und Komische ihrer Hoffnungen nach und lachte immer lauter, je mehr sich Julie bei diesen Auseinandersetzungen erhitzte. Bald wußte es auch Jedermann im Hause, daß ihr der Engländer unter allen Miethsleuten der unangenehmste war, ja daß sie ihn haßte.

Diese kleine und unmerkliche Veränderung ausgenommen, trat, wie gesagt, durch Monate in den Verhältnissen dieser kleinen Welt keine andere von irgend welcher Bedeutung ein, bis sich mit einem Male eine sehr bedeutende zutrug, die beinahe wie eine Katastrophe aussah.

Ich saß ruhig auf meiner Stube und arbeitete,

als Breuning — es war ziemlich spät am Abende — zu mir hereinstürzte und sich ganz außer Athem, keines Wortes fähig, auf einen Stuhl fallen ließ. Ich sprang erschrocken auf, ganz entsetzt über das zerfahrene Gesicht meines Freundes, dessen Aussehen erzählte, daß ihm ein großes Unglück begegnet sei. Ich war darauf gefaßt, von einem Todesfalle in seiner Familie oder etwas der Art zu hören, fühlte mein Herz bereits von Mitleid erfüllt und mußte darum, nicht ohne einigen Aerger, geradezu auflachen, als Breuning auf meine dringenden Fragen sich endlich zu einer Antwort aufraffte und mit einer Stimme, in der noch immer der Schrecken zitterte, hervorstotterte: Abd-el-Kader ist gefangen.

Ich war wirklich entrüstet, daß mir mein Freund einen so tiefen und nutzlosen Schrecken eingejagt, und zugleich kam es mir überaus komisch vor, daß ein Verliebter sich so sehr in die Narrheiten seiner Geliebten hineinlebe, daß auf einen deutschen Musiker von den Ufern der Saale die Gefangennehmung eines arabischen Emirs einen solchen entsetzlichen Eindruck mache. Ich verhehlte ihm meinen Aerger eben so wenig, als ich ihm einigen Scherz über das Komische der Situation ersparte. — Ich erkenne aus Ihrem Entsetzen über dieses das deutsche Vaterland so nahe berührende

Ereigniß, sagte ich endlich, daß es nicht der Bruder Juliens war, der den Emir gefangen genommen, sondern irgend ein anderer Glücklicher.

Er hat sich dem Herzog von Aumale ergeben, sagte Breuning mit einem Seufzer, der aufs Neue mein Gelächter erregte.

Sie haben gut lachen, fuhr er selber ein wenig lächelnd fort, und ich sehe ein, wie komisch, wie lächerlich ich Ihnen erscheinen muß. Aber Sie würden gewiß nicht lachen, wenn Sie Julie gesehen hätten, wie ich sie gesehen habe, als ihr Mr. Ellis die Nachricht brachte; sie war in Verzweiflung, sie gerieth ganz außer sich, sie sprach von einem unglücklichen und verfehlten Leben. Ich habe sie zum ersten Male weinen sehen und ich werde es nie vergessen. Der Engländer, der zu all dem lachte, ist mir in innerster Seele verhaßt geworden.

Lieber Freund, erwiderte ich, seien Sie froh, daß Abd-el-Kader gefangen ist. Die Narrheit Juliens war nahe daran, eine fixe Idee, ein Wahnsinn zu werden. Sie lebte mehr in ihren Träumen, als in der Wirklichkeit, für die sie keinen Sinn mehr hatte. Jetzt wird sie auf unangenehme Weise geweckt, sie wird ihre Thorheit selbst erkennen, und Sie dürfen sich Glück wünschen, denn es ist nun einige Hoffnung vorhanden, daß

das Herz zu sprechen beginnt, wenn die Phantasie durch eine solche Lektion zum Schweigen gebracht ist. Sie dürfen hoffen, daß sie Ihnen jetzt oder wenigstens bald ein geneigtes Ohr leiht.

Breuning konnte nicht umhin, diesen Zuspruch mit einem zufriedenen Lächeln entgegenzunehmen, und offenbar beruhigt sagte er: Es ist aber immer traurig, ein so liebes Geschöpf plötzlich um eine lang gehegte Hoffnung beraubt zu sehen. Wenn es auch eine Kur ist, so ist es doch eine grausame Kur.

So sprechend erhob er sich wieder, faßte mich an der Hand und zog mich zum Zimmer hinaus. Wir liefen die Treppe hinab, schlichen über den Hof und blieben am Fenster der Portiersloge stehen. Breuning zeigte mir mit dem Finger, wohin ich blicken sollte, und ich sah im Hintergrunde der kleinen Stube Julie, die, in der That ein rührendes Bild des Schmerzes, die Hände im Schooße übereinandergelegt, dasaß und mit weit offenen Augen vor sich hinstarrte. Der Vater ging, betrübt über den Zustand seines Kindes, in der Stube auf und nieder und hielt nur manchmal vor dem Lehnstuhle, um seine Tochter zu trösten und ihr zu beweisen, wie Unrecht sie hatte, alle ihre Hoffnungen auf den Bruder und nicht auf ihn, ihren Vater, zu bauen. — Du weißt es ja, sagte er lächelnd,

daß ich eigentlich ein reicher Mann bin. Nicht früher als gestern Abend habe ich es aufs genaueste ausgerechnet, daß ich an 86,000 Franken ganz sichere Schulden außenständig habe, dazu an 35,000, die beinahe sicher, und noch an 40,000, die ich allerdings als unsicher anerkennen muß, von denen aber doch die Hälfte einlaufen kann. Im Ganzen darf ich mit Bestimmtheit auf 130,000 Franken rechnen, und mit der neuen Organisation, die ich meinem Geschäft zu geben gedenke, hoffe ich unsere Einkünfte jährlich auf fünfzehn bis zwanzig Tausend Franken zu steigern. Ich weiß sehr wohl, daß wir dann noch nicht so leben können, wie Du es wünschest — indessen — man kann nicht wissen, im Geschäfte ist Alles möglich — man bekommt einige große Lieferungen, man kann in kurzer Zeit Millionär werden — dann sollst Du haben, was Du willst, dann sollst Du leben, wie die Schwester eines Marschalls von Frankreich. Schon sehe ich Dich in den Champs Elysées in prächtiger Carosse.

Während der Alte so sprach, machte Julie von Zeit zu Zeit Bewegungen der Ungeduld, als ob sie ihm seine Thorheiten verweisen wollte. Diese Scene hatte außer mir und dem Cellisten noch einen dritte Zeugen, denn in dem Lehnstuhle am Fenster, in welchem sonst Julie zu sitzen pflegte, saß jetzt Mr. Ellis

mit der Quaste der Schnur in der Hand und verrichtete gewissenhaft die Portiersdienste, indem er die Schnur zog, so oft die Schelle über seinem Kopfe erklang und so oft ein Einwohner, der ausgehen wollte, «le cordon» hineinrief. Diese Beschäftigung hinderte ihn nicht, den Worten des tröstenden Vaters zu folgen, von Zeit zu Zeit zu lächeln und endlich, als der Vater eben von der Carosse sprach, ihm sofort ins Wort zu fallen und auszurufen: Carosse? habe ich nicht eine prächtige Carosse und die schönsten Pferde zu Ihrer Verfügung, Mademoiselle Julie?

Breuning, der am geöffneten Fenster diese Worte ebenso gut hörte wie ich, beachtete sie nicht, indem er zu sehr in den Anblick seiner trauernden Geliebten vertieft war. Er hätte bei seinem Charakter auch sonst nichts darin gefunden, was der Beachtung werth wäre, mich aber durchzuckte bei dem Anerbieten von Pferden und Carosse ein Argwohn, der mich höchlich verstimmte und der es mir als Pflicht erscheinen ließ, Brenning, sobald wir auf unsere Zimmer zurückgekehrt waren, zuzureden, daß er sich von seiner Liebe loszuwinden suche, und ihm vorzustellen, daß Julie, bei aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, zu ihm, dem deutschen Künstler nicht passe. Er antwortete mir, daß er wohl selber flüchtige Augenblicke gehabt habe, da ihm solche

Gedanken durch den Kopf streiften, aber wenn sie jetzt selbst mit größerer Kraft und Ausdauer zurückkämen, so würde er sie mit aller Festigkeit des Willens wieder verscheuchen. Es sei jetzt nicht an der Zeit, Julie zu verlassen, wohl aber bei ihr auszuhalten, bei dem armen Mädchen, das sich plötzlich verarmt fühle. Ist das der Zeitpunkt, sich von ihr abzuwenden? Selbst wenn er sie nicht so liebte, wie er es in der That thue, er würde sich jetzt aufgefordert fühlen, bei ihr auszuharren, ihr beizustehen und für ihre Zukunft zu sorgen. An ihren Träumen und Hoffnungen, wie leer und kindisch auch diese gewesen, hat sie einen Halt verloren; dieser muß ihr jetzt durch Treue ersetzt werden. Jetzt wolle er ernstlicher als je an Heirat denken, und selbst wenn er glauben müßte, daß er ihr jetzt gut genug erscheinen werde, nachdem sie ihn in Zeiten der Hoffnung verschmäht, so wolle er auch dieses über sich nehmen. Er habe die größte Zuversicht, daß er sich in Kurzem eine Stellung machen werde.

In diesem Sinne antwortete er mir an jenem Abend und noch oft nachher, wenn ich meine ganze Beredtsamkeit anstrengte, ihn von Julie abzubringen. Diese war die ersten Tage nach der Nachricht von Abd-el-Kaders Gefangennehmung unsichtbar. Sie lag in der dunklen Nische im Hintergrunde der Portier-

wohnung hinter einem dicht zusammengezogenen Vorhang. Am Fenster saß der Vater oder stundenweise auch der Engländer. Breuning schien sich um das Unwohlsein seiner Geliebten wenig zu bekümmern: er trat nur selten in die Loge, um sich nach ihr zu erkundigen oder ihr Trost einzusprechen. Er that Besseres. Nach wenigen Tagen hatte er die Anzahl seiner Lektionen bedeutend vermehrt, nachdem er zu diesem Zwecke zu allen Bekannten gelaufen und sich an alle die gewendet, die auf diesem Felde Einfluß haben. In die Wohnung zurückgekehrt, übte er stundenlang auf seinem Instrumente und benutzte mehr als die Hälfte der Nächte, um mehrere Kompositionen zu Ende zu führen. Er war nicht eine halbe Stunde ohne Beschäftigung.

Ich habe es damals und seitdem oft erfahren, daß nur die falsche, eingebildete, sentimentale Liebe Faulenzer und Träumer mache; die wahre und ächte erhöht alle Kräfte, verdoppelt und verhundertfacht die Thätigkeit des Liebenden. Die Liebe, von der man sagt, daß sie die Kräfte aufzehre, stärkt im Gegentheile; von der man sagt, daß sie die Leute verderbe und zum Leben untauglich mache, macht im Gegentheil praktisch und unternehmend. Breuning war für all das ein lebender Beweis. Nach kurzer Zeit hatte er sich so viele Hülfsquellen eröffnet, daß er in der That einen

bescheidenen Haushalt hätte aufrecht erhalten können, und dabei noch mancherlei Aussichten auf eine feste und gesicherte Stellung. Julie hatte sich indessen gefaßt und erschien wieder in ihren gewöhnlichen Funktionen am Fenster, und es war gewiß als ein gutes Symptom ihrer geistigen Genesung zu betrachten, daß sie jetzt weniger Feuilleton-Romane las, dafür aber ihr eigentliches Handwerk als Giletière, das sie gelernt hatte, wieder aufnahm; anstatt mit der Phantasie arbeitete sie jetzt mit den Händen, indem sie unter Tag und Abends Westen nähte.

Es war mittlerweile noch ein anderes Ereigniß eingetreten, ein Ereigniß, das, obwohl es dießmal eine Erfüllung von Hoffnungen war, in diesem kleinen Kreise bei weitem nicht das Aufsehen machte wie das erste. Mr. Ellis war indessen Lord Strikland geworden und hatte mit dem Titel auch die ungeheure Erbschaft angetreten. Er scheint das nur Wenigen mitgetheilt zu haben, denn man fuhr fort, ihn Mister Ellis zu nennen, und er selbst lebte wie vorher und verschmähte es auch als Lord und Peer von England nicht, stundenlang in der Portiersloge zu sitzen und selbst »le Cordon« zu ziehen. Breuning war, so viel wir wußten, der Einzige, mit dem er von seiner Erbschaft sprach. Er erschien eines Tages auf des Künstlers

Stube, sagte ihm in einfachen Worten, über welche Summen er jetzt zu gebieten habe, drückte ihm seine Verehrung für dessen Talent und den Wunsch aus, endlich etwas für ihn thun zu dürfen. Breuning lehnte wie früher dankbar ab. Darauf stellte ihm Lord Strikland vor, wie nothwendig und nützlich ihm eine größere Reise durch alle Musik kultivirenden Länder wäre, und knüpfte an diese Vorstellung die dringende Bitte, sich doch wenigstens diese Reise bezahlen zu lassen. Breuning dankte auch dafür und hielt sich für verpflichtet, dem Manne, der es so wohl mit ihm meinte, einige Bekenntnisse zu machen und ihm zu gestehen, welche Gefühle und welche Absichten ihn in Paris zurückhielten. Der Lord wurde darauf hin etwas schweigsam. Erst als er sich erhob, um den Künstler zu verlassen, ergriff er dessen Hand und sagte: Machen Sie es nicht wie Julie, hängen Sie ihr Herz nicht an leere Hoffnungen. Julie ist nicht geeignet, die bescheidene Hausfrau eines deutschen Künstlers zu werden; sie ist eine Pariserin, und was sie vom Leben verlangt, mißt sie nach ihrer Schönheit ab. Daß die Schönheit bei der Kunst am meisten heimisch ist, davon hat sie keine Ahnung; ihr gilt als Heimath der Schönheit der Boulevard des Italiens, ein Wagen mit vier Pferden, die Champs Elisées. Und weil dem so ist, lieber Herr

Breuning, fügte der Engländer im letzen Momente mit einem Fuße auf der Schwelle hinzu, weil dem so ist, haben Sie einen mächtigen Nebenbuhler.

Breuning kam nach diesem Gespräche ganz außer Fassung auf meine Stube.

Wäre es nicht ein schreckliches und höhnisches Schicksal, rief er aus, wenn ich mir mit meiner Kunst selber den Nebenbuhler, der mich zu Grunde richten soll, herbeigezogen hätte!?

Ich ergriff diese Gelegenheit, um ihn in seinem Verdachte zu bestärken und in meinen Ermahnungen und Abmahnungen fortzufahren. Ich bewirkte aber das Gegentheil. Der Verdacht, der in Breuning auf einen Augenblick aufgestiegen war, erschien ihm jetzt wie eine grausame Beleidigung Juliens, die er nun gut zu machen hatte. Er müßigte sich jetzt so viel Zeit als möglich ab, um sie bei Julie zuzubringen, und er erzählte mir mit Glück, wie sanft sie geworden, wie freundlich sie ihm entgegenkomme, wie selten sie jetzt von einer glänzenden Zukunft spreche. Wie sollte er nicht glücklich sein, da er jetzt auch sehr nahe Aussicht hatte, eine bedeutende und einträgliche Stellung als Musiklehrer an einem großen Institute zu erhalten? Er war fest entschlossen, am Tage der Ernennung um Juliens Hand anzuhalten.

Bevor dieser Tag erschien, waren wir beide außer dem Hause Nr. 73 der Rue du Faubourg Montmartre. Mit einem Male kündigte uns Madame Martin an, daß sie mit Vortheil ihre sämmtlichen möblirten Zimmer an einen einzigen Mann vermiethet habe und daß wir uns nach einer andern Wohnung umzusehen hätten. Breuning war über dieses Vorkommniß weniger betrübt, als man hätte denken sollen, da er die gegründete Hoffnung hatte, daß die Trennung von Julie nicht lange währen könne. Wir wünschten zusammenzubleiben und suchten in der Nähe der rue Montmartre eine neue gemeinschaftliche Wohnung. Da diese nicht zu finden war, waren wir gezwungen, uns in der rue de Trevise niederzulassen. Breuning war es wohl sehr schwer, aus dem Hause auszuwandern, das seine Geliebte beherbergte, in dem er sie bei jedem Aus- und Eingang sehen konnte; Julie aber erleichterte ihm den Moment des Abschiedes durch die Herzlichkeit, mit der sie ihm die Hand drückte und ihr „auf Wiedersehen" aussprach. Diese Herzlichkeit reichte hin, Breuning mehrere Tage zu nähren und seine Thätigkeit zu erhöhen. Er arbeitete an seiner Anstellung, und da diese bereits vor der Thüre stand, schien er nicht früher, als bis er ihrer ganz sicher war, zu Julie zurückkehren zu wollen. Nicht volle fünf Tage nach

unserem Auszuge war diese Hoffnung erfüllt. Glückselig stürzte er in meine Stube, ein Papier hoch in der Hand haltend. Er war das Anstellungsdekret.

Nachdem er es nun gelesen und wieder gelesen, eilte er von dannen. Ich wußte wohl wohin, und hätte ihn gerne zurückgehalten, wenn ich nicht jede Einrede gegen seine Absichten längst für nutzlos erkannt hätte. Nach kaum einer Stunde kehrte er wieder, aber ganz das Gegenbild jenes Glücklichen und Hoffnungsvollen, der mich vorhin verlassen hatte. Er war blaß, niedergeschlagen und kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten. Ich glaubte, es sei eingetroffen, was ich vorausgesehen, er sei mit seinen Anträgen von Julie verschmäht worden; aber das war es nicht. Breunings Hoffnungen waren noch nicht alle todt, es hatte sich nur neben ihnen ein schrecklicher Verdacht festgesetzt. Julie und ihr Vater und Lord Strikland waren aus dem Hause Nr. 73 rue Montmartre verschwunden und kein Mensch im Hause kannte ihren jetzigen Aufenthalt.

Es waren schwere Wochen, die ich jetzt mit dem armen Breuning zu verleben hatte. Er war schweigsam, er klagte nicht, er ließ sich gänzlich fallen und verfallen. Wir wollen diesen traurigen Zustand nicht beschreiben, nur sagen, daß die außerordentliche Thätigkeit der letzten Wochen dahin war. Sein Anstellungs-

dekret hatte er schon an jenem Abend nicht mit nach Hause gebracht, er hatte es vielleicht verloren, vielleicht wie eine Verhöhnung seines Schicksals in der Verzweiflung fortgeworfen. Auch kümmerte er sich um seine Anstellung nicht weiter und ließ die Briefe, die ihn zur Antretung seiner Stelle einluden, unbeantwortet. Ebenso vernachlässigte er seine Lektionen. Mit einem Worte, er war krank und unempfindlich gegen die ganze äußere Welt. Ich behandelte ihn auch als Kranken, störte ihn nicht in seinem stillen Wesen mit Ermahnungen und Vorstellungen, die fruchtlos gewesen wären, und hoffte Alles von der Zeit, obwohl ich wußte, daß die Zeit nicht heilt, sondern nur gewöhnt. Ich war schon glücklich, als ich ihn nach Wochen zu nächtlichen Spaziergängen auf die Boulevards und endlich zu weiteren in die Champs Elisées und in das Bois de Boulogne bewog.

In diesem Gehölze gingen wir eines Nachmittags spazieren, er schweigend, ich so thuend, als ob ich nicht merkte, wie wenig er auf meine Worte hörte, und immer sprechend, bald von der Kunst, bald von meiner oder seiner Zukunft, nur um ihn bei beiderseitigem Stillschweigen nicht tiefer in Trübsinn versinken zu lassen. Da brauste ein vierspänniger Phaëton an uns vorüber. Es war wie ein Blitz; dennoch hatte ich

Lord Strikland und Julie erkannt. Obwohl der Wagen schon vorüber war, stellte ich mich doch, als ob ich Breuning noch immer den Anblick ersparen könnte, rasch vor ihn hin. Aber er hatte sie so gut erkannt wie ich, und zu meinem Erstaunen sagte er ruhig lächelnd: Sie ist Lady Strikland.

Ja wohl, bestätigte ich schnell, sie ist Lady Strikland.

Glauben Sie das wirklich? fragte Breuning, indem er sich aufrichtete und mir prüfend und streng in die Augen sah.

Ich war verlegen und stotterte: Was sonst?

Was sonst! rief Breuning zurück, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und ging raschen Schrittes vorwärts.

Er sprach kein Wort mehr über diese Begegnung; auch den folgenden, auch den dritten Tag nicht, aber an diesem Tage eröffnete er mir, daß er an Paris genug habe und daß er in seine Heimath zurückkehren gedenke. Er packte seine Habseligkeiten mit solcher Eile und Nachlässigkeit zusammen, daß ich mehrmals gezwungen war, selbst seinen Koffer wieder zu öffnen und Manches, das er vergessen hatte, hineinzulegen. Merkwürdigerweise vergaß er im letzten Momente selbst sein Violoncell. Ich begleitete ihn mit wahrhafter Freude an die Messagerie, denn ich war überzeugt,

daß ihm die Veränderung, vorzugsweise aber die Rückkehr in die heimische Atmosphäre nothwendig sei.

Er hatte mir zu schreiben versprochen; aber die Tage und die Wochen vergingen und ich erhielt keine Zeile. Und so vergingen auch Monate, und als ich mich endlich in seiner Heimat erkundigte, hieß es dort, er müsse in Paris sein und daß man seit Monaten nichts von ihm gehört. So waren auch alle späteren Erkundigungen bei Künstlern, bei Freunden und Bekannten in den verschiedensten Gegenden fruchtlos. Er war und blieb verschwunden.

Die letzte Montanini.

Das Haus, in welchem zu Siena die heilige Katharina das Licht der Welt erblickte, wird noch heute von zahlreichen Gläubigen und Neugierigen aus allen Ländern besucht. Die Stube, die sie in Niedrigkeit bewohnte, ist in eine Kapelle verwandelt, in welcher alltäglich Messe gelesen wird. So ist es heute, so wars schon vor zweihundert Jahren. Damals wohnte in einem gegenüberliegenden, noch weit dürftiger aussehenden Hause Borso Montanini, der letzte Sprößling jener Familie dei Montanini, welche in alten Zeiten die Republik Siena mit Hülfe der patrizischen Partei beherrschte. Von diesem ehemaligen Glanze war im siebzehnten Jahrhundert keine Spur mehr vorhanden und Borso Montanini lebte in jenem alten, ärmlichen, ganz verfallenen Hause mit seiner Schwester, wie so viele alte Nobili der ehemaligen Republik Siena, man wußte nicht wie und wovon. Um die Zeit, da

unsere Geschichte beginnt, war die Noth im Hause geringer, als sie schon früher zu wiederholten Malen gewesen. Borso Montanini hatte den Erzbischof von Pisa als Edelmann seines Gefolges begleitet, als dieser nach Rom ging, um dem Papste für den Kardinalshut zu danken. Nach der Reise beschenkte der Erzbischof sämmtliche junge Edelleute seines Gefolges, als er sie entließ, mit goldenen Ketten. Die Kette Borso Montanini's hatte zweiunddreißig Ringe oder Glieder. Allmonatlich brach Borso ein solches Glied von der Kette und seine Schwester Pia trug es zum Goldschmied, um dafür eine kleine Summe in Empfang zu nehmen. Von diesem Erlös nährten sich nun die Geschwister so gut es ging mit Brod, Artischoken, Orangen, Zwiebeln und dergleichen. Schon hing am Fenster des Goldschmieds stattlich breit beinahe die ganze Kette, die er wieder aus ihren Theilen zusammengesetzt hatte, während im Kasten Borso's nur noch wenige Glieder lagen. Es waren also seit seiner Rückkehr aus Rom und seiner Entlassung aus dem Gefolge des Kardinals schon viele Monate, ja mehr als zwei Jahre vergangen; daher waren auch die Kleider, mit denen Borso damals ausgestattet worden, schon so gealtert, daß er sich in diesem seinem einzigen Anzuge auf der Straße zu zeigen schämte. Mit seiner Schwester ver-

brachte er die ganzen Tage in seiner Wohnung, und da er nichts anderes zu thun hatte, betrachtete er durch eine noch klare Stelle seines erblindeten Fensters die fremden Neugierigen, welche das Haus der heiligen Katharina von Siena besuchten, und die Gläubigen, die in ihrer Stube die Messe zu hören kamen.

Eines Tages, da Borso Montanini wieder am Fenster saß und die Gläubigen, die in das Haus der heiligen Katharina zur Messe gingen, beobachtete, fielen ihm unter diesen zwei Fremde auf: ein alter Herr mit einem Federhut auf dem Kopfe, einem schwarzen Sammtmantel auf der Schulter und einem Degen an der Seite, und neben diesem ein junges Fräulein von siebzehn oder höchstens achtzehn Jahren. Nach den Erfahrungen, die er in Rom gemacht, wo er Männer und Frauen vieler Nationen gesehen, glaubte er schließen zu dürfen, daß die beiden Fremden der französischen Nation angehörten. Er blieb auf seinem Platze, bis die Beiden nach der Messe wieder aus dem Hause traten und er ihnen ins Gesicht sehen konnte. Gegen seine Gewohnheit, da er sonst viele Stunden lang ganz schweigsam dazusitzen pflegte, sprang er auf und rief: „Ein sos chönes Mädchen habe ich weder in Siena, noch in Pisa, noch in Rom gesehen!“ — Am andern Morgen sah er sie an der Seite des alten Mannes wieder

in das Haus treten und am dritten Morgen, nachdem die kunstverständige Hand der Schwester Pia seinen Anzug in Ordnung gebracht und manche schadhafte Stelle glücklich verhüllt hatte, machte er sich auf, um ebenfalls im Hause der heiligen Katharina eine Messe zu hören. So that er nunmehr durch mehrere Tage. Die Fremden kehrten regelmäßig wieder und es war ausgemacht, daß sie nicht als Reisende durch Siena gekommen, sondern daß sie sich in dieser Stadt wohnhaft niedergelassen. Borso schickte vor der Zeit seine Schwester zum Goldschmied und zwar mit drei Gliedern der goldenen Kette auf einmal. Für den Erlös kaufte er sich einen neuen Hut und einen neuen Mantel, schnallte seinen Degen um und ging aus dem Hause, um mehrere Tage nach einander erst spät am Abende wieder heimzukehren.

Endlich eines Morgens ließ er Mantel, Hut und Degen am Nagel hängen, ging selbst nicht hinüber zur Messe, obwohl er die Fremden eintreten gesehen, und sprach zu seiner Schwester:

„Pia, mein Herz, höre was ich Dir sage. Ich habe so viel in Erfahrung gebracht, als mir zu wissen nöthig. Der Fremde, der da alltäglich mit dem wunderschönen Mädchen, seiner Tochter, zur Messe geht, ist ein Edelmann aus dem mittlern Frankreich. Er

hat sich in eine Verschwörung gegen den Kardinal Richelieu eingelassen, welcher jetzt zum Aerger aller echten Edelleute Frankreichs das Königreich allmächtig beherrscht. Die Verschwörung wurde verrathen und mehrere der Verschwörer sind hingerichtet; Herr von Saligny, jener Fremde, hat sich mit seiner Tochter aus dem Lande geflüchtet und sich hier in Siena niedergelassen, weil er in dieser stillen Stadt ruhig, vielleicht unentdeckt glaubt leben zu können. Seine Tochter Anna ist ein Engel an Schönheit. Ich liebte sie, als ich sie zum ersten Male sah, und da ich sie nun öfter gesehen, liebe ich sie bis zur Raserei, und wenn ich sie nicht öfter sehen, ja sprechen, wenn ich sie nicht endlich in meinen Besitz bringen kann, so will ich lieber aufhören zu leben."

„Und was willst Du weiter sagen?" fragte die Schwester, als Borso nach diesen Worten in Schweigen versank.

Er fuhr fort: „Ich habe ferner in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Anna von Saligny eine Dienerin sucht und ich denke Du, meine Schwester Pia, aus dem alten Hause dei Montanini, sollst Dich so weit erniedrigen und hingehen und Dich unter einem gemeinen Namen zu diesem Dienste anbieten. Du wirst dann im Hause sein, mir von ihr Nachricht geben und

mir in meiner Liebe helfen können. Ja, ich werde Dich besuchen und das Fräulein sprechen und mich mit Deiner Hilfe auf die eine oder die andere Weise ihrer bemächtigen. Nur so kann ich glücklich werden, wenn Du Dich aus Liebe zu mir erniedrigen willst."

Darauf antwortete Pia: „Die Liebe der Schwestern zu ihren Brüdern ist in der Familie der Montanini erblich. Eine alte Chronik von Siena erzählt, wie ein Carlo Montanini, von Anselmo Salimbeni, der sich der Regierung bemächtigt hatte, besiegt, im Kerker lag und dem sichern Tode entgegen ging. Der Schmerz seiner Schwester Angelika war so groß, daß Salimbeni, von dessen Anblick gerührt, seinem Todfeinde das Leben und die Freiheit schenkte. Und die Chronik erzählt weiter, wie Salimbeni für diese Großmuth von Angelika belohnt wurde. [1]) Die Schwester Borso Montanini's wird an Liebe und Hingebung hinter der Schwester Carlo Montanini's nicht zurückbleiben." —

Pia ging aus dem Hause, und als sie nach einer Stunde wieder heimkehrte, sagte sie zu ihrem Bruder: „Ich bin die Dienerin des Fräuleins von Saligny und werde mich noch diesen Abend in ihren Dienst begeben. Ich habe mehr gethan, als Du von mir verlangtest.

[1]) S. Note am Schluß.

Nicht unter gemeinem Namen stellte ich mich ihr vor; ich sagte ihr sogleich, daß ich aus dem edelsten Hause Siena's stamme, und das Mitleid, ein so edles Fräulein wie ich, in so tiefes Elend herabgesunken zu sehen, daß ich einen so niedrigen Dienst aufsuchen mußte, bewog sie, sogleich auf mein Begehren einzugehen, oder benahm ihr den Muth, mir eine abschlägige Antwort zu geben, denn ich habe wohl bemerkt, wie sie zu Anfang mit Scheu meine schlechten Kleider betrachtete und wie ihr meine edle Haltung Angst einflößte. Zu einem Edelfräulein wird sie auch größeres Vertrauen haben und meinem Bruder, den sie nun als ihres Gleichen kennt, wird der Zutritt zu ihr und wird alles, was er beabsichtigt, erleichtert."

Dieses hatte Pia wohl ausgedacht. In der That besaß sie nach sehr kurzer Zeit das Vertrauen des französischen Fräuleins, ihr Bruder kam ins Haus, so oft es sich ziemte, und die Dreie saßen manchmal ganze Abende in vertraulichem Gespräche beisammen. Auch in der Straße konnte Borso das Fräulein bisweilen anreden, da sie jetzt nicht mehr von ihrem Vater, sondern von Pia in die Messe begleitet wurde. Der alte Herr von Saligny ließ seine Tochter gewähren und wußte wenig von dem, was in dem weitläufigen Palaste, den er gemiethet hatte, vorging. Er blieb fast

immer in seiner Stube eingeschlossen, wo er sich, wie man erzählte, mit Alchymie beschäftigte. Borso wünschte ihn auch nicht näher kennen zu lernen, da ihn Herr von Saligny, als er ihm einmal in der Gallerie des Palastes begegnete, mit Hochmuth betrachtete und er außerdem wußte, was man sich in ganz Siena erzählte und weßhalb der Fremde bereits in der Stadt verhaßt war, daß er sich über die müßiggängerischen, bettelarmen Nobili mit Verachtung geäußert und daß er nicht mit ihnen umgehen wollte, weil er sie nicht als seines Gleichen anerkannte. Das Alles hatte nur zur Folge, daß der Verkehr Borso's mit Anna weniger gestört war, und da diese keinen andern Umgang hatte und Borso einer der schönsten Jünglinge Siena's war und er ihr außerdem in seiner traurigen Lage unglücklich und melancholisch erschien, fühlte sie, jung wie sie war, bald eine innige Neigung zu ihm in ihrem Herzen keimen, die sie ihm auch nicht ganz verhehlen konnte und die ihn mit den schönsten Hoffnungen erfüllte. Doch flößten ihm ihre Tugend und Unschuld eine solche Ehrfurcht ein und vor dem alten Herrn von Saligny hatte er eine solche Scheu, daß Monate vergingen, ohne daß er etwas Entscheidendes zu unternehmen, sich Anna's zu bemächtigen oder beim Vater um sie zu werben wagte. Letzteres zu thun, hatte ihm Pia

als höchst thöricht dargestellt, in der Ueberzeugung, daß der Franzose seine Tochter niemals einem sienesischen Edelmanne freiwillig geben werde. Um Anna zu gewinnen, meinte sie, müßten andere und gewaltsame Mittel angewendet werden.

Mittlerweile aber hatten sich die Dinge bedeutend geändert. Den alten Herrn von Saligny konnten seine Forschungen nach dem Steine der Weisen nicht sein Vaterland vergessen machen und je mehr er sich in seine Einsamkeit verschloß und von aller menschlichen Gesellschaft absonderte, desto heftiger wurde in seinem Herzen die Sehnsucht nach Frankreich und der Schmerz, daß er auf fremder Erde sterben solle. Das Heimweh artete bei dem alten Manne nach und nach in eine wahrhafte Krankheit aus und er nahm zusehends ab. Da entdeckte ein junger französischer Edelmann, der Vicomte von Chinon, mit Hilfe seiner Späher, die er in alle Welt ausgeschickt hatte, dessen Aufenthalt in Siena. Es war die Liebe, die den Vicomte forschen ließ und ihn auf die Spur der Flüchtlinge brachte. Er liebte Anna und wünschte sich mit ihr zu vermählen, und da er zu den Edelleuten Richelieu's gehörte und einer der Günstlinge des allmächtigen Ministers war, so konnte Herr von Saligny, wenn seine Tochter den Vicomte heirathete, unbehelligt und mit voller Sicher-

heit nach Frankreich zurückkehren. Anna hatte für den jungen und liebenswürdigen Vicomte von Chinon immer viel Freundschaft empfunden und jetzt, da sie ihren Vater so verfallen sah und sich sagte, daß sie ihn durch die Heirath retten könne, überzeugte sie sich leicht, daß sie dieses Opfer bringen müsse, und daß sie, trotz ihrer Neigung für Borso, mit Chinon, der sie immer mit den ritterlichsten Werbungen und Aufmerksamkeiten umgeben, glücklich sein werde. Ja in der Erinnerung an Chinon wurde sie, ohne es zu wollen, zu Vergleichen zwischen dem jungen französischen Ritter vom Hofe Ludwigs XIII. und dem armen unwissenden Nobile von Siena aufgefordert und sie gestand sich, daß sie Borso nicht so sehr liebte, als sie es in ihrer Einsamkeit sich manchmal eingebildet hatte.

Aber Pia erfuhr bald, was in des Fräuleins Gemüthe vorging und welche Entschlüsse sie faßte, und als sie ihrem Bruder mittheilte, was sie wußte, gerieth dieser in Verzweiflung und schwur, lieber seine Geliebte mit eigener Hand umbringen zu wollen, als sie im Besitze eines Andern zu wissen. Dann wieder faßte er die kühnsten Entschlüsse, wie er nach Frankreich eilen und den Vicomte von Chinon entweder im Zweikampf oder aus dem Hinterhalte mit dem Dolche tödten wolle. Pia beruhigte ihn: es sei weder die Ermordung des

Fräuleins, noch die unmögliche Reise nach Frankreich nothwendig, um ans Ziel zu gelangen. Das einzige Hinderniß seines Glückes sei der Alte; nur ihm zu gefallen wolle Anna den Vicomte heirathen. Stürbe der Alte, dann fiele dieser Beweggrund zur Heirath weg und das Fräulein wäre dann noch dazu ganz in ihrer, der Geschwister, Gewalt.

Spät Abends zog Pia eine Kapuze über Kopf und Gesicht und begab sich in die Nähe ihrer alten Wohnung, dem Hause der heiligen Katharina gegenüber. Sie pochte an eine Thür des Nachbarhauses und verlangte mit verstellter Stimme Lorenzo Cattena zu sprechen. Als dieser herunter kam, fragte sie ihn, ob er den Muth habe, sie vor die Kirche San Domenico zu begleiten. Lorenzo ging sogleich mit ihr und dort auf dem einsamen Platze, beim Lichte, das vor einer Madonna brannte, nahm sie die Kapuze ab und ließ ihn ihr Gesicht sehen. In demselben Augenblicke lag ihr Lorenzo zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. Lorenzo Cattena war der Sohn des reichsten Bürgers von Siena, eines Metzgers, der große Länderstrecken, Ackerfeld und Weiden besaß, von Volterra an bis in die Staaten des Papstes. Lorenzo war im Lande als der stärkste und schönste, aber auch der gewaltthätigste junge Mann bekannt. Sein Vater gab ihm des Gel=

des so viel als er wollte und dieses benützte er, um allein oder in Gesellschaft von seinesgleichen die verschiedenen Länder Italiens zu durchstreifen, und in Siena erzählte er selbst und erzählte man in den Schenken von manchen Gewaltthätigkeiten und blutigen Abenteuern seiner Streifzüge. Reich und gewohnt alles durchzusetzen, glaubte er, daß Pia Montanini, seine Nachbarin, für ihn nicht zu hoch geboren war. Er verliebte sich auf das heftigste in dieses eben so schöne als stolze Mädchen, und als er hochmüthig und beleidigend von ihr zurückgewiesen wurde, gestaltete sich seine Liebe zu ihr nur noch inniger und leidenschaftlicher. Niemand hätte geglaubt, daß Lorenzo Cattena ungestraft beleidigt werden könne und daß sich die zärtlichste Liebe nach einer solchen Beleidigung in seinem Herzen nicht in Haß verwandle; Niemand wußte das auch jetzt noch, da die ganze Geschichte seiner Liebe, Werbung und Zurückweisung geheim zwischen ihm und Pia vorgegangen. Jetzt, da er sie in der Einsamkeit der Nacht plötzlich vor sich stehen sah, nachdem er sie seit längerer Zeit nicht mehr gesehen, war er von ihrem Anblick überwältigt und erlag den Hoffnungen, die plötzlich in seinem Herzen aufstiegen. Er war keines Wortes fähig, als Pia zu sprechen begann: „Du hast es selbst erkannt, Lorenzo, daß ich meine hohe Geburt

nicht so weit vergessen konnte, um mich mit Dir zu vermählen, selbst wenn Du noch hundertmal reicher, schöner und tapferer wärest, als Du schon bist. Edel und vernünftig hast Du mir die Zurückweisung vergeben; Du hast Dich weder an mir noch an meinem Bruder gerächt, ja wie ich es längst weiß und wie ich es Dir auch jetzt ansehe, Du liebst mich so heiß wie vorher. Kann ich nun den Namen Montanini nicht so beflecken, indem ich mich mit dem Sohne eines Metzgers vermähle, so kann ich doch über mich selber verfügen und Dir, wenn Du es verdienst und Dich mir willig zeigst, jede höchste Gunst erweisen."

Lorenzo zitterte bei diesen Worten und antwortete nur, indem er ihre Hände mit den glühendsten Küssen bedeckte.

Pia fuhr fort: „Der alte französische Edelmann, in dessen Hause ich jetzt lebe, steht meinem Glücke im Wege, und wenn er nur noch wenige Wochen am Leben bleibt, können mir daraus die größten Kümmernisse entstehen. Er verdient den Tod, denn er hat mit Verachtung vom ganzen Adel Siena's gesprochen, und wenn er plötzlich stirbt, wird sein Tod der Rache des Adels zugeschrieben." —

Fünf Tage nach dieser nächtlichen Zusammenkunft brachte man die Leiche des alten Herrn von Saligny

nach Hause; man hatte ihn in dem Wäldchen vor der Stadt, in welchem er Nachmittags zu spazieren pflegte, mit einer Wunde im Herzen todt gefunden. Anna empfand die aufrichtigste Trauer einer guten Tochter; sie fühlte sich vereinsamt und wäre beinahe verzweifelt, wenn ihr nicht die Geschwister, besonders Pia, mit den zärtlichsten Tröstungen und mit den vernünftigsten Reden zur Seite gestanden hätten. Die Waise war für diese Hilfe so dankbar, daß sie sich dem Rathe und der Leitung der Beiden gänzlich überließ. Sie folgte nun Pia, der sie schon früher zu gehorchen sich gewöhnt hatte, wie einer Herrin, und die Zügel des Hauses, welche Pia während der Trauerzeit übernommen hatte, blieben auch nach dieser in ihren Händen. Pia war durch ihren Verstand wie durch ihr Auftreten ein Mädchen, das zum Herrschen geboren war. Auch Borso zeigte seiner Geliebten, mit der er nun ganz ungestört umgehen konnte, während dieser traurigen Zeit so viel Theilnahme und Zärtlichkeit, daß die Liebe zu ihm, von Dankbarkeit genährt, im Herzen Anna's rasch aufwuchs und so war es für Pia leicht, sie von dem Plane, nach Frankreich zurückzukehren, wieder abzubringen, da auch die früheren Beweggründe, die Rücksicht auf die Sehnsucht des Vaters, weggefallen waren. In Frankreich hatte die arme Waise jetzt nichts mehr zu

suchen, während sie in Siena eine Freundin hatte, die mütterlich für sie sorgte und einen Mann, den sie liebte und dessen Liebe ihr sicher war. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters schrieb sie unter Pia's Anleitung an den Vicomte de Chinon, daß er sich ihretwegen nicht mehr bemühen solle und daß sie sich in Kurzem mit einem der edelsten Jünglinge von Siena vermählen werde. In der That wurden alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen. Der alte Herr von Saligny hatte aus Frankreich sein ganzes Vermögen gerettet; dieses bestand aus baarem Gelde, aus Edelsteinen und andern Kostbarkeiten. In Frankreich galt er für einen unbemittelten Edelmann; dem armen sienesischen Nobile aber und seiner Schwester erschien die Erbschaft als eine sehr reiche und glänzende, was sie in Siena, in Anbetracht der allgemeinen Armuth der Stadt und besonders der Adeligen, auch wirklich war. Borso kaufte den Palast, den Saligny gemiethet hatte, für fünfhundert Scudi und nannte ihn Palazzo Montanini, dann, nachdem eine geziemende Zeit seit dem Tode des Vaters verflossen war, ging man an die letzte Einrichtung und an die letzten Vorbereitungen zur Vermählung.

Allen Dreien schien es angemessen, daß die Vermählung in der Stille gefeiert werde, und man

begab sich zu diesem Zwecke in die Kapelle des heiligen Luca, welche wohl drei Miglien weit von Siena, in einer Thalschlucht versteckt liegt, und in welcher ein einsam lebender Bruder Franziskaner das heilige Amt verwaltete. Die Verlobten waren sehr überrascht, als sie an den Altar der leeren Kapelle traten und ihnen der Bruder Gaetano erklärte, daß er ihnen den ehelichen Segen nicht geben wolle. Borso warf einen Beutel voll Gold auf den Altar; aber der Bruder schob ihn mit dem Rücken seiner Hand vom heiligen Tische, daß er auf den Boden fiel, und beharrte auf seiner Weigerung, ohne auf das Dringen Borso's irgend eine Erklärung abgeben zu wollen. Als dieser mit seiner Braut am Arme zornig die Kapelle verließ, zupfte der Mönch Pia am Kleide und flüsterte ihr ins Ohr: Ich bin der Beichtvater Lorenzo's, Deines Geliebten. Pia war über dieses Wort, daß Lorenzo ihr Geliebter sein solle, so entrüstet, daß sie, die bisher nur betroffen gewesen, die Kapelle eben so zornig verließ, wie ihr Bruder.

Borso wandte sich nun an eine andere Kirche, aber es erging ihm da, wie in der Kapelle des heiligen Luca, und so erging es ihm in einer zweiten und dritten Kirche und endlich in allen Kirchen und Kapellen der Stadt und Gegend von Siena — überall wurde

seiner Ehe der Segen der Kirche versagt, und dem Fräulein von Saligny wurde es furchtsam zu Muthe, ja es war ihr, als sollte sie mit dieser Heirath ein Verbrechen begehen, da die Kirche so hartnäckig ihren Segen versagte. Aber sie wagte keine Frage mehr, so sehr war sie schon von Pia, die trotz aller dieser Mißhelligkeiten immer ruhig blieb, beherrscht und eingeschüchtert.

Es war der armen Anna, als wäre sie verflucht, da man sich endlich aufmachte, um in einem weiten Umkreise um Siena, einen Priester aufzusuchen, der den ehelichen Segen ertheile, da man selbst in größern Entfernungen von der Stadt auf dieselbe Weise zurückgewiesen wurde. Endlich brachte Pia die Suchenden bis in die Mitte des giftigen Sumpflandes, der Maremnen, wo selbst in den heißen Monaten, da Alles, was leben will, aus der Gegend flieht, ein einziger büßender Bruder Kapuziner aushält, um in der Einsamkeit für die Seelen derjenigen, die hier am Fieber zu Grunde gegangen, täglich eine Messe zu lesen. Von diesem Bruder in diesem Lande wurde endlich Anna dem Borso Montanini als sein eheliches Weib angetraut.

Trotz dieser traurigen Einleitung, die nichts weniger als Glück versprach, trat das junge Ehepaar doch

in glückliche Flitterwochen. Die Hindernisse, die sich ihm noch an der Schwelle seines Glückes entgegengestellt, steigerten Borso's Leidenschaft, und Anna fühlte sich in seiner Liebe über Vieles getröstet, was sie in der letzten Zeit beunruhigte. Pia war es, als hätte sie für jetzt ihre Sendung erfüllt, da sie den Bruder im Besitze seiner Geliebten sah, und um das junge Ehepaar in seinem Glücke nicht zu stören, wollte sie sich in einem entfernten und stillen Winkel des Palastes einrichten. So kam sie in die Stube, in welcher Herr von Saligny seine Forschungen betrieben und den Stein der Weisen gesucht hatte. Der Dunst dieses Gemaches, die vielen großen und alten Bücher, die sonderbar geformten Gefäße, die Tiegel und Oefen, die Zahlen und Zeichen auf verschiedenen schwarzen Tafeln, die unbekannten Stoffe, Minerale und Flüssigkeiten jeder Farbe — Alles, was sie da vorfand, erschreckte sie anfangs, zog sie aber bald auf unwiderstehliche Weise an und sie lachte vor Freude auf, als sie in eines der Bücher, das noch aufgeschlagen dalag, wie es Herr von Saligny gelassen hatte, hineinblickte und sich überzeugte, daß es italienisch geschrieben und ihr verständlich war.

Viele der hier aufgehäuften Bücher waren in italienischer Sprache geschrieben, aber auch die französi-

schen erschreckten sie nicht, da sie im Laufe der letzten Monate diese Sprache im Umgange mit Anna ziemlich gut erlernt hatte. Und als sie auch lateinische Bücher und Handschriften entdeckte, war ihr Eifer, in die Geheimnisse dieser sie umgebenden Welt zu dringen, schon so entflammt, daß sie beschloß, sich auch die lateinische Sprache anzueignen. Ihr beständiger Aufenthalt, ihre Heimat war jetzt das Laboratorium des Herrn von Saligny; selbst in der Nacht sah das Ehepaar, dem sie beinahe verschwunden war, dort Lichter brennen und aus dem Schornstein über dem Laboratorium Rauch aufsteigen. Bruder und Schwägerin ließen sie gewähren und wußten kaum, was sie trieb. Sie erriethen es nach einiger Zeit aus einzelnen ihrer Aeußerungen, wenn sie mit hoher Achtung von den Arbeiten des verstorbenen Herrn von Saligny sprach und seine Leistungen in den geheimen Wissenschaften, die sie aus hinterlassenen Papieren kennen gelernt hatte, mit begeisterten Worten rühmte. Hätte er, so meinte sie, nur noch wenige Monate gelebt, er würde sein großes Ziel erreicht haben. Nun sei es ihr vorbehalten und sei es ihre Pflicht, das große Werk zu Ende zu führen. Ein anderes Mal, nachdem sie schon Monate lang im Laboratorium gearbeitet, rühmte sie ihre Wissenschaft als eine solche, die nebenbei, gewissermaßen als Ab-

fälle von ihrem Reichthum, ihrem Jünger Kenntnisse gewähre und Geheimnisse offenbare welche über Tod und Leben des Nebenmenschen Macht geben.

Nur Ein Mensch wagte es, sie in ihrer Einsamkeit zu stören und mehrere Male in das Laboratorium einzudringen, obwohl Dienerschaft und Nachbarn und Alle, die ihr Treiben kannten, das Laboratorium als eine Teufelsküche und Pia selbst als eine Zauberin, als eine Person, die sich mit unheimlichen und verbotenen Künsten abgebe, mit Scheu zu betrachten anfingen — dieser Eine Mensch, der zu wiederholten Malen trotz allem Verbote, und trotzdem dem Pförtner des Palastes Befehl gegeben war, auf ihn ein wachsames Auge zu haben, zu Pia vordrang, war Lorenzo Cattena. Seine Liebe zu Pia ließ ihn nicht ruhen und er fand die verschiedensten Wege über Dächer und durch Fenster, um immer wieder vor ihr zu erscheinen. Er sagte ihr, daß es unmöglich sei, sich dabei zu beruhigen, einmal eine Gunst von ihr erfahren zu haben; im Gegentheil habe diese Gunst einen unauslöschlichen Durst nach ihrer Liebe in ihm geweckt und er müsse sie in seinen Besitz bringen, wenn er nicht in Raserei verfallen solle. Er drang jedesmal mit wildentflammten Augen in das Laboratorium, ging aber immer niedergeschlagen, demüthig und in sein Schicksal ergeben, von dannen. Denn

Pia hatte eine solche Gewalt über ihn, daß sie ihn nur anzublicken brauchte, um seine schlimmste Wuth beinahe in Furcht zu verwandeln und ihn sanft zu machen wie ein Lamm, obwohl sie ihm die härtesten Dinge die schlimmsten Worte sagte, für deren kleinstes er jedem Andern den Dolch ins Herz gestoßen hätte. Sie mahnte ihn fortwährend an seine Niedrigkeit, gab ihm die beleidigendsten Namen und schalt ihn, daß er seine Blicke zu ihr empor zu heben wagte, der Knecht, der Sohn des Metzgers, der er sei. Indessen gewöhnte sich Lorenzo, wie es scheint, nach und nach an ihre Blicke und an ihre harten Worte und eines Tages trat er mit dem Entschlusse ein, sich dießmal durch nichts einschüchtern zu lassen und sie auf alle Fälle mit seiner überaus großen Kraft zu seinem Willen zu zwingen. Pia erkannte gleich bei seinem Eintritte, mit welchem Entschlusse er gekommen war und stellte sich hinter einen mit Instrumenten, Flaschen und Phiolen bedeckten Tisch. Lorenzo sprang auf sie zu und schlang seinen Arm um ihren Leib. „Jetzt," rief er, „wirst Du mir nicht entgehen; heute magst Du thun und sagen, was Du willst, es hilft Dir nichts, ich trage Dich fort von hier und Du mußt mein Weib werden oder meine Geliebte!" Er glaubte sein Spiel schon gewonnen, da Pia ruhig blieb und weder zu zanken begann, noch auch

Miene machte, einen Hilferuf auszustoßen. Mit größter Gelassenheit sagte sie: „Lorenzo, wenn Du jetzt nicht sogleich den Arm zurückziehst und mich frei läßest, wenn Du nicht sogleich aus der Stube gehst, so kann es Dein Leben kosten." Lorenzo lachte auf; er hätte es wohl, trotz Pia's Stärke, mit hundert ihres Gleichen aufgenommen und die Gelassenheit, mit der sie sprach, schien ihm nichts weniger als eine ernstgemeinte Drohung, ja sie machte in ihm den freudigen Eindruck, als ob sie ihn nur aufmuntern wolle. Er lachte noch einmal in Lauten, die von glücklicher Aufregung zitterten und hob sie dabei mit beiden Armen in die Luft: aber in demselben Augenblick ergriff Pia eine der Phiolen die auf dem Tische standen, zog den gläsernen Stöpsel heraus, wandte ihren Kopf ab, hielt die Phiole unter Lorenzo's Gesicht und er sank wie vom Blitze getroffen zu ihren Füßen nieder. Pia schloß die Phiole sogleich wieder mit ihrem Daumen, dann mit dem Stöpsel, der auf den Boden gefallen war, dann schürzte sie die Aermel auf, faßte den ausgestreckten Lorenzo unter den Armen und schleppte den gewaltigen Leib zur Thüre hinaus und wohl zwanzig Schritte weit durch den Korridor, bis sie ihn unfern der Treppe fallen ließ, um in ihr Laboratorium zurückzukehren.

An der Treppe fanden ihn, wir wissen nicht nach

wie langer Zeit, die Diener des Hauses, die ein großes Geschrei erhoben, da sie ihn für todt hielten. Auf den Lärm kam Anna herbei und ließ Lorenzo in ihre Gemächer bringen um zu versuchen, ob nicht noch Leben in ihm sei. Die gute Seele bemühte sich aufrichtig und wandte alle möglichen Mittel an, um wieder Lebenszeichen hervorzurufen. In der That kam auch Lorenzo bald zum Bewußtsein, aber alle seine Glieder waren so sehr gelähmt, und starr, daß er nicht der geringsten Bewegung fähig war. Er hörte schon längst die Stimme seiner Pflegerin und er konnte bereits beobachten, mit welcher Barmherzigkeit sie sich um ihn bemühte, während sie ihn noch lange Zeit für todt hielt. Endlich schlug er die Augen auf und erkannte was er schon in seinem Starrkrampf geahnt hatte, daß die Barmherzige keine Andere war als Anna, Signora Montanini. Bei diesem Anblick schien das ganze Leben und die ganze Kraft in seine Glieder zurückzukehren; er sprang mit einem Satze vom Lager auf und sah sie mit Blicken an, aus denen bei weitem mehr Angst und Entsetzen als Dankbarkeit leuchteten. „Ihr, Signora Anna,“ rief er zitternd aus, „ihr seid es, die mir wieder das Leben gibt? Wahrlich, ich habe das Gegentheil um Euch verdient!“ Nach diesen Worten warf er sich ihr zu Füßen und bedeckte den Saum ihres Kleides

mit Küssen und Thränen. Endlich sprang er auf und ohne Anna nur noch anzusehen und als ob er von unsichtbaren Geistern fortgetrieben würde, eilte er aus dem Gemache und aus dem Palaste hinaus, immer mit Armen und Händen hinter sich schlagend, wie ein Mensch, der einen oder mehrere Verfolger von sich abwehrt. Anna wußte nicht, wie sie sich dieses Benehmen Lorenzo's deuten solle und wußte ferner nicht, warum sie dieses Benehmen ohne irgend eine Ursache daran erinnerte, daß die Kirche so lange ihrer Ehe mit Borso den Segen versagt hatte. Dann dachte sie wieder an die Liebe dieses Lorenzo zu Pia, welche in Folge seiner Versuche, zu ihr zu dringen, schon dem letzten Diener im Hause bekannt war — und Alles das zusammen machte sie noch nachdenklicher, als sie es seit den Flitterwochen schon gewesen.

Dieß war der letzte Besuch Lorenzo's im Palazzo Montanini. Er kam nicht wieder und Pia konnte sich nun ganz ungestört ihren Studien hingeben, in die sie sich mehr und mehr vertiefte, ja so sehr vertiefte, daß sie kaum mehr wußte, was im Hause vorging. Viele Tage verstrichen oft, ohne daß sie einer der Bewohner des Palastes zu Gesicht bekam, so ausdauernd hielt sie sich in ihrem Laboratorium eingeschlossen. Sie wußte nicht, ob die von ihr gestiftete Ehe glücklich war oder

unglücklich; sie wußte nichts von den etwaigen Freuden oder Sorgen des Hauses. Sie bemerkte nicht daß die Gattin ihres Bruders immer trauriger wurde und mit gebeugtem Haupte umherging, als ob sie nach der Lösung eines Räthsels suchte und daß diese Trauer und Nachdenklichkeit seit dem Abenteuer mit Lorenzo noch zugenommen. Die Scheu, welche Anna vor ihr empfand, beachtete sie eben so wenig, als sie für die umdüsterte Stirn ihres Bruders ein Auge hatte. Daß das Haus, welches nach der Hochzeit mit einem des alten Adels würdigen Glanze ausgestattet wurde, dem Mangel und dem abermaligen Verfalle entgegenging, erfuhr sie erst, als sie eines Tages, wie schon oft, von Borso Gold verlangte, um Stoff für ihre Forschungen zu haben und als sie dieser mit Vorwürfen überhäufte, daß sie sein Letztes in Rauch aufgehen lasse. Das Vermögen, das sich nach dem Tode des Herrn Saligny vorgefunden, hatte dem armen sienesischen Nobile ungeheuer geschienen, er hatte nie so vielen Schmuck, so viele Dublonen zusammen gesehen. Er rechnete nicht, als er den Palast fürstlich einrichten ließ und eine große Dienerschaft in seinen Sold nahm und er dachte nicht daran, daß dieses angeerbte Vermögen Anna's zu Ende gehen mußte. Solcher Ketten, wie er eine vom Kardinal von Pisa erhalten, hatten sich in der Ver=

lassenschaft mehrere gefunden und Borso erinnerte sich, wie lange er von der Einen gelebt hatte. Nunmehr erkannte er, wie schlecht er gerechnet und es fiel ihm vorzugsweise auf, wie viel Gold er seiner Schwester schon geliefert hatte; er verlor das Vertrauen in ihr Treiben; wie sehr er ihr auch sonst alles Mögliche zugetraut hatte. Er überhäufte sie mit Vorwürfen und schalt ihre Forschungen thöricht und verderblich. Da gerieth Pia in großen Zorn, nannte ihn undankbar und drohte, ihn seinem Schicksale zu überlassen, was er tief beklagen werde, wenn er einst und zwar bald vernehme, daß sie das Geheimniß gefunden, welches seit Tausenden von Jahren der Gegenstand der Forschungen aller weisesten Männer aller Zeiten und Länder gewesen. Borso, wie sehr er auch nach diesen Worten wieder in den Geist seiner Schwester Vertrauen setzte, erschrack doch mehr vor der Drohung, daß sie ihn verlassen wolle, als vor dem Gedanken, an ihren Entdeckungen keinen Theil zu haben; denn er war an Rath und Beistand seiner Schwester so sehr gewöhnt, daß er sich ohne sie ganz hülflos vorgekommen wäre. Sie beruhigte ihn, als sie seinen Schrecken sah, versprach ihm, ihn nie zu verlassen und theilte ihm mit, welche Hoffnungen sie habe, bald Gold machen zu

können, und welche wunderbaren und mächtigen Künste sie sich bereits zu eigen gemacht.

So waren seit der Verheirathung Borso's beinahe drei Jahre vergangen, als eines Tages in Siena ein Edelmann, Namens Giorgio Sanvitale, erschien, der mit seinen prächtigen Kleidern, seiner zahlreichen Dienerschaft, überhaupt mit seinem glänzenden Auftreten um so größeres Aufsehen erregte, als man sich noch genau erinnerte, wie er vor Jahren die Stadt als ein ganz armer Jüngling verlassen hatte, der kaum den Mantel auf den Schultern bezahlen konnte. Er war im Gefolge der Prinzessin Maria Medici weggegangen, welche nach Frankreich zog, um Königin zu werden und welche nach dem Tode ihres Gemahls, König Heinrichs IV., zu Zeiten Frankreich unumschränkt regierte, obwohl sie das französische Volk beschuldigte, der Ermordung des guten Königs nicht ganz fremd gewesen zu sein. Aus ihrem Kammerdiener hatte sie, kraft ihres Einflusses, einen mächtigen und reichen Marschall von Frankreich gemacht und konnte sie auch nicht aus allen Italienern, die sie mitgebracht, französische Marschälle und Herzoge machen, so wußte sie doch alle oder die meisten zu bereichern, denn Frankreich ist ein reiches Land, ihr Gatte Heinrich war schwach gegen sie, um sich von ihr manche eigene Schwäche vergeben

zu lassen, und während der Minderjährigkeit seines Sohnes Ludwig hatte sie als Vormünderin, wenn auch nicht immer, doch zu wiederholten Malen freie Hand, um über die Würden und Reichthümer des Hofes, wie des Landes nach Gutdünken zu verfügen. So war auch Giorgio Sanvitale, der zu ihrem Hofe gehörte, emporgekommen. Er kehrte jetzt auf einige Zeit nach Siena zurück, um, wie er sagte, seine Vaterstadt und seine armen Anverwandten zu besuchen, wie aber die Leute behaupteten, nur um sich in seinem Glanze zu zeigen, wo man ihn als armen Schlucker gekannt hatte. Er besuchte alle seine Bekannten, also auch die Montanini, mit denen er entfernt verwandt und von frühester Kindheit an befreundet gewesen. Doch verband er mit diesem Besuche noch einen andern Zweck. Der Vicomte von Chinon, als er hörte, daß Sanvitale nach Siena zurückkehre, hatte ihn ersucht, sich nach Anna von Saligny, jetzigen Montanini umzusehen und ihm dann zu berichten, wie es mit ihrem Glücke stehe, denn noch immer bewahrte er ihr eine treue Anhänglichkeit und war er begierig, etwas über ihr Geschick zu erfahren. Sanvitale war froh, dem Günstling des Kardinals Richelieu einen Dienst leisten zu können, da die Macht zwischen dem Kardinal und der Königin Maria hin- und herschwankte und es für alle Fälle

nützlich sein konnte, in der Partei des Kardinals einen Freund zu haben. Er wurde von Borso Montanini mit Anstrengung seiner letzten Mittel, mit allerlei Gastereien auch als Freund und Verwandter und von Anna als ein Mann, der aus ihrer Heimat kam und ihr über Manches, was ihr am Herzen lag, Auskunft geben konnte, freundlich empfangen. Selbst Pia kam aus ihrer Einsamkeit hervor, um an den Gastmählern, welche Sanvitale zu Ehren gegeben wurden, theilzunehmen.

Als Sanvitale, der schon in der Stadt von Pia's Studien und von ihr selbst wie von einer Art Hexe hatte sprechen hören, nun auch aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung erhielt, daß sie den Stein der Weisen suche und bereits die merkwürdigsten, das Leben verlängernden und verkürzenden Elixire und Gifte gefunden habe, bat er sie um die Erlaubniß, sie in ihrem Laboratorium besuchen zu dürfen. Dem Jugendfreunde und Gaste des Hauses gestattete sie das bereitwillig. Nachdem sie ihm Vieles erklärt und er sie eine Zeit lang beobachtet hatte und darauf nachdenklich geworden war, sagte er endlich: „Pia Montanini, Du bist in der Lage, mein und Dein Glück, ja das Glück Deiner Familie zu machen, wenn Du nur den guten Willen dazu hast. Meine Königin Maria liebt die Leute, die

solche Künste verstehen, wie Du, und überhäuft sie mit Würden und Reichthümern. Sieh nur was sie aus der Leonora Galigai, dieser Zimmermannstochter, gemacht hat, die mit ihr Frankreich beherrscht und ihr doch nicht halb so viele Dienste leisten kann, als Du ihr mit Deiner Wissenschaft leisten könntest. Ich weiß es am besten, wie sich die Königin zu Zeiten nach wissenden, in solche Geheimnisse eingeweihten Menschen sehnt, denn ich habe sie oft im Geheimen und in Verkleidungen zu Astrologen, Alchymisten und Giftmischern in die entferntesten und verstecktesten Winkel von Paris begleiten müssen, und mit meinen eigenen Augen habe ich es zu wiederholten Malen mit angesehen, wie vor ihr an Hähnen oder Hunden die Kraft verschiedener Gifte versucht wurde. Ich bin überzeugt, daß von diesen Pariser Schwarzkünstlern Dich keiner an Wissen und Muth erreicht; außerdem hätte Maria eine so geschickte Person gern in ihrer Nähe, kann aber, ohne Verdacht zu erregen, einen solchen Mann nicht an ihrem Hofe halten. Du, schön und jung und ein Edelfräulein wie Du bist, wirst Niemand auf den Gedanken bringen, daß Du Künste treibst, wie sie sonst nur alte Doktoren oder bucklige Frauenzimmer zu treiben pflegen und Du wirst der Königin um so willkommener sein. Die Galigai, schwarz, verwachsen und gemein, wie sie

aussieht, hat sich schon durch ihr Aeußeres verrathen und der Königin, weil sie allen Franzosen verhaßt ist, manche Verlegenheiten bereitet. Auch ist sie unwissend. Und doch! Sieh nur, wie weit sie es gebracht hat; um wie viel weiter, o Pia, wirst Du es mit Deinem Geiste, Deinem Wissen und Deiner einnehmenden Schönheit bringen — und ich mit Dir, denn die Königin wird mir überaus dankbar sein für ein solches Geschenk!"

In diesem Sinne und indem er ihr die Herrlichkeiten ausmalte, die sie am französischen Hofe erwarteten, redete er ihr noch lange zu. Sie bat ihn um einige Tage Bedenkzeit und antwortete endlich, daß sie bereit sei, ihm zu folgen, aber nur unter der Bedingung, ihren Bruder Borso nebst seiner Frau mit sich führen zu dürfen. Sanvitale willigte gerne in diese Bedingung. Borso, der seiner Zukunft mit Besorgniß entgegensah und wußte, daß die Noth bereits vor seiner Thüre lauerte, und der sich nach dem reichlichen Leben der letzten drei Jahre vor den Augen seiner Landsleute wieder in Armuth zurückzufallen schämte, war froh, unter einem guten Vorwande seine große Dienerschaft entlassen und rechtzeitig aus Siena abziehen zu können und war auf den Vorschlag seiner Schwester mit Eifer eingegangen. Anna beglückte der Gedanke ihr Vaterland wieder zu sehen — und so

waren Alle nach wenigen Tagen zur Reise bereit. In Siena war jetzt von nichts anderem die Rede, als von den Montanini, die sich mit Sanvitale an den Hof der Königin Maria begeben wollten, und viele arme Schlucker drängten sich an Sanvitale heran, um ebenfalls mitgenommen zu werden, wurden aber von ihm unbarmherzig zurückgewiesen.

Endlich machte man sich auf den Weg. Die Diener Sanvitale's und mit ihnen drei Diener, die Borso nicht verabschiedet hatte, bildeten, sämmtlich beritten, den Vor- und Nachtrab, während die Herren und die Damen auf Pferden und Mauleseln in der Mitte ritten. Man schlug den geraden Weg nach Livorno ein, wo man zu Schiffe gehen wollte. Ohne Abenteuer kam man nach San Geminiano und weiter und man hoffte so ruhig und ohne Schwierigkeiten bis an die See gelangen zu können, da das Land sicher war und man schon seit lange nichts von Räubern gehört hatte. Aber in der öden und kahlen Gegend zwischen San Geminiano und Volterra angekommen, sahen sich die Reisenden plötzlich von einer großen Schaar Bewaffneter umgeben, während eine andere kleinere Schaar die Dienerschaft entwaffnete und auseinander sprengte. Trotzdem wollten sich Borso und Sanvitale zur Wehre setzen, als sie sich überzeugten,

daß sie es nicht mit eigentlichen Räubern zu thun hatten. Plötzlich stand Lorenzo Cattena ihnen gegenüber. Sein ganzes Gesicht bebte vor Grimm und Wuth, und ohne sich um irgend Jemand Andern zu kümmern, wandte er sich an Pia, die er mit Vorwürfen überhäufte, daß sie ihm entwischen wollte, um sich irgend einen französischen Edelmann auszusuchen. Seit er sie als Hexe kannte, so sagte er, habe er sich von ihr abgewandt, aber seine Liebe und Eifersucht seien wieder erwacht, als er hörte, daß sie Siena verlassen und ihm entwischen wolle. Dank dem Muthe und der Hülfe seiner Freunde werde er das zu verhindern wissen und sollte er sie sammt ihrem Gefolge hier auf diesem Platze ermorden müssen. Ihm habe sie sich ergeben und ihr habe er, wie dem Teufel, seine Seele verschrieben, indem er für sie gemordet habe. Er sprach Alles dieses in höchster Aufregung, offenbar ohne selbst zu wissen, daß er es sagte, und ohne zu bemerken, daß Signora Anna Montanini ihm zu Anfang mit starren Augen auf die Lippen sah und daß sie am Ende seiner Rede leblos aus dem Sattel glitt.

Sanvitale war von Allem, was um ihn vorging, so verblüfft, daß er es kaum bemerkte, wie er schon von seinen bisherigen Reisegefährten getrennt war und von Bewaffneten umgeben sammt seinem Gefolge auf

dem Wege nach Volterra weiter geführt wurde. Von einer Höhe aus, wo ihn die Bewaffneten verließen und ihm glückliche Reise wünschten, sah er, wie die Andern, ebenfalls von Bewaffneten umgeben, auf dem Wege nach Siena zurückgeführt wurden.

So kamen die Montanini, nachdem sich Lorenzo mit seinen Begleitern vor den Thoren Siena's von ihnen getrennt, am Abend desselben Tages, an dem sie ausgezogen waren, wieder in ihrem Palaste an. In der Stadt erregte diese unverhoffte Rückkehr großes Aufsehen, und da Lorenzo zu seinem Ueberfalle vieler Vertrauten bedurfte und diese den Vorgang auf der Landstraße mit erlebt und die Worte Lorenzo's mit angehört hatten, so war die Ursache dieser Rückkehr bald kein Geheimniß mehr. Man wußte, indem man sich an mancherlei erinnerte und die einzelnen Thatsachen zusammenstellte, eben so bald, was zwischen Pia und Lorenzo vorgegangen und was diese Beiden aneinander knüpfte. Der junge Adel von Siena, auf dem bis jetzt der Vorwurf, den alten Herrn von Saligny ermordet zu haben, gelastet hatte, nahm die neue Entdeckung mit Eifer auf, veranlaßte sofort die Gerichte zur Untersuchung und verband sich untereinander zur Verfolgung und Aufbringung Lorenzo's. Da auf diesem nunmehr noch das andere Verbrechen lag, auf offener

Landstraße mit bewaffneter Hand Reisende überfallen zu haben, war Lorenzo Cattena gezwungen, außerhalb der Stadt zu bleiben und sich endlich in Begleitung einiger Freunde, die ihn nicht verlassen wollten, in die Gebirge zurückzuziehen.

Im Palazzo Montanini ging indessen auch mancherlei vor. Kaum zurückgekehrt, entließ Borso noch die letzten zwei Diener und das weitläufige Gebäude war nur noch von den drei Personen der Familie bewohnt und diese Dreie hausten getrennt von einander. Pia begab sich sofort in ihr Laboratorium; Anna schloß sich in ein Gemach am entgegengesetzten Ende des Palastes ein, und Borso trat einsam in die Stube, die er früher mit seiner Gemahlin bewohnt hatte. Mit einem Blicke hatte diese es ihm gesagt, daß sie von nun an keine Gemeinschaft mehr mit einander hätten und er wagte es nicht, ihre Schwelle zu überschreiten, wie oft er sich ihr auch näherte. Tage um Tage vergingen und Anna kam aus ihrer Einsamkeit nicht hervor und man hörte auch keinen Laut aus ihrem Munde. Borso ging wie ein irrer Geist durch den Palast. Bald war die Noth im Hause so groß, wie sie es nur jemals in dem Hause der heiligen Katharina gegenüber gewesen war. Pia hatte auch nicht mehr den Pfenning, um Kohlen für ihre Tiegel und

Retorten zu kaufen. Doch war sie es, die jetzt die Nahrung, man wußte nicht auf welche Weise, herbeischaffte und den beiden Einsamen, jedem einzeln, die täglichen Speisen brachte. Wenn es Abend wurde, band sie eine Maske um, hüllte ihren Kopf in eine Kapuze und bot auf dem großen Platze am alten Brunnen des Jacopo della Quercia, wo sie sich aufstellte, den Vorübergehenden allerlei Heilmittel und Elixire an. Als sie eines Abends heim kam, fand sie in ihrem Laboratorium den Bruder ausgestreckt daliegen, und als sie das Fläschchen erkannte, das er noch in Händen hielt, wußte sie, daß er nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden könne. Die ganze Nacht saß Pia an seiner Leiche und weinte. Am Morgen trat sie in die Stube ihrer Schwägerin, und theilte ihr mit, wie sich ihr Gatte das Leben genommen. Komm, sagte sie, wir wollen ihn bestatten; Du darfst ihm die letzte Ehre erweisen, denn er war unschuldig. Anna folgte ihr und die Beiden gruben im Hofe in dem Winkel rechts, wo die Treppe in das kleine Thürmchen führt, ein Grab, in das sie Borso's Leichnam legten und über welchem Anna an der Wand mit Kohle ein Kreuz zeichnete. Dieß Alles that sie, ohne eine Thräne zu vergießen und ohne das Schweigen zu brechen, das sie seit der Rückkehr in den Palast beobachtete. Als ihr

am nächsten Morgen Pia ihr Essen brachte, wies sie es durch Zeichen zurück; ebenso that sie am folgenden und am dritten Morgen. Pia merkte nun, daß sie Hungers sterben wollte, was auch in der That geschah.

An demselben Tag an dem Anna ihren Geist aufgab, erhielt Pia durch einen Sbirren eine Vorladung, in Sachen Lorenzo's und ihrer selbst vor Gericht zu erscheinen, um über den Tod des Herrn von Saligny Auskunft zu ertheilen. Sie hielt es für unwürdig, sich dem Gerichte zu stellen, um Rede zu stehen, wie eine Dirne aus dem Volke — und da sie für Anna nicht mehr zu sorgen hatte und der edle Name der Montanini mit ihrem Bruder erloschen war, sah sie kein Hinderniß mehr, für Verbindung mit Lorenzo Cattena, mit diesem Manne, der sie so sehr liebte und so muthig war und großer Entschlüsse fähig, wie wenige Männer.

So machte sie sich denn auf und ging zu ihm ins Gebirge. Und so verschwand die letzte Montanini aus Siena.

Note.

Ein Ereigniß aus der Geschichte der Montanini, das sich im Jahr 1395 zugetragen und das in den Annali Sanesi d'un anonimo vivente dal 1385 al 1422, also von einem Zeitgenossen erzählt wird:

„Die alte Familie der Montanini lag durch mehrere Geschlechter mit jener der Salimbeni im Kriege. Die Feindschaft der beiden Häuser entsprang aus einer Eberjagd, bei welcher ein Salimbeni getödtet wurde. Der wüthende Krieg vernichtete endlich beinahe die ganze Familie der Montanini; alle ihre Besitzungen wurden eingenommen und konfiszirt; von dem ganzen ruhmvollen Geschlechte waren nur ein Bruder und eine Schwester übrig: Carlo und Angelica, die Kinder des Tomaso Montanini. Sie bewohnten ein Val di Strove, eine kleine Besitzung, deren Werth kaum auf 1000 Gulden anzuschlagen war und lebten von dem Einkommen dieses Eigenthums, des letzten Restes der großen Güter ihrer Vorfahren. Ein Nachbar wünschte dieses kleine Gut zu erwerben, welches das seinige bequem

ergänzt hätte. Es war dieß ein Plebejer von großem Einfluß bei der Regierung von Siena; er gehörte zu jener bürgerlichen, argwöhnischen, eifersüchtigen Oligarchie welche sich, unter Anführung des Salimbeni im Jahr 1390 der Staatsgeschäfte bemächtigt hatte und die man ohne die größte Gefahr nicht verletzen durfte. Trotzdem weigerte sich Carlo Montanini zu wiederholten Malen sein Gut dem Nachbar, der es an sich bringen wollte, zu verkaufen; er war fest entschlossen, es für seine Schwester Angelika zu erhalten, um ihr mehr als ihre fünfzehn Jahre und ihre seltene Schönheit als Heiratsgut geben zu können.

Der Nachbar wollte für diese Weigerung an Carlo Rache nehmen und um ihm die Erhaltung seines Erbes unmöglich zu machen, klagte er ihn bei der Regierung an, sich mit den Guelfen und den Adeligen in eine Verschwörung gegen die Salimbeni und die volksthümliche Regierung eingelassen zu haben. Der erbliche Haß der beiden Häuser machte die Anklage wahrscheinlich und das Ansehen des Anklägers gab ihr ein besonderes Gewicht. Doch schenkte man Carlo Montanini das Leben, aber man verurtheilte ihn zu einer Buße von 1000 fl. und man befahl ihm, diese, bei Todesstrafe, binnen fünfzehn Tagen zu bezahlen. Nichts destoweniger wurde die Gier des Angebers ge-

täuscht, denn Montanini wollte, um seine Schwester nicht ins äußerste Elend zu stürzen, lieber den Tod im Gefängniß erwarten, als daß er, um diesem zu entgehen, das Erbe seiner Väter verkauft hätte. Er hatte noch Anverwandte von mütterlicher Seite, aber Keiner wagte es, ihm zu Hülfe zu kommen, denn Jeder fürchtete, sich der Regierung verdächtg zu machen und dasselbe Verderben auf sich herabzuziehen: nur die Weiber begaben sich täglich zu Angelika Montanini, um sie zu trösten und mit ihr zu weinen.

Am Morgen des fünfzehnten Tages ritt Anselmo Salimbeni am Hause der Montanini vorüber, sah jene weinenden Frauen und erfuhr von ihnen, von welchem Schicksale der letzte Sprößling des Geschlechtes, das mit dem seinigen so lange um den Vorrang gekämpft, bedroht sei. Er hatte schon früher die Schönheit Angelicas bemerkt, hatte aber eben so wenig mit ihr als mit ihrem Bruder jemals ein Wort gewechselt: die Ströme Blutes, welche in den Fehden ihrer Ahnen vergossen worden, waren sowohl den Salimbeni wie den Montanini gegenwärtig. Aber diese letzte Katastrophe erfüllte Anselmos Herz mit Barmherzigkeit. Er begab sich sofort zum Schatzmeister der Stadt, zahlte die 1000 fl. Buße und übersandte dem Gefängnißwärter den Befehl Carlo Montanini in Freiheit zu

setzen. Dieser, erstaunt in dem Momente, da er nichts Anderes als den Tod erwartete, sich befreit zu sehen, eilte zu seiner Schwester, die er noch in der grausamsten Sorge und Angst um sein Leben findet. Weder sie noch die Freundinnen, die sie umgaben, konnten sich es erklären, oder es begreifen, auf welche Weise Carlo die Freiheit erlangt habe. Bald füllte sich das Haus mit Anverwandten und Nachbarn, die ihm Glück wünschen wollten. Carlo, der unter ihnen seinen Befreier vermuthete, drückte einem nach dem andern seine Dankbarkeit aus; aber Alle wiesen seine Danksagungen mit Erröthen zurück, indem sie ihre Gründe oder Ausflüchte auseinandersetzten, derohalben sie ihm nicht hätten zu Hülfe kommen können. Nächsten Morgen begab sich Carlo zum Schatzmeister der Stadt, um sich bei ihm Aufklärung zu holen und von diesem erfuhr er, daß er sein Leben dem Sohne seiner Feinde schulde.

Carlo, betroffen über diesen Edelsinn des Feindes, wollte Salimbeni noch an Großmuth übertreffen. Es bedurfte vieler Bitten und endlich gemessener Befehle, um seine Schwester zu bewegen, daß sie ihm seinen Willen thue: und als Angelica versprochen hatte, aus Dankbarkeit, für ihren Bruder, sich des höchsten Schatzes, den sie auf Erden besaß, zu entäußern, kündigte sie ihm zugleich an, daß sie dann an ihre eigene Ehre

denken und daß sie nicht befleckt und in Ehrlosigkeit weiter leben werde.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begaben sich Bruder und Schwester in das Haus Anselmo Salimbenis. Carlo verlangte, mit diesem Edelmann sprechen zu dürfen und nachdem er mit der Schwester eingelassen worden, sagte er: „Euch, Herr, danke ich den Rest meines unglücklichen Lebens; Euch dankt meine Schwester ihren Bruder und ihre Ehre. Wenn das Geschick unser Haus nicht mit solchem Ingrimm verfolgt hätte, besäßen wir irgend ein Mittel Euch, wenigstens theilweise, unsere Erkenntlichkeit zu beweisen. Aber es bleibt uns nichts mehr als unsere Leiber und unsere Seelen; Ihr habt sie gerettet, Euch mögen sie denn angehören; wir legen sie in die Hand Eurer Großmuth und Eures Mitleides; schaltet damit wie mit Dingen, die Euer Eigenthum sind."

Nach diesen Worten ging er rasch aus dem Gemach und ließ seine Schwester allein mit Salimbeni. Dieser wollte sie ansprechen, aber erschrocken über ihre Todesblässe und über die Verzweiflung, die sich in ihrem ganzen Gesichte aussprach, ging auch er augenblicklich aus dem Zimmer; er ließ die Frauen aus der Nachbarschaft herbeirufen und bat sie hinein zu gehen und dem edlen Fräulein, das sie bei ihm finden

würden, Gesellschaft zu leisten. Als sie eintraten und in diesen Gemächern Angelica Montanini gewahrten, war ihr Erstaunen groß; die Bescheidenheit und Züchtigkeit dieses jungen Mädchens verscheuchten jeden Verdacht, der sich sonst gegen sie erhoben haben würde: aber bei der Feindschaft der beiden Geschlechter war ihr Erscheinen in diesem Hause unerklärlich. Alle Damen schwiegen und suchten nach der Lösung dieses Räthsels. Unterdessen hatte Anselmo seine Verwandten zusammenrufen lassen und als ihrer eine große Anzahl erschienen war, ließ er Angelica sammt den Frauen, die sie umgaben, bitten, zu ihm hinein zu kommen. Mit Thränen in den Augen bat er nun alle seine Freunde, ihn gütig begleiten zu wollen, und ohne sich weiter zu erklären, begab er sich mit diesem ganzen Gefolge, geführt von einer ganzen Schaar von Fackelträgern nach dem Hause der Montanini.

„Ihr habt mich — sagte er zu Carlo — ohne Zeugen sprechen wollen; ich bitte Euch meine Antwort in Gegenwart dieser ehrenwerthen Versammlung entgegen zu nehmen. Die Schönheit, die Sittigkeit und alle Tugenden Eurer Schwester Angelica haben mein Herz längst eingenommen; seit lange weiß ich, daß es keinen würdigern Gegenstand einer edlen Liebe gebe, als sie. Doch habe ich mein Gefühl für sie immer

verborgen gehalten und Niemand hat es vor Euch entdeckt. Euer Unglück und der Dienst, den ich Euch geleistet, gaben Euch Gelegenheit meine Gefühle zu errathen. Ihr konntet den Gedanken, einen Ritterdienst ohne Gegendienst zu lassen, nicht ertragen, und Ihr habt Euch und Eure Schwester mir überliefert; Ihr habt Euer Leben, Eure Ehre, Euer Alles zu meiner freien Verfügung gestellt. Ich nehme dieses kostbare Geschenk an, aber es wäre meiner unwürdig, es auf unedle Weise zu besitzen. Wenn Ihr also einwilliget, so nehme ich in Gegenwart dieser ehrenwerthen Gesellschaft Angelica Montanini zu meinem geliebten Eheweibe — und sei ihr Bruder Carlo Montanini mein lieber Schwager und Bruder, und wünsche ich, daß von dieser Stunde an, all mein Gut mein und ihr gemeinschaftliches Gut sei.“ —

Die Vermählung wurde alsbald und auf die pomphafteste und feierlichste Weise vollzogen; der Prozeß Carlos wurde aufs Neue geprüft; man erkannte die Ungerechtigkeit, deren Opfer er gewesen und indem man ihm die bezahlte Geldbuße zurückerstattete setzte man ihn auch wieder in alle bürgerlichen Rechte ein.



Nach der Natur.

Nach der Natur.



Novellen

von

Moritz Hartmann.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Emil Ebner.
1866.



Der goldene Schlüssel.

1.

Der Weg von Genf nach Chamounix ist zur Anknüpfung von Reisebekanntschaften nicht geeignet; die Naturschönheiten rechts und links nehmen die Aufmerksamkeit des Reisenden zu sehr in Anspruch, als daß er auf die gleichgiltigen und fremden Personen, die in der Diligence neben, vor oder hinter ihm sitzen, viel achten könnte. Es kann Einem auf diesem Wege leicht begegnen, was sonst in Diligencen so schwer ist, daß man nach Stunden gemeinschaftlicher Reise vor einem Hôtel aussteigt und an der Table d'Hôte einem Gesichte gegenüber sitzt, ohne zu wissen, daß man diesem selben Gesichte während einer Fahrt von drei Meilen schon gegenüber gesessen. Es mußte darum eine sehr auffallende Persönlichkeit sein, die, als sie ungefähr eine Stunde vor Bonneville auf die Imperiale stieg, Aller Augen auf sich zog. Es war ein Mann, der

ehemals groß und schlank gewesen, jetzt aber in seiner gebückten und bescheidenen Haltung beinahe klein erschien. Er trug einen olivengrünen langen Rock, der weder der heißen Jahreszeit, noch der Mode des Jahres, ja nicht einmal der Mode des ganzen Zeitalters entsprach. Es war ein Rock mit langem, schmalem Kragen, der rückwärts über den Nacken bis an die Hälfte des Hinterkopfes hinan und vorn mit seinen beiden Enden bis unter die oberen Knöpfe des Gilets hinunterstieg. Der Besitzer war gar nicht so alt, um ein Zeitgenosse dieses vor mehr als zwei Menschenaltern verfertigten Rockes sein zu können; dieser mußte ein Erbtheil, das Geschenk eines Wohlthäters oder des Zufalles sein. Eben so auffallend wie dieses Kleidungsstück waren die hohen und spitzen Vatermörder, die über die Hälfte der Wangen emporragten und selbst einen Theil der Ohren bedeckten. Sie waren blendend weiß und man sah ihnen an, daß sie eben erst in die große Kravatte gesteckt worden. Kopf und Gesicht, die hinter dem hohen Rockkragen, aus den Vatermördern und hinter einem schmalkrämpigen, aber hohen Hute hervorblickten, waren klein, als ob sie, ebenso wie der ganze Körper, zusammengeschrumpft wären und ehemals größere Dimensionen gehabt hätten. Nur die Nase ragte unverhältnißmäßig groß hervor und nur sie schien

größer geworden, während sich der ganze Rest der Gestalt im Laufe der Zeit verminderte. Die Augen dieser höchst sonderbaren Erscheinung blickten trotz aller Melancholie, trotz dem ganzen gedrückten Wesen, überaus lebhaft, manchmal leidenschaftlich, selbst wenn sie um Mitleid zu flehen schienen. Dieß thaten sie in dem Augenblick, da der Fremde fragte, ob noch ein Platz frei sei, und dann, als er sich niedersetzte und die Mitreisenden stumm um Entschuldigung bat, sie nur einen Augenblick aufgehalten, sich in ihre Gesellschaft gedrängt zu haben. An seinem Accent erkannte man sofort den Italiener und ich bildete mir ein, daß ich ihn auch als Musiklehrer erkannt haben würde, selbst wenn er nicht eine Rolle Notenpapier in der Hand gehabt hätte, denn er sah gerade so aus, wie die absonderlichen, halbkomischen Gesang- und Musiknarren oder Lehrer des Italiens des vorigen Jahrhunderts, wie sie von Reisebeschreibern, Novellisten und unter Andern auch von E. T. A. Hofmann geschildert wurden. Ich saß neben ihm auf der Imperiale, und ich hatte um so mehr Aufmerksamkeit für ihn, als mir seine ganze Haltung, jede seiner Bewegungen den Eindruck machte, daß sie um Entschuldigung seines Daseins bitten. Es war, als fühlte er sich im höchsten Grade überflüssig in dieser Welt, als wäre er davon durchdrungen, daß er Jeder-

mann nur belästigen könne. Es war eine Bescheidenheit, die den Beobachter traurig machte, weil sie nur aus großem Unglück und zahlreichen Demüthigungen entstanden sein konnte. Es kostete ihn große Anstrengung, sich, da Bonneville sichtbar wurde, an mich zu wenden und mich zu fragen, ob ich in dieser Gegend heimisch oder irgend wie bekannt sei.

„Gewissermaßen," sagte ich, „vielleicht kann ich Ihnen eine gewisse Auskunft geben."

„Sie wissen vielleicht," fragte er schüchtern, „ob Bonneville einen Musik- und Gesanglehrer hat? oder ob, wenn das schon der Fall ist, nicht auch ein zweiter hier sein Auskommen finden könnte?"

„Darüber," erwiderte ich, „kann ich Ihnen leider keinen Bescheid geben. So viel ich weiß, ist die Stadt nicht darnach, daß sie einen oder gar zwei Musiklehrer ernähren könnte."

Der Fremde seufzte und sah die vor uns liegende kleine Stadt mit einem betrübten Blicke des Vorwurfs an. Ich glaubte ihn trösten zu müssen und fuhr fort: „Indessen gibt es in der Umgegend mehrere adelige Gutsbesitzer, die im Winter meist in Paris oder Turin leben, ihren Kindern gewiß auch musikalischen Unterricht geben lassen und vielleicht sehr zufrieden sein werden, den Unterricht auch auf dem Lande fortsetzen zu können."

„Vielleicht!" seufzte der Fremde wieder mit einem Ausdrucke, der mir deutlich zu sagen schien: „Vielleicht, aber nicht wahrscheinlich, weil mir, dem Alles schief gehen muß, dadurch geholfen würde."

Ich war eben nahe daran, für meinen Nachbar auf der Imperiale große Theilnahme zu empfinden, als die Diligence vor dem Hôtel anhielt und mein Musik- oder Gesanglehrer mit einem Dank für so viel Güte, die ich ihm erwiesen, sich empfahl und den Wagen verließ. Die Diligence rollte augenblicklich weiter und als ich mich umsah, stand der Italiener noch auf demselben Flecke, auf dem ich ihn verlassen, in der Straße vor dem Kaffeehause, wie ein Mann, der nicht weiß, wohin sich wenden, und wehrte verneinend den Kellner ab, der ihn fragte, ob er nichts zu nehmen gedenke. Doch sah er wie ein Mensch aus, der einiger Erfrischungen bedürfte. Wir fuhren auf die Brücke — der Mann war mir aus den Augen und bald beim Anblick von Salanche und von Chamounix aus dem Gedächtniß verschwunden.

Fünf Tage später fuhr ich mit einem Freunde in einem Miethwagen desselbigen Weges zurück und ungefähr an derselben Stelle, wie das erste Mal, zwischen Bonneville und Genf, sah ich denselben Mann, der gebückt und langsam, immer mit der Musikrolle in der

Hand, gegen Genf wanderte. Er sah wo möglich noch mehr verwelkt und elender als das erste Mal aus; das Komische, das ihm der hohe Hut mit der schmalen Krämpe und die steifen spitzigen Vatermörder gegeben, war verschwunden, da er den Hut in der Hand trug und anstatt dessen graue Haare sichtbar wurden, und da die Vatermörder, die ihn bei seiner Einführung in Bonneville mit Eleganz hatten unterstützen sollen, zerknittert über die Kravatte herabfielen. Ich lud ihn ein, zu uns einzusteigen, und er nahm es dankbar an.

„Nun," sagte ich, als er uns gegenüber saß, „es scheint, daß Sie in Bonneville und Umgegend schon Alles besetzt fanden?"

Er seufzte, zuckte die Achseln und erwiderte: „Das eigentlich nicht; gerade in dieser Gegend hätte ich nach langem Suchen endlich Beschäftigung gefunden; es sind Beamte, Bürger und Adelige genug in der Stadt und Umgegend, welche ihren Kindern und Frauen Gesangsunterricht geben lassen. Es ist zwar schon ein Lehrer da, aber das Publikum wäre für Zweie ausreichend, ohne daß Einer dem Andern zu schaden brauchte."

Er unterbrach sich und ich hielt mich nicht für berufen, weiter zu fragen, obwohl er nach diesem Anfang eine Fortsetzung schuldig war. Er fühlte das selbst und fügte, nachdem er sich gewaltsam aus dem

Nachdenken, in das er eben versunken war, herausgerissen, hinzu: „Der Ort ist für jeden andern Musiklehrer gut, nur nicht für mich."

„Haben Sie vielleicht einen Unterricht, eine Manier, eine Schule, die mit den Kunstansichten, welche Sie in diesen Gegenden vorgefunden, nicht übereinstimmen?"

„Ach nein," sagte der Italiener, „wenn dem auch so wäre, ich dürfte es so genau nicht nehmen. Nicht eine Manier oder Schule habe ich, aber ein Schicksal."

Das Lächeln war bei diesem Worte, das er mit einem schmerzlichen Pathos aussprach, wieder verschwunden; die tiefste Betrübniß lagerte sich auf sein Gesicht, und sein Kopf sank auf die Brust hinab. Ich glaubte ihn nicht stören oder mit weitern Fragen quälen zu dürfen und knüpfte mit meinem Freunde ein Gespräch in deutscher Sprache an. Erst als wir in Chêne, dem besonders am Abend belebten Städtchen, in unmittelbarer Nähe Genfs, einfuhren, weckte ihn das Geräusch und der Lärm der Bevölkerung und der Wagen auf dem Straßenpflaster, daß er den Kopf erhob. „Mein Gott," rief er, „sind wir schon in Genf?"

„Noch nicht, aber bald," sagte ich dießmal in italienischer Sprache, in dem Gefühl, daß es ihm angenehm sein müsse, seine Muttersprache zu hören und in

dem unbestimmten Bedürfniß, diesem Manne, der auf seinem ganzen Wesen den Stempel des Unglücks trug, auf eine Weise, die ihn anheimelte oder Vertrauen einflößte, entgegenzukommen. Und so fuhr ich in derselben Sprache fort: „Möchten Sie nicht in Genf Ihr Glück versuchen? Genf ist heute eine große Stadt, beherbergt immer viele Fremde und es wäre nicht unmöglich, daß Sie daselbst Unterrichtsstunden fänden."

„Nein, nein," erwiderte er kopfschüttelnd und mit einem gewissen Humor, „ich muß es Ihnen nur gestehen, ich bin ein Gesanglehrer für Städte unter dreitausend Einwohnern oder für ländliche Bevölkerungen, die es mit der Methode nicht genau nehmen. Ich kann nichts, ich verstehe wenig vom Unterricht und von der Kunst selbst. Ich hatte einmal eine schöne Stimme und so kam ich darein und habe eine Reihe von Opernarien singen gelernt. Später habe ich mich allerdings vervollkommnet — aber so ein rechter Gesanglehrer, wie er sein soll, bin ich nicht und in einer Stadt wie Genf kann ich als solcher nicht auftreten. Wäre ich ein Charlatan, dann müßte ich fürchten, noch größere Leiden auf mich herabzurufen, oder müßte ich noch mehr fürchten, die bereits erlittenen verdient zu haben. Ich habe meinen Entschluß gefaßt — ich habe einen Plan, bei dem ich zu keinem Betruge gezwungen bin,

und nach den Erfahrungen, die ich in Bonneville gemacht, will ich von diesem Plane nicht mehr lassen."

„Und der ist?" fragte ich, mit dem besten Willen, ihn, wenn es mir möglich, bei Ausführung seines Planes in Genf zu unterstützen. Aber er that, als ob er meine Frage nicht gehört hätte und rief: „Da ist schon die Stadt!" schwang sich mit größerer Behändigkeit, als ich ihm zugetraut hätte, vom Wagen, dankte für die Güte und eilte abseits von der Straße in die dunkle Allee zwischen zwei Gartenmauern.

Unser Mitleid mit Unbekannten, deren Unglück uns ebenfalls unbekannt ist, hat niemals eine nachhaltige Wirkung; kein Wunder, daß ich des italienischen Gesanglehrers bald wieder vergaß. Aber er sollte darum nicht immer von meinem Lebenswege verschwunden sein, und daß er, um in dem Bilde zu bleiben, mir zum dritten Male am Rande dieses Lebensweges als Bettler sitzend erschien, und zwar in einem Momente, da ich in der Blüthe meines Glückes an ihm vorüberfuhr, schien mir wie eine Aufforderung des Schicksals, ihn nicht wieder aus den Augen zu verlieren. Ist es doch nicht wahr, daß der Glückliche grausam ist; im Gegentheile macht das Glück empfindlicher für das Unglück anderer.

Im Herbste desselben Jahres, an einem der ver-

späteten Sommertage, die sich am Genfersee manchmal in den Oktober verirren, fuhr ich, diesen Irrthum der Natur benutzend, in der Gesellschaft geliebter Personen, nach der Bellotte, jenem schönen Aussichtspunkte am See, wo man im Anblick der Stadt, der schönsten Landhäuser des westlichen Ufers, bei Wein und Fisch immer einige angenehme Stunden verbringen kann. Wir saßen bei unserm ländlichen Mahle in der Stube, als durch das offene Fenster Gesang zu einer Guitarre hereindrang, und zwar war es die Arie »Ecco ridente il cielo.« die schon durch ihren ersten Vers und durch ihre Melodie, wie wenige andere Lieder mit einem Streiche die ganze Schönheit Italiens herbeizaubert und die holdesten Erinnerungen an das hesperische Land auf ein Mal weckt. Es war eine alte und gebrochene Stimme, die sang, und zwar zu einem höchst unvollständigen Guitarrengeklimper, doch hörte man es einzelnen Tönen noch an, daß sie Ruinen einer einstigen schönen Tonleiter waren, und der blaue Himmel mit dem blauen See stimmten mit dem Ecco ridente so zusammen, daß die Wirkung des Gesanges auf unsere glücklichen Gemüther eine solche war, wie sie sonst selbst die herrlichsten Konzerte in gleichgültiger Umgebung nicht hervorbringen. Ich saß so, daß ich den Sänger, der draußen unter den Bäumen stand und nur für uns

sang, da keine anderen Gäste da waren, in einem mir schräge gegenüberhängenden Spiegel sehen konnte. Es war ein alter Mann in einer langen blauen Blouse, dessen Gesicht oben von einem breitkrämpigen Hute, unten von einem kurzen grauen Barte bedeckt war. Ich glaubte in ihm einen Bettler zu erkennen, der gewöhnlich nicht fern von unserm Hause in der Nähe der Délices seinen Stand hatte, und war erstaunt, daß dieser Mann sich plötzlich in einen fahrenden Sänger umgewandelt haben sollte. Da ich deßhalb näher zusah, überzeugte ich mich, daß ich mich geirrt, aber mein Erstaunen wurde darum nicht minder, denn in dem Sänger erkannte ich endlich jenen alten Italiener, dem ich auf dem Wege nach Bonneville zweimal begegnet war. Ich fühlte, daß ich eine Art von Freundschaft für ihn empfand, als mit einem Male, nachdem er kaum zehn Minuten gesungen, seine Stimme zusammenbrach, und dieselben Töne, die Anfangs angenehm geklungen, jetzt wie eine Parodie ihrer selbst, schrill, ja krächzend zum Vorschein kamen. Einige Mitglieder unserer Gesellschaft fingen an zu lachen, was mir im Namen meines alten Bekannten ziemlich wehe that. Ich bat sie, sich ein wenig zu mäßigen, daß der arme Mann ihr Gelächter und ihre Bemerkungen nicht höre, gab der schönsten Frau unserer Gesellschaft eine etwas größere Münze,

als man sonst solchen Sängern zu zahlen pflegt, und ersuchte sie, sie dem alten Manne zu bringen und mit sehr freundlichem Gesichte zu übergeben. Sie vollführte ihren Auftrag, mit der ihr angeborenen Anmuth, und der Sänger hielt sich für verpflichtet, für das verhältnißmäßig große Honorar noch einige italienische Arien zu singen, die allerdings von Minute zu Minute trauriger und mehr und mehr musikalisch falsch ausfielen. Man konnte es ihm ansehen, daß er das Bewußtsein jedes falschen Tones hatte; er schüttelte manchmal den Kopf, machte hie und da eine Bewegung der Ungeduld, brach plötzlich ab und setzte sich traurig auf eine der Bänke unter die Bäume. Ich ließ einige Zeit vergehen, dann näherte ich mich ihm und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Er war etwas betroffen, daß ich ihn in diesem Zustande wiedersah, ergab sich aber bald in dieses unangenehme Gefühl und sagte schmerzlich lächelnd: „Sie haben sich jetzt überzeugen können, daß ich Sie nicht getäuscht habe, als ich Ihnen von der Mangelhaftigkeit meiner Kunst sprach.“

„O,“ erwiderte ich, „Ihrem Gesange hört man es noch an, daß er einst überaus schön gewesen sein muß.“

„Einst, ja einst!“ seufzte der Italiener.

„Und,“ fuhr ich fort „man hört auch, daß Sie kein Natursänger sind, sondern Ihre Kunst gehörig gebildet

haben; demnach glaube ich, daß Sie allerdings es hätten wagen können, als Gesanglehrer aufzutreten."

„Nein, nein," antwortete er kopfschüttelnd, „meine Bestimmung war es, als Bettler zu enden; da nützte kein Sträuben und ich zog es vor, mich halb und halb freiwillig in dieses Schicksal zu fügen. Auch fühle ich mich, seit ich diesen Stand erwählte, viel glücklicher, als seit langen, langen Jahren."

Trotz dieser Versicherung, ließ er den Kopf hängen und ich sagte, vielleicht nur um etwas zu sagen: „Besuchen Sie mich doch einmal in Genf."

„Ach nein, Sie sind zu gütig," sagte er niedergeschlagen, — „sehen Sie mich an — ich bin nicht mehr gemacht," fügte er mit einem Seitenblick auf die Damen, die aus dem Hause getreten waren, hinzu, „ich bin nicht gemacht, in solcher Gesellschaft zu erscheinen."

„Irren Sie sich nicht," sagte ich darauf, indem ich mich zu ihm auf die Bank setzte, „ich gehöre mit zu Ihrer Familie; ich bin ein armer Mann wie Sie, ein armer Schriftsteller, dem es heute leidlich ergeht und dem es einst noch schlimmer ergehen kann, als Ihnen im jetzigen Augenblicke, da ich für äußerste Fälle nicht einmal solche Hülfsquellen habe, wie Sie sie in Ihrer Kunst besitzen. Sie haben mich auf der Diligence neben sich gesehen; der Privatwagen, in dem Sie mir

später begegneten, gehörte einem Freunde und wenn Sie mich jetzt in lustiger Gesellschaft, bei einem guten Mahle und gutem Weine wiederfinden, so ist das einer der guten Tage, die sich unser Einer in guten Zeiten manchmal erlaubt, mit dem Bewußtsein, es nicht immer so haben zu können."

„Aber," erwiderte der alte Sänger, „Sie leben doch in einer Gesellschaft, in welcher eine Erscheinung wie die meinige eine arge Dissonanz bilden würde."

„Nicht im Geringsten," versicherte ich. „Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?"

„Ich nenne mich," erwiderte er etwas zögernd, „seit mehreren Jahren Bassini."

„Also, Signor Bassini," sagte ich, „ich müßte mich sehr täuschen, oder Sie haben eine künstlerische Laufbahn hinter sich; nun ist mir die Gesellschaft von Künstlern von jeher lieber und angenehmer gewesen, als die Gesellschaft von Millionären. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihre jetzige Lage nicht gekommen, ohne viel erlebt zu haben, und wenn ich etwas für Sie thun kann, werden Sie mich reichlich dafür belohnen, wenn Sie mir etwas von Ihren Erfahrungen und Erlebnissen mittheilen und mich so belehren."

„Eine traurige Belehrung!" rief Signor Bassini.

Ich gab ihm meine Adresse; auf mein dringendes

Bitten gab er mir auch die seinige, mit dem Verspre-
chen, mich in der That demnächst besuchen zu wollen,
und wir trennten uns — ich, um auf dem Rückwege
nach Genf von den Freunden mancherlei Scherze und
Sticheleien in Bezug auf meine Neigung für vagirendes
Künstlervolk anzuhören.

Die schönen Oktobertage waren bald dahin: die
Bise wehte die fliegenden Blätter fort, und ihr folgte
Schneegestöber und endlich kaltes, eindringendes Regen-
wetter. Wir waren schon spät im November, und Sig-
nor Bassini hatte nicht Wort gehalten. Es war ein
schlimmer Winter, man sprach viel vom Elend der
armen Leute und ich dachte seiner oft, überzeugt, daß
er schweren Mangel dulden müsse. Indessen hätte es
mir eine Zudringlichkeit geschienen, wenn ich ihn, nach-
dem er meiner Einladung nicht gefolgt war, hätte auf-
suchen wollen. Vielleicht wünschte der Unglückliche, der
offenbar bessere Tage gesehen hatte, in seinem Unglück
allein und ohne Zeugen zu bleiben. Ist doch die Ein-
samkeit oft der beste Trost des Unglücklichen; sie läßt
ihn seine Qualen leichter vergessen als die Gesellschaft,
die uns immer an das erinnert, was uns fehlt. Doch
achtete ich, so oft ich durch die Straßen der Stadt
ging, auf jede Musik, auf jeden Gesang, die mir aus
Schenke oder Kaffeehaus entgegentönten, und ich folgte

meistens diesen Tönen, hoffend, daß sie mich mit meinem alten Bekannten wieder zusammenführen. Diese Hoffnung war vergebens; Signor Bassini blieb verschwunden.

So schob ich denn alle Skrupel bei Seite und wanderte eines Tags in die Rue de la Trinité und stieg die sechs Treppen der Nummer 9 hinan. Es war ein elendes, altes, schmutziges Haus, wie man sie in dieser Gegend der alten Stadt zwischen der Rue de la fontaine und dem Perron so häufig findet. Es schien sich nur aufrecht zu erhalten, weil es da in solchem Häusergedränge stand, das seinen Umsturz verhinderte. Die steinernen Treppen waren so ausgetreten, daß man an manchen Stellen einen steilen Bergpfad hinanzuklimmen glaubte. Vom dritten bis zum fünften Stockwerke führte eine hölzerne Stiege, der aber viele einzelne Treppen fehlten und über deren Lücken man wie über Abgründe springen mußte. Vom fünften in den sechsten Stock führte eine einfache Leiter. Man konnte da oben nur ermüdet ankommen, und es schien Einem, am Ziele angelangt, als hätte man Gefahren und Abenteuer hinter sich. In einem langen aber schmalen Korridor, der sein Licht durch einige Brüche im Dache erhielt, saßen Weiber und Kinder, trotz der Feuchtigkeit des Bodens, ja der kleinen Bächlein, die daselbst in Folge des hereinfallenden

Regens über die Bretter des Bodens flossen. Das sagte mir, daß es in diesem unwirthlichen Korridor noch besser sein müsse, als in den Stuben, in welche die Thüren rechts und links hineinführten. Vielleicht kamen die Weiber und Kinder hier auch nur zusammen, um sich und den umgebenden Raum durch die Menge zu erwärmen. Ich fragte nach Monsieur Bassini; Niemand kannte diesen Namen. Erst auf meine nähere Schilderung der Persönlichkeit und nachdem ich ihn als einen Mann mit einer Guitarre bezeichnete, zeigte man mir die letzte Thüre im Korridor. Ich trat ein und fand meinen Freund auf einem Strohsacke liegend und mit jenem olivengrünen langen Rocke, in dem ich ihn zuerst gesehen hatte, kümmerlich bedeckt. Eine ganze Ecke des Strohsackes war durchfeuchtet von dem Regen, der durch das zerbrochene Fenster hereindrang. In der ganzen Stube keine Spur von Möbeln. In einem Winkel an der Thür lag ein kleines Häuflein von Kleidungsstücken und auf diesem, an die Wand gelehnt, stand die Guitarre. Signor Bassini, der mich sogleich erkannte, entschuldigte sich mit Krankheit, daß er mich noch nicht besucht habe. Wahrlich es bedurfte keiner Entschuldigung und keines Zeugnisses; der Mann sah krank genug aus. Ich will mich auf weitere Schilderung des Elendes nicht einlassen. Nur soviel, daß

Signor Bassini zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht eine protestantische Gesellschaft, wie das fromme Genf ihrer so viele besitzt, in der Hoffnung ihn zu bekehren, unterstützt hätte. Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn die fromme Gesellschaft hatte die Hand von ihm abgezogen, als er, ihre Absichten erkennend, und um sie nicht länger in ihrer Täuschung zu erhalten, erklärte, daß er an einen Religionswechsel nicht denke. Seit mehreren Tagen war er in Folge dessen ohne alle Hülfe und Unterstützung.

Ich sprach mit unserm Onkel, dem guten Dr. Pelissier, der daran gewöhnt war, die Kranken unter dem Dache aufzusuchen; er nahm sich des alten Italieners auf jede Weise an und — um kurz zu sein — zu Anfang des neuen Jahres war Signor Bassini so weit wieder hergestellt, daß er — NB. in seinem olivengrünen Rocke — uns einen Besuch machen konnte. Ich brachte ihn zu dem Versprechen, einer Frau unserer Familie bei ihren Gesangstudien behülflich zu sein, ihr mit seinem Rathe beizustehen, und so gezwungen öfter zu kommen, legte er seine anfängliche Scheu ab und fühlte sich bald heimisch in unserm kleinen Kreise. Besonders gerne brachte er die Abende bei uns zu, froh, wieder manchmal auf einem Klavier spielen zu können und mit augenscheinlichem Vergnügen hie und da kleine

Erlebnisse aus früherer Zeit erzählend, mit denen er vielleicht nur beweisen wollte, daß er in guter Gesellschaft nicht fremd war.

Mit all dem wußten wir doch nichts Wesentliches aus seiner Vergangenheit, obwohl wir in dieser Beziehung nicht ohne Neugierde waren. Diese war bei Menschen, die nunmehr mit ihm in ziemlich gemüthlichem Umgange lebten, um so mehr gerechtfertigt, als wir wußten, daß Bassini nicht sein eigentlicher Name war und wir allerlei Ursache zu haben glaubten, diesen Namen als eine bloße Maske eines berühmtern betrachten zu dürfen. Natürlich enthielten wir uns trotzdem aller Fragen, und dieses Zartgefühl wurde uns sehr erleichtert, da Signor Bassini zu wiederholten Malen Ansätze zu Bekenntnissen machte, und vorauszusehen war, daß er uns demnächst etwas Näheres über seine Schicksale mittheilen werde. Es bedurfte vielleicht nur eines kleinen äußern Anstoßes, irgend einer unbedeutenden Veranlassung.

Diese fand sich bald und zufällig. Auf meinem Tische lagen eines Abends verschiedene Werke über alte Kostüme, die ich behufs einer Arbeit aus Bibliotheken und von Freunden zusammengetragen hatte. Unter diesen auch mehrere französische Theateralbums, die mir ein Freund wegen der in verschiedenen Stücken

gebrauchten Kostüme beigelegt hatte. Signor Bassini blätterte, während ich im Zimmer auf und ab ging, in diesen Büchern. Plötzlich bemerkte ich, wie er vor einem Blatte erschrocken Halt machte, es einen Augenblick mit einer Art von Furcht betrachtete und dann rasch weiterblätterte. Ich glaubte, er sei auf etwas ganz Besonderes gestoßen und bückte mich über den Tisch und fragte: „Welches Bild machte Sie so betroffen?" Er überlegte einen Augenblick und blätterte dann entschlossen zurück und zeigte mir ein Kostümbild, welches, wie die Schrift darunter besagte, einen gewissen ehemals berühmten Tenoristen in einem gewissen Rollenkostüme zeigte.

„Nun," fragte ich, „was fällt Ihnen hier so besonders auf?"

Signor Bassini ließ seinen Kopf auf das Blatt fallen und antwortete nicht. In mir stieg eine Ahnung auf, ich machte der Frau, die gegenwärtig war, ein Zeichen, und sie verließ das Zimmer. Als Signor Bassini den Kopf wieder erhob, blickte er um sich und da er sich mit mir allein sah, sagte er schmerzlich lächelnd und auf das Blatt deutend: „Ich glaube, daß ich das selber bin."

„Wie!" rief ich aus, „Sie wären der berühmte Sänger, von dem man vor zwanzig Jahren so viel gesprochen?"

„Ich glaube, ich bins," sagte Signor Bassini immer lächelnd, „ich glaube es, aber wahrlich ganz sicher bin ich meiner Sache nicht, denn es ist mir sehr schwer, den Elenden, den ich nun seit so langen Jahren mit mir einherschleppe, und den Glücklichen, den ich einst in Paris gekannt hatte, für eine und dieselbe Person zu halten. Ist es möglich, daß derselbe Mensch zwei Lebensläufe durchmache, die von einander so verschieden sind, wie Himmel und Hölle, dann ist es auch möglich, daß ich jener glückliche Künstler war, dessen Bild Sie hier in seiner Glanzrolle sehen und das ehemals in allen Albums prangte und von den bedeutendsten Künstlern für die Schaaren seiner Verehrer vervielfältigt wurde."

Das Eis war gebrochen, Signor Bassini fragte, ob wir diesen Abend allein bleiben, und auf die bejahende Antwort begann er nach einigen einleitenden Worten, wie folgt:

„Ich bin in Bologna geboren und stamme aus einer jener vielen alten Familien, an denen diese Stadt noch heute so reich ist, und die, obwohl in die bitterste Armuth versunken, in Erinnerung an ihre ehemalige Größe, jede Arbeit, jeden Erwerb als unverträglich mit ihrer Ehre betrachten. Meine Jugend verstrich, wie die Jugend aller jener berühmten Müßig-

gänger, welchen Bologna einen so schlechten Ruf verdankt. Ich hatte nichts gelernt und verbrachte meinen Vormittag in der Barbierstube, meinen Nachmittag im Kaffeehause und unter den Arkaden. Der heutigen Jugend Italiens war es vergönnt, im Kampfe fürs Vaterland, die Schmach, die auf ihrem nutzlosen Leben lag, abzuwälzen; meine Zeit fiel in eine Epoche, welche dieser Leere nicht nur nichts bot, sondern sie wie einen Lebenszweck ermuthigte. Es fiel mir nie ein, daß meine Existenz jemals eine andere Wendung nehmen sollte, denn ich war mir dessen sehr wohl bewußt, daß ich nichts besaß, was mich zu einem andern Leben hätte ermuthigen können. Ich hatte, wie gesagt, Nichts gelernt; ich weiß nicht, ob ich damals meinen eigenen Namen ordentlich schreiben konnte; meine äußere Erscheinung hatte nichts Empfehlendes, sie war im Gegentheil derart, daß ich nicht einmal auf jenen Schein vergänglichen und frivolen Glückes rechnen durfte, welches bei dem galanten Leben Bologna's vielen meiner Mitgenossen im Müßiggange einen halb und halb schimmernden Inhalt gab. In dieser Beziehung hatte ich mich, wenn auch mit Widerstreben, schon mit zwanzig Jahren ganz und gar in mein Schicksal gefügt; ich wußte, daß mich weder Einfluß, Ehre, Reichthum, noch das Glück der Liebe in dieser Welt erwarteten, und ich richtete

mich ganz darnach ein, mit einigen hundert Lire jährlich, wie viele Andere, meine Jugend, mein Mannes- und Greisenalter durch Kaffeehaus und Arkaden bis zum Grabe hinaus zu verschlendern. Da entdeckte man plötzlich eine ungewöhnlich schöne Tenorstimme in mir, und in jener Zeit, da man in Italien kein anderes Interesse kannte, als das Interesse für die Oper, wurde ich mit einem Male bis zu einem gewissen Grade der Held des Tages. Der Impressario, um kurz zu sein, bemächtigte sich meiner und nahm mich mit sich für die Karnevalsaison nach Florenz, wo er die Pergola übernommen hatte. Mein kleines Vermögen gab ich gerne für Musik- und Gesangunterricht aus, da es mir mit reichen Zinsen zurückkommen sollte; mein Herz war voll der schönsten Hoffnungen und die Prophezeiungen, die jeden Anfänger bis vor die Lampen begleiten, bewährten sich bei mir bis zur gesättigetsten Verwirklichung. Meine erste Arie wurde mit Enthusiasmus aufgenommen und bei meiner letzten war ich ein großer Sänger. Sie waren damals jung und erinnern sich nicht, wie rasch mein Name, als eines Phänomens durch alle Zeitungen Europa's lief, und mein Impressario, der auch an der italienischen Oper in Paris Antheil hatte, erwägend, daß meine schöne Stimme in dieser Hauptstadt mit größerm Vortheile in Gold ver-

wandelt werden könne, verursachte den Florentinern den großen Kummer, mich, allerdings unter den glänzendsten Bedingungen, in die Ferne zu schicken. Ich bestand meine Probe vor dem Pariser Publikum mit demselben Erfolge, wie in Florenz; nach wenigen Tagen war ich der erste Sänger, der gefeierteste Held der Kunstwelt und der glücklichste Mensch der Welt überhaupt. In jener Zeit, da die Politik schlummerte und die Regierungen sich überall Mühe gaben, die Aufmerksamkeit des Publikums auf andere Gegenstände, besonders auf Vergnügen zu lenken, was ihnen auch stets so gelang, daß das Theater der gebildeten Welt des Kontinentes überall als das wichtigste Institut erschien — in jener Zeit war es noch mehr zu entschuldigen, wenn ein Schauspieler oder Sänger bei solchem Erfolge und bei der mit diesem Stande verbundenen Eitelkeit sich für den Mittelpunkt der Welt hielt. Die französischen Zeitungen hatten das Zartgefühl, mein Glück und meinen Erfolg nicht zu verringern, indem sie meiner Häßlichkeit vergaßen. Ich gestehe es, daß ich mich ihrer mitten in meinem Glücke auf das Schmerzlichste erinnerte. Wie beneidenswerth wäre dein Loos, sagte ich mir oft, welch ein unbeschränkter Beherrscher aller Freuden dieser Hauptstadt wärst du, wenn du mit deiner Stimme ein Gesicht, eine Gestalt vereintest,

die mit ihr in irgend welcher Harmonie wären. Zu meiner Freude glaubte ich mich bald zu überzeugen, daß jene Vergeßlichkeit der französischen Journalisten nicht aus ihrem Zartgefühl entsprang; über meiner Stimme vergaß man wirklich und wahrhaftig, wie meine mangelhafte musikalische Bildung, so auch meine äußere Erscheinung. Meine Stimme schien Alles an mir zu vergolden und zu verklären, oder wenigstens das Auge derjenigen zu blenden, deren Ohr und Herz ich entzückte. Ich bemerkte, daß mich Frauen so zu behandeln anfingen, wie sie sonst nur schöne Männer behandeln, und ich dachte, daß ich jener Frau unendlich dankbar wäre, die mich wirklich das Glück der Liebe, auf das ich so früh verzichtet hatte, kosten ließe. Indessen wußte ich wohl, was die Täuschung jenseits der Lampen vermag und wie wenig dauerhaft die Täuschung sein könne; ich war immer darauf gefaßt von der Höhe dieses Glückes auf halbem Wege wieder herabzustürzen, aufs Neue entsagen zu müssen, und in dieser Stimmung war es natürlich, daß mich die Zaghaftigkeit, die mit dem Bewußtsein meines wenig einnehmenden Wesens verbunden war, niemals verließ. Ich wollte zufrieden sein, wenn mich eine schöne Frau aus der Ferne hinter dem täuschenden Lampenlichte, im trügerischen Kostüme eines Helden liebte. Dieses Glück wollte ich mir nicht

versagen und von der Bühne aus wählte ich diejenige, die ich lieben und von der ich aus der Ferne geliebt sein wollte. Es war zu entschuldigen, daß ich nach dem Schatten jener Seligkeiten strebte, die ich sonst immer als die unausbleibliche Beigabe meiner Laufbahn rühmen gehört.

Rechts von mir, ungefähr in der fünften Seitenloge ersten Ranges, bemerkte ich bald eine Dame, die so oft sie auch in der italienischen Oper erschien, immer und jedesmal die schönste der ganzen Versammlung blieb. Da ich die freie Wahl hatte, warum sollte ich nicht die schönste meiner Zuhörerinnen wählen? Der Stolz, die Härte, die auf ihrem Gesichte lagen, aber den Reiz und die Schönheit, indem sie sie unnahbar machten, nur erhöhten, konnten mich nicht abschrecken, da ich mich nicht nähern wollte, eben so wenig als mir ihr Marquistitel abweisend erscheinen konnte. Ihr sang ich meine zärtlichsten Arien zu, zu ihr wandte ich mich, wenn ich Liebesworte zu sprechen hatte und bald dachte ich auf meiner Stube nur an sie, wenn ich eine Arie einstudirte und den liebevollsten Ausdruck hineinzulegen suchte. Solche Phantasiespiele sind überaus gefährlich, wo sie sich mit einer schönen Frau beschäftigen. Es braucht nur kurze Zeit zu dauern, ein solches Spiel, und man weiß nicht mehr, wo die Phantasie

aufhört und das Gefühl beginnt. Das Eine wiederholte ich mir mit Ausdauer, daß es nur Phantasie sein könne, wenn ich mir einbildete, daß die Marquise mir mit noch größerer Theilnahme horchte, als das übrige Publikum; daß sie mich mit innigerm Blick betrachte und daß es an Wahnsinn grenze, wenn ich manchmal zu sehen glaube, wie sie voll Einverständniß, voll Mitleid, wie sie mit Liebe zuhöre, den Kopf bewege, sich verneige, als ob sie mir antworten wollte, wenn ich ihr meine Liebesworte entgegensang.

Wir hatten eine elende alte Sängerin am Theater, die man nur äußerst selten und in den untergeordnetsten Rollen verwendete, die aber immer hinter den Coulissen stand. Die Beschäftigung dieser Person, welche alle Laster in sich vereinigte, für die die Bühne ein fruchtbar treibender Boden ist, bestand darin, die Beziehungen der Sänger und Sängerinnen zu einander und zum Publikum zu beobachten, sich darein zu mengen und sie nach ihrer Art zu benutzen. Signora Rita hatte es bald bemerkt, nach welcher Seite, nach welcher Loge ich mich mit Vorliebe wendete, und nach einiger Zeit machte sie mir die Bemerkung, daß die Marquise Basvallé meine aufmerksamste Zuhörerin sei. An diese Bemerkung knüpfte sie, während der nachfolgenden Vorstellungen andere derartige, immer weiter gehende, bis

sie mir ihre Ueberzeugung aussprach, daß die schöne Marquise bis über den Kopf in mich verliebt sei. Ich kannte die Person und ihren Beruf und wies sie mit ihren Bemerkungen ziemlich derb von mir. Wenn ich die Marquise liebte, — noch mehr, wenn sie für mich einige Neigung hatte, dann sollte die Einmischung einer Person, wie Signora Rita, dieß Verhältniß nicht verunreinigen. Lieber niemals die Hand meiner Geliebten berühren, als zu diesem Glücke durch diese Vermittelung gelangen. Die Marquise war im Laufe der Wochen in meinem Herzen zu einem solchen Ideale erwachsen, mit solchen Tugenden ausgestattet worden, daß ich es ihr schuldig war, jeden unreinen Hauch von ihr fernzuhalten.

Indessen konnte dieses selbe Herz, voll von Idealen, für die zu schmeichlerischen, zu hoffnungsvollen Einflüsterungen der Signora Rita nicht taub bleiben. Die unreine Person konnte ja möglicher Weise doch eine Wahrheit entdeckt haben! Ich sträubte mich mit aller Kraft gegen meinen eigenen Wahn, als ich mit einem Male eine Einladung erhielt, in einer Soirée der Marquise Basvallé zu singen. Neue Hoffnung und neue Zaghaftigkeit theilten mein Herz. War die Einladung nicht vielleicht ein Beweis, daß sie wirklich etwas für mich fühlte? Aber bisher hatte sie mich nur im Kostüme hinter den Lampen gesehen; wird nicht

alle Täuschung, und mit ihr jeder Anflug von Neigung, wenn eine solche vorhanden ist, schwinden, sobald sie mich in der Nähe betrachtet? Die drei Tage, die vor mir lagen, vergingen mir in Qual und Hoffnung unendlich langsam und in der letzten Stunde schienen sie mir wie ein Augenblick dahingeschwunden. Ich hätte gewünscht noch mehrere Tage vor mir zu haben, um länger hoffen zu können, und doch wieder freute ich mich, daß mit der Gewißheit auch die Qual vorüber sein werde. Noch im letzten Augenblicke, da ich schon in den Wagen steigen sollte, überfiel mich eine furchtbare Angst; ich kam mir in Frack und weißer Kravatte so erbärmlich vor: mein Spiegel hatte mir nie eine häßlichere Erscheinung gezeigt, und dazu überfiel mich das niederschmetternde Bewußtsein, wie sehr es mir an Wissen, Bildung und Formen fehlte, um in der Gesellschaft einer großen Dame von Paris aufzutreten. So gehörig vorbereitet, von einer lieb gewordenen Täuschung für immer zu scheiden, aus einem schönen Traume auf das grausamste geweckt zu werden, stieg ich in den Wagen, wie ein Verurtheilter in den Karren, und fuhr ins Faubourg St. Germain, als wäre es meine Richtstätte.

Die französischen Aristokraten sind menschlicher, als die englischen; sie behandeln den Künstler, den sie

in ihre Gesellschaft ziehen, wenigstens für den Augenblick, wie ihresgleichen, nicht wie Livreebediente; sie trennen ihn auch nicht durch einen Kordon von den andern Gästen und lassen die Gleichheit gelten, die sie auf politischem Felde bekämpfen. Ich wurde in die Masse der Gäste hineingeführt, dem Herrn und der Dame des Hauses vorgestellt, wie Jeder Andere, und mein Nachbar im Gedränge redete mich eben so freundlich und höflich an, wie den andern Nachbarn, der ein Duc et Pair war. Ich hatte für diese Dinge Aug' und Gefühl offen, weil ich vor meiner Geliebten nicht gedemüthigt sein wollte. Ich bemerkte auch mit Vergnügen, daß mich alle Welt mit Interesse ansah, ohne irgend welchen Schreck über meine Häßlichkeit zu äußern. Man sah nur den berühmten Künstler, der ganz Paris entzückte, man horchte auf jedes seiner Worte, ob nicht ein Theil des Zaubers auch aus seiner gewöhnlichen Rede herausklinge. Ich hatte die Gemüthsruhe, diese Bemerkungen bei den Andern zu machen, nachdem ich sie zu meiner höchsten Befriedigung schon bei der Marquise gemacht hatte. Es ist wahr, sie empfing mich bei aller Freundlichkeit, mit der ruhigen Form einer großen Dame; ob sie mich liebte oder nicht — konnte sie mich anders empfangen? Aber von der Enttäuschung, von dem Entsetzen, das ich gefürchtet hatte, war auch

nichts zu bemerken, und der schmeichelnde Gedanke, daß meine Stimme wirklich und wahrhaftig ganz und gar meine Häßlichkeit vergessen mache, ja gewissermaßen verkläre, tauchte aufs Neue in mir auf und erfüllte mich mit Muth und Hoffnung. In dieser Stimmung wagte ich es, die Marquise prüfend zu betrachten. Wie ich in der Nähe häßlicher sein mußte, so war sie, in der Nähe betrachtet, um ein Unsägliches schöner. Erlauben Sie mir, sie Ihnen nicht zu beschreiben, ich sage nur, daß wie sie sonst mein Herz mit Sehnsucht erfüllte, mich an diesem Abende ihr Anblick berauschte. In ihrem weißen Spitzenkleide, mit den offenen, bis auf den Boden herabfallenden Aermeln, welche beide Arme sehen ließen, mit den wenigen blitzenden Diamanten in dem schwarzen Haare, war sie schöner, als irgend ein Bild des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, das ich in den Gallerien meines Vaterlandes gesehen hatte; doch war sie manchem dieser Bilder anverwandt, denn sie hatte etwas von der tiefen, aber zugleich unheimlichen Schönheit der berühmten Frauen jener Zeit. Ihr Mann, um wenigstens dreißig Jahre älter als sie, ein alter, unbeholfener Bretone von kleiner Gestalt, verlor sich gänzlich in der Gesellschaft; das Haus, die ganze Pracht, sämmtliche Gäste, schienen nur der Marquise, nicht seinetwegen da zu sein, obwohl er

der Träger des alten Namens und der Besitzer des Vermögens, sie ein armes Fräulein aus dem Institute von St. Denis und von weit geringerer Abkunft war.

Ich wurde endlich zum Singen eingeladen und ich glaube, daß ich nie so schön gesungen, wie an jenem Abend. Ich spielte mit dem Tone nach Herzenslust, er war ganz in meiner Gewalt, und was ich immer sang, ich drückte nur das Gefühl meines Glückes und meiner Leidenschaft aus. Ich wurde mit Beifall überschüttet, man bedauerte, mich meist nur auf der Bühne zu hören, da ich à la camera ein noch weit größerer Künstler sei als auf dem Theater; die Damen waren wie berauscht und ließen ihrem Enthusiasmus freien Lauf. Es fielen Worte, die mich stutzen machten, die ich aber mit Entzücken hörte, nicht aus Eitelkeit, sondern nur, weil sie mir sagten, daß man mich lieben könne. Ich mußte immer wieder und wieder singen; mein Triumph wuchs mit jedem Gesange. Ich war der Mittelpunkt und der Heros der Gesellschaft geworden. Das Bewußtsein der Häßlichkeit sank von mir, wie ein Alp; nur Eines war, von dem ich nicht wußte, ob es mich freuen oder schmerzen sollte: die Marquise hatte sich am meisten zurückhaltend gezeigt; von ihr erhielt ich nur wenige freundliche und höchst maßvolle Worte. Nach Mitternacht verschwand sie auf

einige Zeit aus dem Salon. Mir war, als ob ich jetzt auch gehen müßte, bald aber erschien sie wieder, näherte sich mir und sagte mir, sie wünsche, daß ich unter den letzten Gästen sei, damit sie mich noch ein Mal weniger gestört nur in kleinerem Kreise hören könne. So blieb ich denn, als die Gäste sich zu zerstreuen anfingen, sang noch vor vier oder fünf ausgewählten Freunden, bis mir die Marquise auf die liebenswürdigste Art gute Nacht sagte und den Wunsch aussprach, mich bald wieder zu sehen.

Ich ging. Das Vorzimmer war bereits leer. Ich sah mich nach meinem Ueberrocke um und war erstaunt, ihn nicht zu finden, als mir ein Stubenmädchen sagte, daß er unten im Korridor hänge und daß ich durch den Korridor, anstatt durch die Rue de Lille auf den Quai und so schneller über die Seine nach Hause gelangen könne. Ich folgte ihr und eine Minute später wußte ich nicht mehr, ob ich träumte oder wachte, denn dasselbe Stubenmädchen hielt mich am Arm, zog mich durch die ganze Länge des Korridors, dann eine Treppe hinab durch einen langen gedeckten Gang, durch dessen Fenster ich in einen Garten sah, und aus dem Gange in ein zweites Haus, einen Gartenpavillon und da wieder durch mehrere Stuben, bis mit einem Male eine Thüre hinter mir zufiel und ich allein war. Es

mußte sich erst mein Geist an das Sonderbare meiner Lage, dann mein Auge an die Dunkelheit des Zimmers gewöhnen. Dieses wurde zum Theile von dem Lichte einer Laterne des Quais erhellt, und mit einiger Anstrengung erkannte ich, daß ich mich in einer kleinen schön möblirten Eckstube befand. Ich befühlte mich selber, ob ich es denn auch wirklich war, ob ich noch lebte und das Bewußtsein meiner selbst hatte, oder ob meine schönsten Träume nicht zu Wahnsinn, zu einer fixen Idee in mir geworden. Ich suchte mich vor Allem der letzten Minuten, die wie eine Betäubung über mich hingegangen waren, bis ins Einzelnste zu erinnern und wie sehr ich mich zu überzeugen strebte, daß das Alles bloße Einbildung sei, so sprach das Zimmer, sprach jedes Stück Möbel, die fremden Bilder und Alles, was da war und meinem spähenden Auge immer deutlicher aus der Dämmerung hervortrat, zu laut, zu handgreiflich von einer nicht wegzuleugnenden Wirklichkeit. Sonderbarer Weise wagte ich es lange nicht, mich vom Flecke zu rühren, nicht aus Angst gehört zu werden, sondern aus Furcht, daß jede Bewegung die Phantasmagorie verscheuchen könnte. Endlich warf ich mich in einen Lehnstuhl und empfand zum ersten Male jenes glückliche und bange Gefühl des Wartens.

2.

Signor Bassini schwieg. Er war nicht von Gefühlen überwältigt, es war, als ob er sich scheute, von seinem Glücke weiter zu erzählen. Plötzlich griff er an die Brust und holte einen gelben Schlüssel hervor, der an einem schwarzen Bande um seinen Nacken hing. „Sehen Sie," sagte er, „das ist ein goldener Schlüssel. Ich habe, seit ich ihn besitze, Tage und Wochen lang gehungert, ich war oft dem Hungertode nahe; dieser Schlüssel hätte mich retten können, ich habe nie einen Augenblick daran gedacht, ihn zu verkaufen und so mein Leben zu retten und ich werde es nicht, wenn noch durch Jahre das Elend an mir nagt; diesen Schlüssel habe ich mir damals selber machen lassen, nach dem eisernen, den sie mir gab und der zu jenem Pavillon auf dem Quai der Seine führt. Er erinnert mich an eine glückliche Zeit, an die glücklichste meines Lebens. Doch war der Pavillon nicht lange der Sitz meines Glückes. Die Marquise bedauert es, mich während der schönen Stunden nicht singen hören zu können, da der Gesang meine Anwesenheit im Hause verrathen haben würde. Wie sehr mich das demüthigte, da es mich erinnerte, daß es doch nur mein Gesang war, dem ich mein Glück verdankte, so fürchtete ich doch, dieses Glück, ohne

die Hülfe meines Gesanges, bald zu verlieren und ich miethete in der Rue de Courcelles, die damals noch in der Einsamkeit lag und meist aus Gärten bestand, ein in einem dieser Gärten gelegenes Haus, welches nunmehr der Wohnsitz unserer Liebe wurde. Gestatten Sie mir über diese Spanne Glückes in meinem Leben, über diese Idylle, mitten in Paris, rasch hinweg zu gehen. Nur soviel aus jener Zeit, daß trotz aller Vorsicht, trotzdem kein Mensch ahnte, daß jenes Haus mir gehörte, und daß unsere Zusammenkünfte dort stattfanden, sich doch und zwar mehr in der guten Gesellschaft, als in der Künstlerwelt, das Gerücht verbreitete, daß die Marquise Vasvallé meine Geliebte sei. Ich habe damals die Wahrheit des Satzes erfahren, daß man nur einer Frau zu gefallen braucht, um allen zu gefallen. Sie werden, wie sie mich hier sehen, und nach Allem, was ich Ihnen gesagt, mich nicht für der Eitelkeit verdächtig halten, doch muß ich Sie mir zu glauben bitten, wenn ich Ihnen sage, daß ich damals viele Beweise unerwarteter Neigungen empfangen, daß mir von unzähligen Seiten auf erstaunliche Weise entgegengekommen wurde. Mein Leben mit der Marquise war zu schön, meine Dankbarkeit, daß sie, die Erste, meine Häßlichkeit vergessen, zu groß, und meine Liebe überhaupt zu ernst und zu tief, als daß ich nur einen

Augenblick daran hätte denken können, auch nur einen Funken meines Gefühls Andern zuzuwenden, auch nur mit einem Gedanken, nur für Momente einer Anderen anzugehören. Was mein Glück noch erhöhte, war das Gefühl der Treue und das Bewußtsein von der Dauer dieses Gefühls. Ich hatte damals keinen andern Wunsch, als den, daß in Folge irgend eines Ereignisses die Marquise ganz mir angehören, daß ich nur für sie leben, daß ich ihr irgend welche schwere Opfer bringen könnte. Der Marquis war alt; er konnte sterben. Die Marquise war arm und hatte keine Kinder. Das ganze Vermögen konnte an die Familie Basvallé zurückfallen und die Marquise hülflos und verlassen dastehen. Ich schwelgte in diesem Gedanken. Ich gewann große Summen, ich wollte noch mehr gewinnen, ich wollte arbeiten, und ich arbeitete schon in der That, um mich künstlerisch mehr und mehr auszubilden, mit meiner Stimme mehr Kunst zu verbinden, und so auf eine weitere Zukunft hinaus zu sorgen; dieß Alles, um für die Geliebte leben nnd sterben zu können. Wie viel trug diese Möglichkeit zur Verklärung und gewissermaßen zur Berechtigung meines Glückes bei?

„Es war mir nicht gegönnt, solche beglückende Opfer zu bringen: mein ganzes Leben sollte grausamer für diese Liebe geopfert werden.

„Es war gegen den Frühling; die Marquise blieb plötzlich aus; vergebens wartete ich im Gartenhause der Rue de Courcelles Abende, Nächte, Tage lang. Die schwärzesten Sorgen nagten an meinem Herzen, die Tage vergingen mir in Angst und Pein. Es war nicht länger zu ertragen, ich machte von meinem goldenen Schlüssel Gebrauch und drang in die mir wohlbekannte Stube des Pavillons am Quai der Seine. Der Pavillon, die Wiege meines Glückes, hatte sich in meine Falle verwandelt; kaum eingetreten, war ich umringt, und ehe ich mich faßte, sank ich verwundet und bewußtlos zu Boden. Ich fand mich auf meiner Stube in meinem Bette wieder, aber nur, um mich aufs Neue in Delirien eines heftigen Fiebers zu verlieren. Erst nach Wochen erfuhr ich, daß ich nicht nur eines heftigen Fiebers wegen, sondern auch wegen einer schweren Wunde am Halse behandelt wurde, und nach langer Anstrengung erinnerte ich mich, daß ich im Dunkel des Pavillons auch den Marquis vor mir gesehen und daß ich ihn rufen gehört: „In die Kehle! Stoß't in die Kehle!" Der Marquis wollte die Stimme vernichten, die ihm seine Frau entführt hatte.

Im Publikum verlautete von alledem nur sehr wenig. Mein Verschwinden fiel nicht auf, da die Saison der italienischen Oper eben jetzt zu Ende war, und der

Marquis scheint von seiner Rachethat nicht gesprochen zu haben. Mir vergingen, als mir das Bewußtsein, aber noch nicht die Gesundheit zurückgekehrt war, die Wochen in peinigender Ungewißheit. Ueber meine Stimme hatte mich der Arzt zwar beruhigt und versichert, daß mit vollkommener Heilung der Wunde auch die Stimme in ihrer alten Kraft wiederkehren werde; die Kehle war gegen die Absicht des Barons glücklicherweise nicht erheblich verletzt worden, aber welches war das Schicksal der Marquise? Welche Rache hatte sie getroffen? Ich konnte mich Niemand anvertrauen, ich hatte keinen Freund und unter meinen Kunstgenossen fand ich keinen, dem ich hätte Bekenntnisse machen mögen. Auf Umwegen erfuhr ich, daß das Hôtel in der Rue de Lille geschlossen war und die ganze Familie Basvillé, wie immer im Frühling, aufs Land nach der Bretagne gezogen war. Als ich das erfuhr, standen wir schon in der Mitte des Sommers. Meine Genesung war noch nicht so weit vorangeschritten, daß ich das Haus hätte verlassen können, und ich mußte mich in Geduld fassen, um noch den Rest des Sommers so an mir vorübergehen zu lassen. Dann, wenn ich wieder auftrat, wenn ich mich wieder in die Gesellschaft mischen konnte, sollte es mir leicht werden, das Schicksal der Marquise zu erspähen und mich wie-

der mit ihr in Verbindung zu setzen. Das klingt Alles sehr gefaßt; wie qualvoll aber mir jene Zeit der Ungewißheit dahinging, davon gibt Ihnen dieses Haar Zeugniß, welches damals in meinem dreiundzwanzigsten Jahre zu grauen begann. Der Winter kam endlich; nie ist ein Frühling mit solcher Sehnsucht herbeigewünscht, mit solcher Freude empfangen worden, wie dieser Winter. Die Besorgnisse wegen meiner Stimme, ob sie in Folge der Wunde, der langdauernden Krankheit und der Aufregungen nicht gelitten, waren auch verschwunden; ich sang wie ehemals, und wenn ich auch meine Kehle etwas schonen mußte, so versicherte man doch allgemein, daß ich künftig noch größere Wirkung machen werde, da sämmtliche Töne, über die ich gebot, sanfter, weicher, runder geworden. Als erster Sänger, der die Hauptstütze der ganzen Gesellschaft bildete, sollte ich nach der Politik des Impressario nicht gleich zu Anfang der Saison, sondern erst später, wenn sich die ganze große Welt in Paris versammelt, auftreten, und so gewann ich Zeit zu Uebungen und Studien, die Publikum und Kritik überzeugen sollten, daß ich unterdessen Fortschritte gemacht. Davon schien man übrigens schon unterrichtet und man erwartete mein Auftreten mit großer Spannung. Freilich dankte ich das Interesse, das mir das Publikum entgegenbrachte,

noch einem andern Umstande, der mir minder angenehm war, der mich selbst bekümmerte. Ich war unterdessen ein Romanheld geworden. Meine Verwundung war kein Geheimniß geblieben, und da es immer in einer Stadt wie Paris Theaternarren gibt, denen Alles derart, was sich auf Schauspieler bezieht, höchst wichtig erscheint, so folgten Leute den Spuren, auf die sie meine Verwundung geführt, und bald war leider mein Abenteuer kein Geheimniß mehr, und erzählte sogar eine Zeitung mit mehr oder weniger Genauigkeit meine Geschichte in Form einer Novelle. Auf diesem Wege erfuhr ich selbst Manches auf unbestimmte Weise über das Schicksal der Marquise. Es hieß, daß sie der Marquis, eine Art Othello, oder vielmehr ein anderer Tolomei, dessen Sie sich aus Dante erinnern, in tiefe Einsamkeit irgendwo auf einem seiner Schlösser begraben, und die Novelle ließ es errathen, daß wie jener italienische Große die Pia langsam in der Luft der Maremnen hinsterben ließ, auch der Marquis, ein langsamer, hartnäckiger Bretone, seine Frau auf irgend welche Weise werde hinwelken lassen. Auf andern Wegen, durch Bekanntschaften im Faubourg St. Germain erfuhr ich, daß der Marquis, im Gegentheile, zu seiner Ehrenrettung, die ganze ausgesprengte Geschichte Lügen strafen und mit der schönen Marquise

wieder in Paris und wie sonst, in der Oper erscheinen werde. Ich sah darum meinem ersten Auftreten mit der bangsten Erwartung entgegen, ja ich konnte es natürlicherweise nicht erwarten, auch früher einige Gewißheit zu erlangen. Wie oft schlich ich damals in dunkler Nacht um das Hôtel des Marquis. Es war und blieb geschlossen. Stumm lag es da mit seinem Garten und Pavillon, wie ein trauriges Geheimniß. Ich versuchte es mehrere Male, mit meinem goldenen Schlüssel die bekannte Thüre zu öffnen, hoffend, daß ich selbst in dem verlassenen Hause irgend etwas vorfinde, was mir über das Schicksal der Geliebten Auskunft gebe. Aber die Thüre war von Innen verriegelt, und ich war vom ehemaligen Schauplatz meines Glückes, ebenso wie von meinem Glücke selbst ausgeschlossen; der einzige Bewohner des Hauses, den ich mit großen Summen bestach, daß er mich auf die Fährte der Marquise setze, oder mir sofort, wenn er etwas erführe, Nachricht zukommen lasse, war so wenig unterrichtet, wie ich selbst, und so mußte ich mich auf den entscheidenden Abend vertrösten, ob sie dann im Theater erscheinen werde. Dieser Abend kam endlich. Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Die Billets wurden an diesem Tage um das Vier- und Fünffache ihres gewöhnlichen Preises verkauft; die Spekulanten

machten glänzende Geschäfte. Jedermann wollte den beliebten Sänger bei seinem ersten Auftreten gehört, noch mehr aber den durch eine blutige Katastrophe und durch die Liebe einer großen Dame berühmt gewordenen Romanhelden gesehen haben; besonders zahlreich war das weibliche Publikum. Meine Kollegen drängten sich hinter den Koulissen mit Glückwünschen an mich heran und gaben zu, daß das große Interesse des Publikums nur mir zu danken sei; der Impressario rieb sich die Hände vor Freude, erkennend, daß er sich nicht verrechnet, als er mir bei Erneuerung des Kontraktes die glänzendsten Zugeständnisse gemacht. Nur Signora Rita, jene alte Sängerin, von der ich Ihnen gesprochen, machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht ihr anvertraute, mit der Versicherung, daß dann Alles besser ausgefallen und ich gewiß nicht verwundet worden wäre. Eine Wunde am Halse, fügte sie hinzu, sei immer bedenklich bei einem Sänger und man könne nicht wissen, welche Folge dergleichen noch in Zukunft haben könne. Der Impressario wollte sogar, daß ich die steife Krause, die zum Kostüme meiner Rolle gehörte, ablege, damit das Publikum die interessante Narbe sehen und an die Wahrheit der Geschichte glauben könne; dieß werde die Theilnahme sehr erhöhen und den Empfang sehr lärmend machen. Ich wies diesen

Antrag mit Verachtung von mir, wie ich die Wünsche und Bemerkungen der Andern mit Gleichgültigkeit angehört hatte. Mein Sinn war auf etwas ganz Anderes als auf den vorbereiteten rauschenden Empfang gerichtet. Wird sie, oder wird sie nicht erscheinen? Soll ich sie wiedersehen? Nur diese Fragen hämmerten in meinem Herzen, das wilder und ängstlicher schlug, als damals, da ich die Bretter zum ersten Male betrat. Zugleich nahm ich mir vor, mich zu beherrschen und nicht sogleich bei meinem Auftreten nach der bekannten Loge zu sehen oder überhaupt nach der Marquise zu suchen. Ich wußte nicht, ob ich mich selbst so weit würde beherrschen können, und dieser Zweifel trug noch mehr zu meiner Aufregung bei. Endlich kam der Moment — das Glöckchen läutete, das Orchester eilte dem Takte entgegen, auf den ich aus der Koulisse zu treten hatte — ich lehnte mich an eine Leinwand, unfähig eines Schrittes. Man mußte mich hinausstoßen, da stand ich, meiner unbewußt und nach dem einen gewissen Punkte hinstarrend. Ungeheurer Applaus empfing mich; ein Sturm, der das Orchester übertönte und es sogar zum Schweigen brachte. Aber der Mensch ist ein eigenthümliches Geschöpf. Stand, Gewohnheit, Eitelkeit wirken auf ihn in den Momenten der höchsten Aufregung, übertäuben selbst Un=

glück und Leidenschaft. Vollkommen bewußtlos im ersten Momente, war ich doch schon Komödiant genug, daß mich der rasende Applaus wieder zu mir selber brachte, und gewohnheitsmäßig fiel ich ein, als das Orchester wieder begann und meinen Takt angab. Ich sang. Ich sang drei und vier Takte — Todtenstille herrschte jenseits des Orchesters — da fiel mein Blick auf die bekannte Loge — ein fremdes gleichgültiges Gesicht sah mir kalt entgegen, mein Herz fing aufs Neue zu pochen an, und mit einem Male brach mein Ton in der Mitte ab; es war mir, als ob in meinem Halse etwas geplatzt oder gerissen wäre. Ich faßte mich rasch und wollte fortfahren, aber ein greulich schriller, falscher, ächzender Ton kam aus meiner Kehle hervor. Ein Summen und Murmeln ging durch den Saal, ich stand wie versteinert da. Wieder faßte ich mich und brachte dem Orchester ein Zeichen, aufs Neue meine Arie zu beginnen. Ich setzte an, es war derselbe schreckliche, häßliche Mißton, das Orchester verstummte wieder, das Publikum war stille, mir sanken die Arme herab, ich war vernichtet. Es blieb mir nichts übrig, als mich aufzuraffen und die Bühne zu verlassen. Todtenstille folgte mir; mein Abgang war wie ein Begräbniß, und ich sagte mir auch, daß in diesem Augenblicke der große Sänger begraben wurde."

„Wozu Ihnen mein Unglück weiter und breiter auseinandersetzen? Eine Zeitlang hielten mich die Aerzte mit der Hoffnung hin, meine Stimme wieder herstellen zu wollen, aber ich war der Ansicht des Publikums, daß sie für immer verloren war. Was war ich nun ohne Stimme? Viel weniger als jener Müssiggänger in Bologna, der nie Etwas gewesen war und von dem man auch nichts erwartet hatte. Ich war so hoch gestiegen, nur um noch tiefer zu fallen. Die glänzendsten Aussichten waren dahin. Im ersten Jahre meiner Laufbahn, im Rausche meines Glückes, hatte ich wenig gespart, und das wenige Ersparte war während meiner Krankheit dahingegangen. Es blieb mir nichts übrig, als die schönen Reste meines Ruhmes, wie sie sich bei einem Sänger immer in Gestalt von Ringen, Busennadeln und dergleichen anhäufen, zu benutzen, um noch leben zu können, vor Allem aber, um die Entdeckungsreise nach der Marquise anzutreten. Ich gestehe es, daß mich das Unglück, eine glänzende Laufbahn so unterbrochen zu sehen, weniger erschütterte, im Angesichte des größern Unglücks, daß die Marquise nicht wieder auf dem Schauplatze erschien, und des Gedankens, daß sie vielleicht wirklich irgend wo in der Einsamkeit geheimen unbelauschten Qualen ausgesetzt sei. Das ganze Bewußtsein, nunmehr allen Werth, allen

Inhalt verloren zu haben, Nichts, gar Nichts mehr zu sein, trat vor diesem einen Gedanken zurück, und diesem ganz verfallen, beachtete ich es wenig, daß es nach und nach auch rings um mich einsam wurde, und brütete ich die abenteuerlichsten Pläne zur Befreiung der Marquise aus.

Nachdem ich die Aerzte eine Zeitlang an mir hatte herumexperimentiren lassen, machte ich mich mit einer kleinen Summe in der Tasche auf, um alle die Orte aufzusuchen, an denen ich nach der Angabe des Portiers und nach dem, was ich aus anderen ausgehorcht hatte, möglicherweise die Marquise finden konnte. Ich verließ Paris, das ich durch so viele Monate mit meinem Namen angefüllt hatte, ohne Sang und Klang. Niemand bemerkte meine Abwesenheit, und die Zeitungen, die sonst jede Kleinigkeit von mir berichteten, als wäre ich irgend ein Potentat, wußten Nichts von meiner Abreise. Wen konnte sie auch interessiren? Was lag jetzt daran, wo ich mich aufhielt? Wer war ich noch? Ich fühlte es zu wohl, ich war todt für diese Welt, in der ich ein Jahr lang geherrscht hatte. Ein obscurer Mann wanderte von Schloß zu Schloß, durch die schwarzen Berge, über die Haiden der Bretagne. Verkleidet und mit entstelltem Gesichte, schlich ich in die Höfe und Gärten aller dem Marquis Basvallé gehörigen Schlösser und Landhäuser, und wie jener Blon-

del, den ich aus der Oper kannte und der mit Gesang seinen König Löwenherz suchte, sang ich gleich einem Bettler vor den Thüren und Fenstern. Ach, ich wußte wohl, daß sie meine Stimme nicht wieder erkennen werde, aber die Arien, die ich ihr in glücklichen Stunden im einsamen Hause der Rue des Courcelles gesungen, diese wird sie vielleicht erkennen und dankbar für die Erinnerung ans Fenster kommen, um dem armen Bettler ein Stück Geldes zuzuwerfen. Glauben Sie mir, mein Freund, es kostete nicht geringe Ueberwindung, mich mit dieser gebrochenen verzerrten Stimme möglicherweise vor ihr hören zu lassen, ihr selber zuerst anzukündigen, daß das Einzige, was sie an mir liebte, verloren war. Während ich sang und wünschte, daß sie mich hören möge, zitterte ich zugleich vor der Erfüllung meines Wunsches. Und wenn sie mich nun erkennt und wenn sie unbewacht ist, und ich mich frei wieder in ihre Arme stürzen kann, wenn ich sie aus ihrem Gefängnisse entführen kann, welches Entsetzen wird sie erfüllen, sobald sie meine jetzige Verarmung erkennt! Nichts als der häßliche ungebildete Mann bin ich ihr dann, der verdorbene Komödiant, ein niedriges, leeres Geschöpf, das nicht den geringsten Anspruch, nicht das kleinste Recht mehr auf ihre Liebe hat. Aber alle diese Erwägungen traten in den Hintergrund vor

der Sehnsucht sie wieder zu sehen, vor dem Wunsche, Etwas für sie thun zu können.

Es war nichts; alle meine Anstrengungen erreichten kein Ziel. Nachdem ich die Bretagne durchforscht, durchforschte ich noch manchen Winkel der Pyrenäen und des mittleren Frankreich. Ich zog überall hin, wohin mich die geringsten Spuren wiesen. Alles vergebens; längst schon wanderte ich als wirklicher Bettler von Dorf zu Dorf, mit Mangel und Elend kämpfend, zu wiederholten Malen schon als Landstreicher von der Polizei aufgegriffen, die mich erst wieder weiter wandern ließ, nachdem ich mich bezwungen und als den berühmten Sänger zu erkennen gegeben. So ging es, bis aus meinem ermüdeten Herzen jede Hoffnung schwand und ich mich endlich von einem herumziehenden Theaterdirektor, der auf meinen Namen spekulirte, bewegen ließ, in einer Provinzstadt, in Rhodez, wieder aufzutreten. Die Spekulation war nicht schlecht, mein Ruf zog die ersten Abende ein zahlreiches Publikum herbei, bis man sich überzeugte, daß die Pariser Zeitungen seiner Zeit wahr berichtet und daß meine Stimme gänzlich gebrochen war. Dann blieb man aus und wollte mich nicht mehr hören. Mein Theaterdirektor gab mir Urlaub, bis er wieder in einer andern Provinzialstadt zu spielen begann. So sang ich in Limo-

ges, in Bourges, in Poitiers und andern Provinzstädten dritten und vierten Ranges, so gab ich mich, von Noth getrieben, zu einer unehrlichen Spekulation her und so sank ich immer tiefer, bis ich mir sagte, daß ich nicht mehr würdig war, die Marquise an ihre ehemalige Liebe auch nur zu erinnern; bis ich selbst nicht mehr glaubte, daß ich mit jenem Glücklichen eine und dieselbe Person, und daß jener Winter in Paris mehr als ein leerer Traum war. Und wie ein Träumer, wie ein Nachtwandler ging ich durch die Jahre, durch das Elend, ja wie ein Todter, denn mein Leben lag ja hinter mir. Von den Jahren, die vor mir lagen, hatte ich nichts zu erwarten, und was mich zu etwas gemacht hatte, war in der That und seit lange todt.

Jener Theaterdirektor führte mich wie eine Reliquie mit sich, und so kam ich nach langen Kreuz- und Querzügen in die Nähe von Paris. Da erwachte ich wieder aus meinem Träumen und Brüten; ich wünschte wieder auf der Oberwelt zu erscheinen, den Schauplatz wieder zu sehen, auf dem ich gelebt hatte, und nachdem mein Name für einen Abend auf dem Theaterzettel gedient hatte, machte ich mich auf, um einige Stunden darauf, in Paris einzuziehen. Es war im Winter, und kaum war die Dämmerung eingebrochen, als ich schon, wie Sie sich denken können, um Haus

und Pavillon der Rue de Lille und des Seine-Quai's umherstreifte. Es war ein feuchter, häßlicher Abend; Regen und Schnee fielen trübe und in schmutziger Mischung vom Himmel; in den Straßen floß es, die Wagenräder spritzten die häßliche Jauche auf Häuser und Fußgänger. Ich kümmerte mich wenig um Alles das. Stundenlang ging ich vor dem Pavillon auf und nieder, bis ich den Muth hatte, auf der Schwelle jener Thüre, die mich so oft ein und ausgelassen, auszuruhen. Ich vertiefte mich in alte Erinnerungen. Sie wurden, wie durch den langen Schlummer neu gestärkt, so lebendig, als wäre jene Zeit des Glückes erst gestern von mir geschieden, ja, als lebte ich noch mitten drin. Jedermann kennt die Qual, die man nach der Trennung von geliebten Personen empfindet, wenn sich einzelne Züge des Gesichtes zu verwischen anfangen. Bald ist es dieser, bald jener Zug, bald der Blick, bald ein gewisses Lächeln, die zum Ganzen des Bildes fehlen und die trotz aller Anstrengung des Gedächtnisses nicht herbeigeschafft werden können, um das Gesicht der geliebten Person zu ergänzen. Mit diesem peinvollen Zustande hatte ich in den letzten Jahren viel zu kämpfen; jetzt, da ich auf der Schwelle saß, stand die Marquise in ihrer ganzen Schönheit so lebhaft vor meinen Augen, wie in vollständigster Leibhaftigkeit, und wie ich

sie so vor mir sah, daß ich glaubte sie umarmen zu können, und in der That meine Arme voll Sehnsucht nach ihr ausbreitete, hörte ich hinter mir im Hause einige Bewegung. Ich erhob den Kopf und aus dem Fenster jener Eckstube, in die mich einst das Stubenmädchen geführt hatte, fiel Licht auf die Straße. Ich sprang auf, trat einige Schritte zurück und sah an den weißen Vorhängen einen Schatten vorüberstreifen, einen Schatten, den ich sogleich erkannte. Ohne nur zu wissen, was ich that, zog ich den goldenen Schlüssel aus dem Busen — er öffnete und ich stürzte auf dem wohlbekannten Wege in die Stube und mit dem Rufe: „Mathilde!" lag ich zu den Füßen der Geliebten.

Sie fuhr zurück, als sie den durchnäßten schmutzigen Bettler zu ihren Füßen sah; sie glaubte wohl an einen räuberischen Ueberfall oder etwas derart. Aber ihr Schrecken steigerte sich zu wahrhaftem Entsetzen, als sie mir ins Gesicht sah und mich erkannte. Die Scene war kurz: »Quelle horreur!« rief sie, riß ihr Kleid, das ich gefaßt hatte, aus meinen Händen und stürzte mit aufgehobenen Armen, wie vor einem grauenvollen Anblick fliehend, aus der Stube. Auf diesen Schrei stürzten einige Diener herein und faßten mich in dem Augenblicke, da ich zu Boden sank. Ich fand mich auf dem Trottoir wieder. Ein kleines Geldstück, das

neben mir lag, sagte mir, daß mich die Diener für einen Bettler gehalten und daß ein Barmherziger unter ihnen, da er mich in die regnerische Nacht hinausstoßen mußte, Mitleiden mit mir hatte.

»Quelle horreur!« dieser Ausruf des Entsetzens, den ihr mein Anblick einflößte, ist das letzte Wort, der letzte Laut, den ich in diesem Leben aus dem Munde der Marquise, meiner Geliebten, gehört habe; Sie werden sich nicht wundern, daß dieser Schrei in meinem Ohre lange nachklang und noch nachklingt. Es war eine Brandmarkung, die mir meine Geliebte für den Rest meines Lebens mitgab. Ich hatte mich selbst um den einzigen Besitz meines Herzens, um den einzigen Trost in allem Elende gebracht, um die Erinnerung an eine schöne Zeit, um den Glauben, einmal geliebt worden zu sein. Hätte ich die Marquise nicht wiedergesehen, ich hätte das Bild jener glücklichen Monate und ihr eigenes Bild in unversehrter Schönheit in meinem Herzen, wie bis dahin aufbewahrt. Jetzt war auch das dahin und anstatt jenes Bildes trage ich jetzt das Echo ihrer letzten Worte: »Quelle horreur!« mit mir fort."

3.

Signor Bassini unterbrach sich hier wieder, und ich hatte nicht die geringste Lust, ihn zur Fortsetzung

aufzufordern. Wozu, warum den armen Mann mit Wiederbelebung todter Leiden quälen? Ich war überrascht, als er mit Lächeln den Kopf erhob und mich fragte: „Welches Alter geben Sie mir wohl?" Ich betrachtete ihn lange und prüfend und antwortete endlich: „Etwas über Sechzig."

Er schüttelte den Kopf, lächelte wieder und sagte: „Ich bin noch nicht volle Siebenundvierzig. Möge Ihnen das Vieles sagen, was ich verschweige. Es ist auch nicht Viel zu erzählen von einem alten Sänger, dessen Namen man bald auch nicht als Aushängeschild und als Lockvogel fürs Publikum brauchen konnte. Seit fünfzehn Jahren bin ich bald Gesanglehrer, bald Souffleur, bald Bettler mit einer Guitarre in der Hand, auf den Straßen. Wie ich es ertragen, wie ich über eine so unendliche Zeit hinweggekommen — fragen Sie mich nicht. Ich weiß es nicht. Es scheint, daß das Unglück das Leben zäher macht, als das Glück. Doch ich bin Ihnen eine Fortsetzung meiner Geschichte schuldig, die hoffentlich der Schluß ist. Ich bin sie Ihnen schuldig, weil Sie gewissermaßen Zeuge des letzten Kapitels meiner Geschichte sind, denn dieses Kapitel spielte in Bonneville drei Tage, nachdem ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, und nur einen Tag, bevor ich Sie auf dem Wege von Bonneville nach Genf zum zweiten Male traf.

„Ich kam mit jener elenden Operngesellschaft, welche letzten Frühling in Genf spielte, als Souffleur hieher. Ich wurde entlassen, als sich diese Gesellschaft, wie Sie vielleicht wissen, in Folge schlechter Geschäfte auflöste. Nachdem ich mir durch mehrere Wochen vergebliche Mühe gegeben, mich in Genf, das ich wegen Mangel an Reisekosten nicht verlassen konnte, zu ernähren, beschloß ich, in Bonneville mein Glück zu versuchen. Savoyen wurde eben französisch; in alle diese, selbst in die kleinen Städte, wurden reichere Beamte geschickt, und die Savoyarden, die in Paris Glück gemacht, kehrten in ihre Heimat zurück, um sich der französischen Regierung bei der allgemeinen Abstimmung und bei den Wahlen gefällig zu erweisen. Ich wollte sehen, ob ich bei der Rückkehr dieser reichern Bevölkerung Savoyens nicht irgend wie Beschäftigung finden könnte. Indessen wollte man mir in Bonneville, als ich mich erkundigte, nur wenig Hoffnung geben. Es sei nur eine einzige junge Frau da, die Musik liebe und die vielleicht einen erfahrenen Meister engagiren würde, der sie auf dem Klavier begleiten oder ihr auch Unterricht geben könnte. Diese Frau, Madame de Chantilly, war meine einzige Hoffnung, daher für mich die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Umgegend, und es war natürlich, daß ich mich, bevor

ich mich ihr vorstellte, so viel als möglich nach ihr erkundigte. Zuerst erfuhr ich, daß der Baron von Chantilly ein französischer Edelmann sei, der immer in Paris gelebt und der jetzt auf eines seiner Güter bei Bonneville zurückgekehrt, weil ihn die französische Regierung darum ersuchte, da er auf die öffentliche Meinung einwirken konnte und weil er mit alledem Senator zu werden hoffte. Das und Aehnliches konnte man in Bonneville von Jedermann erfahren. Einzelnes über die Persönlichkeiten, besonders die Baronin, erfuhr ich im Kaffeehaus von einem jener Menschen, die jede kleine Stadt besitzt, die alles wissen und stolz darauf sind, besonders über höherstehende Persönlichkeiten Auskunft geben zu können. Es war dieß ein Advokat, der eine Zeitlang in Paris gelebt hatte, deßhalb in Bonneville eine Rolle spielte und in diesen Wochen der politischen Aufregung, welche die Annexion hervorbrachte, noch mehr Zeit als sonst in den Kaffeehäusern verbrachte. Man machte leicht seine Bekanntschaft, und er erzählte mir mitten im Kaffeehause und nach seiner Art, mit einer lauten Stimme, die einen Kreis von Zuhörern um ihn versammeln mußte, eine Geschichte der Baronin von Chantilly, von der Niemand unter den Anwesenden ahnte, wie nahe sie mich anging und wie tief sie mich aufregte. „Die Baronin von Chan-

tilly, sagte er laut, ist die Tochter des Marquis Basvallé, und mit leiserer Stimme fügte er hinzu: was aber kein Mensch glaubt. Es gab einen großen Skandal, der Marquis wollte seine Tochter nicht anerkennen. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte die Marquise eine Intrigue mit einem italienischen Sänger. Der Marquis kam dahinter und entführte seine Frau ins Ausland. Kein Mensch wußte, daß sie eine Tochter hatte, bis diese Tochter nach dem Tode des Marquis auftrat, und Ansprüche auf die Erbschaft machte, welche Erbschaft bereits von den Anverwandten des Marquis in Besitz genommen war. Es gab einen großen Prozeß. Ich war gerade damals in Paris, und in meiner Welt, in der juristischen Welt, wurde viel von dem Prozesse gesprochen. Die Anverwandten behaupteten, daß der Marquis diese Tochter nie anerkannt habe, aber die Marquise erkannte sie als ihre Tochter an, und das war genug, denn sie war in der Ehe geboren. Die Anverwandten behaupteten ferner, der Marquis habe sich mit seiner Frau, um dem Skandal, den die Intrigue mit dem Sänger hervorgebracht und dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, nur unter der Bedingung versöhnt, daß sie diese Tochter fern von Paris, in der Schweiz aufwachsen und sie niemals als ihr Kind vor der Welt gelten lassen werde. Aber

was konnte das den Anverwandten helfen, wenn die Marquise nach dem Tode ihres Mannes ihr Wort nicht halten wollte? In der That that sie es nicht und führte sie ihre Tochter als junge Marquise und in Trauerkleidern nach dem Tode des Marquis in Paris ein. O, wie amüsirte diese Geschichte die Pariser, besonders des Faubourg St. Germain! Sie amüsirte, einmal, weil die Anverwandten mit langer Nase abzogen, und dann, weil diese junge Marquise, wie alle Welt behauptete, jenem italienischen Sänger auf das Erstaunlichste ähnlich war, obwohl dieser Sänger ein Ausbund von Häßlichkeit gewesen sein soll und die junge Marquise doch eine hübsche Person ist."

Ich weiß nicht, was der Advokat weiter erzählte. Ich hörte nichts mehr, ich sah nicht mehr, was um mich herum vorging, ich fing wieder zu leben und zu fühlen an, wie ich seit vielen Jahren nicht gelebt und gefühlt hatte. Es floß wieder warm durch meine Adern, mein Herz klopfte wieder. Ich schlich aus dem Kaffeehause, um wieder einmal eine Gesellschaft aufzusuchen; die mir so lange nichts gewesen war, meine eigene Gesellschaft. Ich wollte wieder einmal mit mir allein sein, mich in mich selbst versenken. Dieses Bedürfniß war ein Glück, wie ich mich dessen nicht mehr für fähig hielt. Ich war allein, draußen vor dem

Städtchen, auf einem Raine zwischen zwei Saatfeldern liegend; ich wollte denken, ich wollte überlegen, allerlei wirre Eindrücke ordnen, aber ich war unfähig etwas Anderes zu denken, als: „Ich habe ein Kind!" Von meinem Ruheplatze aus konnte ich das reizende Landhaus oder Schlößchen sehen, das sich weiß und heiter von dem dunklen Hintergrunde des Môle abhob und in das Thal niederlachte. „Dort, sagte ich mir, wohnt mein Kind." „Mein Kind, mein Kind," wiederholte ich fortwährend und redete mir ein, daß die Fenster des Schlosses dabei wie freundliche Augen auf mich niedersehen.

Am nächsten Tage stieg ich den etwas steilen Weg zum Schlößchen hinan, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es nicht die Steilheit des Weges und nicht die Hitze war, die mein Herz klopfen machte. Vor Allem wollte ich die Tochter der Marquise und mein Kind sehen, dann wollte ich es um jeden Preis durchsetzen, von ihr beschäftigt zu werden, und wenn ich sie auf den Knieen darum anflehen sollte.

In das Vorzimmer tretend, war meine Aufregung so groß, daß ich den falschen Namen Bassini, unter dem ich mich einführen wollte, nicht aussprechen konnte und daß ich in Gefahr war, meinen wahren Namen zu nennen. Der Bediente sah mich mit mißtrauischem

Auge an und wurde noch mißtrauischer, als ich ihm, nachdem ich ihm den Namen Bassini genannt, aus dem Vorzimmer in den ersten Salon folgte. Ich konnte nicht anders, es zog mich unwiderstehlich in die Richtung nach meinem Kinde. Der Bediente ließ deßhalb die Thüre, die aus dem ersten in den zweiten Salon führte, offen, und richtete meinen Auftrag aus, indem er immer rückwärts blickte. Ich konnte die Baronin Chantilly in einem Spiegel sehen und bei ihrem Anblicke ergriff es mich wie ein Fieber. Es war die Marquise und doch waren es ganz und gar meine Züge, nur von Schönheit bedeckt. Ich weiß es nicht, wie ich mich bei diesem Anblick länger zurückhielt; ich weiß nur, daß ich mich mit der Hand auf einen Sessel stützte und vorgebeugt in jenen Spiegel starrte, um das Spiegelbild mit gierigen Augen einzusaugen.

„Signor Bassini?“ hörte ich sagen, „ich kenne ihn nicht, ich kann ihn nicht empfangen — sagen Sie ihm, daß ich keinen Gesanglehrer brauche.“

Ich sollte also abgewiesen werden, sie nur im Spiegel gesehen, ohne einmal ein Wort an sie gerichtet zu haben. Ich fühlte, daß ich außer mir gerieth und als sich mir der Bediente wieder näherte, um mir die Antwort seiner Herrin zu bringen, rief ich ihm mit lauter Stimme zu: „So melden Sie

Signor . . ." — ich nannte meinen Namen. Der Bediente, vom Tone meiner Stimme, meinem ganzen Aussehen und der plötzlichen Veränderung des Namens überrascht, ging wieder in den Salon zurück, aber noch bevor er die Schwelle überschritten hatte, war ich ihm schon zuvorgekommen. Die Baronin, die den Namen gehört hatte, stand zitternd und blaß an die Wand gelehnt, aber sie fuhr zusammen, als sie mich plötzlich vor sich sah. Sie starrte mein Gesicht an, erhob plötzlich beide Arme und mit dem Ausrufe: „Quelle horreur!" stürzte sie durch den Salon in eine anstoßende Stube.

„Lieber Freund, sagte Signor Bassini nach einer kurzen Unterbrechung — was wollen Sie — was glauben Sie, daß ich in diesem Momente gethan habe? Was konnte ich anders thun als lachen? Ich lachte, als meine Tochter mit derselben Bewegung der Arme denselben Entsetzensruf ausstieß wie ihre Mutter. Der Tochter mochte ich mit der Karrikatur ihres Gesichtes noch gespenstischer erschienen sein, als der Mutter. Ich ging und sagte mir mit vollkommener Ruhe des Verstandes, daß Madame de Chantilly Recht hatte, einen Vater nicht anzuerkennen, nachdem ihre Anerkennung als Marquise von Basvallé so viele Mühe gekostet. Die Blässe, die bei Nennung meines wahren Namens

ihr Gesicht überzog, sagte mir, daß sie ihre Geschichte vollkommen kannte. Eine Stunde vorher hätte ich geglaubt, daß die Kenntniß dieser Geschichte mir ihre Arme öffnen werde; jetzt sah ich ein, daß sie nothwendiger Weise das Gegentheil hervorbringen mußte. Mir blieb nichts weiter zu thun übrig, als aus Bonneville und Umgegend ein häßliches Gesicht zu entfernen, dessen Aehnlichkeit mit einem schönen ein Zeugniß gegen mein Kind abgelegt hätte, — und der Mann, den Sie am nächsten Tage auf der Landstraße wieder fanden, hatte sich eben, wie schon so oft im Leben, wieder in sein Schicksal gefügt. Gute Nacht."

Diese Geschichte erzählte mir der sogenannte Herr Bassini vor einigen Jahren; ich zeichne sie so getreu als möglich wieder auf und wünsche, daß sie der Leser als den Nekrolog eines Unglücklichen betrachte, denn dieser selbe Signor Bassini ist am 12. Juni d. J. 1862 auf dem katholischen Kirchhofe zwischen Genf und Châtelaine begraben worden. Der Leser würde dort seinen falschen, unberühmten Namen, ebenso vergebens suchen wie seinen wahren, berühmten, denn er hat kein eigenes Grab und keinen Grabstein.

Das Schloß im Gebirge.

Von Genf kommend sollte ich in St. Jean de Maurienne, am Fuße des Mont-Cenis, mit Herrn B . . . aus Paris zusammentreffen, um mit ihm über den Berg und nach Turin weiter zu reisen. Bei meiner Ankunft an diesem letzten Ende der Eisenbahn erkundigte ich mich sogleich beim Chef de gare nach meinem Reisegefährten. Er war nicht da. Ein Telegramm hatte gemeldet, daß er erst in zwei oder drei Tagen kommen könne, und mich gebeten, entweder die Reise allein fortzusetzen oder Herrn B . . . in St. Jean zu erwarten, und endlich den Chef de gare ersucht, mich freundlich aufzunehmen und mir alle möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Herr B . . . ist einer der großen Unternehmer und Eisenbahnkönige Frankreichs; auf dieser Eisenbahn hatte er als einer der ersten Verwaltungsräthe noch besondern Einfluß, und so reichte das Telegramm hin, um mir die gesammte Beamten-

welt dieses Bahnhofes zur Verfügung zu stellen. Meine Anwesenheit in Turin war, wenn ich ohne B . . . dahin kam, nutzlos; ich verspürte wenig Lust, die Reise über den öden Mont-Cenis allein zu machen und so beschloß ich die durch das Ausbleiben meines Reisegefährten gewährte Frist zu benutzen, um diesen wilden und in seinen Seitenthälern wenig bekannten Theil Savoyens kennen zu lernen.

Das Elend, das hier überall aus den erblindeten oder ganz und gar scheibenberaubten Fenstern der Hütten blickt, hat allerdings wenig Verlockendes, aber die Wildheit der Gegend, die gewaltigen Felsmassen, die Wildbäche, die aus geheimnißvollen Seitenthälern hervorbrechen, Höhen und Schluchten, die unnahbar scheinen und der ganze Apparat großartiger Alpennatur versprechen, wenn sie auch bei der Armuth und Gedrücktheit der Menschen dem Herzen mit manchem schmerzlichen Eindruck drohen, doch vielfache Nahrung für Aug' und Phantasie. Wer außerdem seinen Livius gelesen, wird sich leicht überreden, daß er sich hier auf dem Wege befindet, auf dem Hanibal die gewaltigsten Hindernisse zu bekämpfen hatte, und zu den andern Verlockungen tritt noch der allgewaltige historische Reiz. Ich gestattete dem behaglich eingerichteten Zimmer, das mir der Verwalter einräumte, nicht, mein Capua zu

werden und schon eine Stunde nach meiner Ankunft befand ich mich an der Seite eines an der Eisenbahn angestellten Eingeborenen auf der Wanderung.

Ungefähr eine halbe Stunde lang südwärts dem Bache entgegenwandernd, bogen wir dann rechts in ein Seitenthal ab, das mich mit seinen kahlen, abschüssigen, himmelhohen Felswänden anlockte. Der Bach brauste tief unter uns, während wir auf einem feuchten, nur einige Stunden im Jahre von der Sonne beschienenen Wege dahingingen. Die wenigen Pflanzen, die mit kümmerlichen Wurzeln an den Felsen hingen, sahen aus wie Kellerpflanzen. Der Weg selbst, zum großen Theil künstlich angelegt, war feucht und schlüpferig; über den sumpfigen Rissen, die ihn unterbrachen, lagen Balken, die, faul und verwittert, unter uns zusammen zu brechen drohten. Ein solcher Weg konnte nicht in einen glücklichen Winkel führen, und in der That mündete er auf ein Dorf, in dem sich Elend und Cretinismus brüderlich nebeneinander niedergelassen hatten. Ich will dieses Dorf nicht weiter beschreiben, ich hätte nur Häßliches, Abstoßendes, ja Schlimmeres zu sagen. Mein Führer sagte mir, daß wir uns hier in einem der Thäler befinden, die alljährlich die größte Zahl von Knaben und Mädchen in die Welt schicken, damit sie in der Ferne, auf welche

Art immer, ihr Brod suchen. Sie sehen ein, fügte er hinzu, daß diese Gegend nicht gemacht ist, auch nur eine dünne Bevölkerung zu ernähren, selbst die Ziegen sterben hier Hungers. — Das sehe ich wohl ein, erwiderte ich, was ich aber nicht begreife, ist, daß sie überhaupt noch bevölkert ist, daß hier nicht längst alle Einwohner ausgewandert sind. — — Ja, lachte der Mann, das ist eben unsere Narrheit, wir können ohne dieses Land nicht leben. Dieselben Kinder, welche die Eltern des Elendes wegen in die Fremde schicken, kehren in einem gewissen Alter wieder in die Heimath zurück, die einen arm wie sie gegangen, die andern reich wie irgend ein Pariser — aber arm oder reich, sie kehren eben wieder; sie können ohne Savoyen nicht leben. Sie können sich selbst davon überzeugen. Sprechen Sie im nächsten Dorfe den ersten besten armen Mann an und er wird Ihnen sagen, das er zwanzig und dreißig Jahre in der Fremde, in Paris, Marseille, Brüssel zugebracht, und kaum eine Stunde von hier können Sie ein prächtiges Schloß sehen, das einem Manne gehört, der vor sechzig Jahren mit einem Murmelthiere als seiner ganzen Habe von hier fortgezogen. Es ist Mons. Laurens, einer der reichsten Leute des Landes, er soll Millionen besitzen. — —

Gut! führen Sie mich nach diesem Schlosse.

Die Schlucht erweiterte sich nach und nach und wir kamen, immer steigend, in ein längliches Kesselthal, auf dem die Sonne lag und von dessen Sohle aus sich hübsche Matten ziemlich hoch die Abhänge hinan erstreckten. Ueberall sonst würde auch dieses Thal, in das von der Höhe kahle Felsen und kalte Schneeberge blickten, einen traurigen Eindruck gemacht haben, nach der Schlucht aber, die wir seit zwei Stunden durchwanderten, erschien es wie eine der glücklichen Inseln. Die angenehme Täuschung, die der Anblick dieses Thales hervorbrachte und der Kontrast, den es mit der Schlucht bildete, dauerten freilich nicht lange, denn in dem Dorfe, das am Eingange lag, hauste nicht mindere Noth, als in der Schlucht und das wenige Vieh, das auf den Wiesen weidete, war klein und verkrüppelt, als gehörte es der Thierwelt des Polarkreises zu. Ueberraschend aber und das Thal fürstlich beherrschend blickte von einer Höhe hinter dem Dorfe ein prächtiges Schloß mit vier Thürmen, unzähligen glänzenden Fenstern, einem hohen, steilen Dach, wie es dem Schloßstyl aus der Zeit Heinrichs II. eigen ist, mit vielen und reichen Verzierungen auf diesem Dache, mit Balkonen, mit einer großen Hufeisentreppe, die sich von der dreifachen Thüre des ersten Stockwerkes breit und groß in den Hof hinabzog und endlich mit

einem uralten Parke, der sich weit hinter dem Schlosse mit riesigen Bäumen sanft den Berg hinaufstreckte und für dasselbe einen schönen, abhebenden Hintergrund bildete. In ungleichen Entfernungen vom Hauptgebäude, aus dem dunkeln Schooße des Parks hervor blickten mehrere Pavillons mit hohen Dächern, Thürmen oder Kuppeln.

Dieß ist das Schloß des Herrn Laurens! sagte mein Führer, als ich erstaunt stehen blieb und die unverhoffte Pracht mit weit offenen Augen betrachtete.

Es hatte etwas Zauberhaftes, dieser Pracht nach solcher Wanderung, in solcher Einsamkeit zu begegnen. So mag Montsalvatsch plötzlich vor den irrenden Rittern aufgetaucht sein. Ich beschleunigte meine Schritte, um dem herrlichen Bau noch näher zu kommen, als ich bei einer Biegung nicht fern von einer Hütte stand, vor welcher auf einer Bank zwei alte Männer saßen, die ebenfalls auffallen mußten, denn sie sahen anders aus als die übrigen verkommenen Bewohner des Dorfes, anders in ihrer Kleidung wie in ihrem Wesen. Sie saßen sorgenlos da, wie zwei Menschen, die der Arbeit nicht bedürfen und waren auch so gekleidet, wie die andern gewiß nicht an höchsten Feiertagen sich kleiden konnten. Der Eine, eine derbe, breitschultrige Greisengestalt, trug lange graue Locken, die in dichter

Fülle auf eine reinliche, weiße, leinwandne Blouse herabfielen, und auf diesen Locken einen Panamahut, wie er damals in Paris Mode war. In der Hand hielt er eine Zeitung und plauderte so vor sich hin, während der Andere immer bejahend mit dem Kopf nickte und lächelnd zuhörte. Dieser Andere nahm sich neben der derben Blousengestalt doppelt schmächtig aus und während bei dem Blousenmann eigentlich nur die grauen Haare sein Alter verriethen, sprach bei diesem Alles und Jedes vom Verfall eines hohen Greisenthums. Er hielt einen alten Cylinderhut in der zitternden Hand und zeigte einen kahlen Schädel, der nur von wenigen ganz weißen Löckchen eingefaßt war. Sein Gesicht war zu einer erstaunlichen Kleinheit zusammengeschrumpft, was neben dem breiten, derben Antlitz des Blousenmannes noch mehr auffallen mußte. Ueberaus klein waren auch Hände und Füße und mit diesen stimmte die schmächtige Gestalt überein, welche von einem zwar alten, aber sorgsam gebürsteten blauen Frack mit gelben Knöpfen, wie zur Noth, zusammen- und aufrechtgehalten wurde. — Und so wie die Beiden sich von den übrigen Bewohnern unterschieden, so war auch die Hütte, vor der sie saßen, eine Ausnahme unter den Hütten des Dorfes. Sie war so klein und an sich so unbedeutend wie die andern, aber sie war mit hübscher,

grauer Oelfarbe überstrichen, mit Ziegeln gedeckt und ihre Fenster hatten klare Scheiben, hinter denen weiße Gardinen hervorschimmerten. Auch hatte sie, was den andern fehlte, einen Flur, aus dem man rechts und links in die zwei Zimmer, die sie enthielt, durch niedrige aber hübsch gezimmerte und bläulich angestrichene Thüren gelangte.

— Der Herr dort in der Blouse, sagte mein Führer, ist Herr Laurens.

— Der Besitzer des Schlosses? Unmöglich! — Sie meinen wohl den andern im blauen Frack.

— Der andere ist der Marquis von Villarson, — das Schloß aber gehört Herrn Laurens.

Ich ging auf Herrn Laurens zu und fragte, ob es erlaubt sei, das schöne Schloß zu besichtigen.

Herr Laurens erhob sich sogleich, grüßte überaus freundlich und rief: Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre sein!

— Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre sein! wiederholte der Marquis, der sich ebenfalls erhob und verneigte, mit einer schwachen und zitternden Stimme, die wie ein mäckerndes Echo der gesunden und kräftigen des Herrn Laurens klang. Es war, wie ich später merkte, seine Gewohnheit, kurze Sätze des Herrn Laurens zu wiederholen; längere schienen

ihm zu viel Mühe zu machen und er begleitete sie nur mit einem: Ja, ja! oder einem bestätigenden Kopfnicken.

Ich will selbst Ihren Führer machen, sagte Herr Laurens, und schon auf dem Wege zum Schloß wurde er sehr beredt, wie einer, der froh ist, nach langem einsamem Leben sich ein wenig aussprechen zu können.

Woher kommen Sie? fragte er unter Anderm.

— Aus Genf!

— Aus Genf! das kenne ich auch, aber es muß sich, seit ich es gesehen, sehr verändert haben. Ich war acht Jahre alt, als ich dahin kam, nur mit meiner Vielle und meinem Murmelthier. Man hatte damals Angst nach Paris zu gehen, denn es war die Zeit, da die Guillotine so gewaltig arbeitete. So ging ich denn nach Genf, als mein Vater starb. Aber dort war auch nicht viel zu holen; ich hungerte in Genf und wohnte in einem hohlen Baum auf dem Wege nach Sacconex. Möcht' wissen, ob er noch steht. Eines Morgens, als ich erwachte, war mein Murmelthier fort, das verbitterte mir den Aufenthalt, und ich zog trotz der Guillotine weiter nach Lyon und dann nach Paris.

— Ja, ja, Paris! lächelte der Marquis, der sich Mühe gab, mit uns gleichen Schritt zu halten — ja, ja, die Guillotine!

— Ich kenne eine alte hohle Platane auf dem Wege nach Sacconer, versicherte ich, vielleicht ist es dieselbe —

— Richtig, eine Platane war es, rief Laurens — wie schade, daß man so einem Baume keine Pension aussetzen kann.

— Es ist doch ein großer Unterschied zwischen der Platane und diesem Schloß! sagte ich.

— Ei was, erwiderte Laurens achselzuckend, das ist nicht so arg.

— Aber eigenthümlich ist es doch, so aus der hohlen Platane in ein solches Schloß zu gelangen.

— Das ist es, weiß Gott, bestätigte der Alte, und ich kann es mir kaum selbst erklären, obwohl ich die Geschichte dieses Wunders am besten kennen muß.

— Es muß eine sehr interessante Geschichte sein, sagte ich ausholend.

— Nun, ist auch wieder nicht so arg, als man meint, lächelte Herr Laurens — etwas Glück, ein klein wenig Verstand, Gottes Segen — und, fügte er leiser hinzu — ein gutes, kluges Weib. Aber am Ende, aufs Schloß kommt es nicht an, man kann auch ohne Schloß leben. Es kann sehr langweilig sein, in einem solchen Schloß.

Im Schloßhof angekommen machte mir das Ge=

bände mit einem Male einen unheimlichen Eindruck, und zwar grade seiner Pracht und Schönheit wegen, denn grade mit diesen Eigenschaften und mit der außerordentlichen Reinlichkeit, die hier überall herrschte, vertrug sich die Verlassenheit und Oede des Ganzen am wenigsten. Ueberall sah man die ordnende, sorgende und erhaltende Hand, aber nirgends war ein Mensch zu sehen. Fenster, Treppen, Erker, Balkone, Alles leer und unbelebt; im Hof und in den Nebengebäuden, geschaffen um von zahlreicher Dienerschaft bevölkert zu werden, keine Seele. Wir stiegen die Treppe hinauf, und die Flügelthüren, die von da in einen gewaltig hohen und großen Saal führten, waren unverschlossen und wichen einem einfachen Drucke. Die Schritte wiederhallten in diesem Saale und in den zahlreichen Zimmern, die wir durchwanderten — es war unendlich öde und einsam — aber Staub, Moder, Spinneweben, die zu dieser Einsamkeit gepaßt hätten, fehlten überall. Alles war so gut und sorglich gehalten, als sollte die Herrschaft eben einziehen — und wie ordentlich und reinlich, so prächtig waren auch Schmuck- und Hausrath: kostbare Möbel jeder Art, Seiden- und Ledertapeten, Holzgetäfel und Schnitzereien, Oelgemälde und Kupferstiche, selbst schön bemalte im Styl des 17. Jahrhunderts gehaltene Plafonds. Auf

meine Verwunderung über die Einsamkeit antwortete Herr Laurens mit einem Achselzucken und einem verhaltenen Seufzer; meine Bewunderung der Pracht nahm er mit Gleichgültigkeit hin, und ging durch die Gemächer ruhig wie ein Führer, während der Marquis jedes meiner lobenden Worte mit beifälligem Lächeln aufnahm, freudig dazu den Kopf schüttelte und stolz neben mir einherschritt.

— Wer hält Ihnen das Alles so in Ordnung? fragte ich Herrn Laurens.

— Das ganze Dorf! antwortete er, die armen Leute haben nichts zu thun und sind froh, wenn ich sie beschäftige.

— Sie haben also keine Dienerschaft?

— Ebenfalls das ganze Dorf, sagte er und fügte hinzu: ich habe wohl bemerkt, daß Sie sich über die Stille im Schlosse verwunderten. Machen Sie mir das Vergnügen, seien Sie mein Gast und bleiben Sie über Nacht hier — so will ich Ihnen das Schauspiel geben, wie sich Alles hier belebt und wie es in einer halben Stunde hier von Bedienten wimmelt.

Ich überlegte eine Zeit lang, Herr Laurens drang in mich und ich sagte zu. Darauf ging er auf die Plattform vor der Treppe und pfiff, dann zog er eine Glocke über der Treppe, daß es im ganzen Thale

wiederhallte. Nicht eine Minute verging, und Männer und Weiber eilten aus dem Dorfe herbei. Herr Laurens wartete bis sie nahe genug waren, dann rief er ihnen zu: Ich habe heute Abend einen Gast, daß Alles bereit sei! —

Darauf lud er mich ein, die Wanderung fortzusetzen. Wir durchstrichen den Park, besahen die Pavillons und bestiegen mehrere schöne Aussichtspunkte. Als wir nach ungefähr einer Stunde ins Schloß zurückkehrten, hatte sich hier Alles wie durch Zauber verändert. Eine Reihe von Zimmern erwartete mit hellerleuchteten Fenstern den nahen Abend, der hier rasch hereinbricht; auch an allen Eingängen und im Hofe brannten alte, große Laternen; aus dem Souterain stiegen Speisedüfte auf, und wohin man sah, überall erblickte man wartendes oder hin- und hereilendes, theils in Livree, theils in bäuerlichen Sonntagsstaat gekleidetes Volk. Es war wie eine kleine Hofhaltung. Der ewig lächelnde und schweigende Marquis reckte und streckte sich und fühlte sich offenbar sehr wohl. Am anspruchlosesten und einfachsten in der plötzlich geschaffenen, luxuriosen Welt sah der Besitzer selber aus. — Noch schöner und prächtiger wurde es, als die Sonne gänzlich hinter den hohen Bergen verschwand, dichte Dunkelheit eintrat und zu den

vielen Laternen noch andere und dazu noch eine Reihe von kienholzgefüllten Eisenkörben vor dem Schlosse angesteckt wurden und in hohen Flammen aufwallten.

— Das ist ein wahres Fest für die Leute, sagte mein Wirth, als ich mit ihm betrachtend auf der Plattform stand, wenn sie solch ein Spektakel bereiten können. Sie sind auf meinen Reichthum stolz, als wäre es der ihre, weil ich zu ihnen gehöre. Sie sehen ihn gern auch deßhalb, weil mancher von ihnen denkt, so wie dieser Laurens kehrt vielleicht mein Kind einmal als Millionär aus Paris zurück. Ich bin ja nicht der Erste, der als Betteljunge fortgezogen, um als Millionär heimzukehren.

Der Marquis seufzte. Laurens sah sich um und sagte: Nicht traurig sein, Herr Marquis!

— Nicht traurig sein, Herr Marquis! wiederholte dieser, und lächelte wie früher und nickte mit dem Kopfe.

Ich sah ein, daß es mir nicht schwer sein würde, die Geschichte der beiden eigenthümlichen Alten zu erfahren und vertröstete mich auf das Nachtessen, das für uns bereitet wurde und das wir gemeinschaftlich einnehmen sollten. Ein schwarzgekleideter Mann mit weißer Kravatte erschien bald und kündigte an, daß das Essen bereit sei. Wir gingen durch eine Reihe schöner Gemächer, in ein kleines, rundes, mit Stukkatur-

arbeiten geschmücktes Eckzimmer, wo uns ein elegant servirter Tisch erwartete.

— Das sind wohl Ihre Zimmer? fragte ich Herrn Laurens.

— Meine Zimmer? — Nein! — ich wohne unten im Dorfe, in der Hütte, vor der Sie mich gesehen, zu Miethe beim Herrn Marquis.

Der Marquis lächelte und bestätigte: Ja, ja, zu Miethe bei mir, dem Herrn Marquis.

Als wir uns zu Tische setzten, bemerkte ich, wie Herr Laurens dem Bedienten, der uns eingeführt, mit strenger Miene ein Zeichen machte, das ein Verweis sein sollte. Sogleich eilte dieser aus dem Zimmer und kam mit einem andern Diener in prächtiger Livree zurück, der sich hinter dem Stuhle des Marquis aufstellte. — Vom Essen sage ich nur — um nicht einen Speiszettel aufführen zu müssen — daß es vortrefflich war und daß es von Leuten servirt wurde, denen man eine mehrjährige Dienstzeit zu Paris als Kellner und Aufwärter ansah. Den Speisen und der Bedienung entsprechend waren die edlen Weine, die in zweckmäßiger Abwechslung auf einander folgten. Den besten Appetit bewährte der alte Marquis, der sich durch unsere Gespräche nicht stören ließ, nur von Zeit zu Zeit bejahend mit dem Kopfe nickte und sich manchmal

benahm, als wäre er unser Wirth, eine Illusion, in der ihn dann Herr Laurens immer zu bestärken suchte. Ich begriff die Ursache dieser Handlungsweise und zum Theil das ganze Benehmen Laurens' gegen den Marquis, als ich fragte, ob das Schloß nicht einen besondern Namen habe und dieser rasch antwortete: Chauteau Villarson. Der Marquis war also offenbar der frühere Besitzer, glaubte es manchmal noch zu sein und Herr Laurens wollte in solchen Momenten die süße Täuschung nicht stören.

Nachdem verschiedene Weinsorten an uns vorübergegangen, neigte der arme Marquis den Kopf auf die Schulter und schloß die glänzenden Augen, die eigentlich noch das einzige Lebende an ihm waren und ohne deren Glanz man es nicht geglaubt hätte, daß noch ein Fünkchen menschlicher Vernunft in diesem kahlen und alten Schädel brannte. Er dämmerte von nun an so hin zwischen Träumen und Wachen, und seine Erscheinung wurde noch traumhafter als zuvor. Mein Wirth hingegen, der viel mäßiger im Genusse der Speisen wie der Getränke gewesen, wurde desto lebhafter und mittheilsamer und da ich in demselben Grade zudringlicher wurde, bekam ich, während draußen die Flammen in den Körben immer tiefer brannten, seine Geschichte zu hören, in deren Erzählung er sich

selbst durch die Diener nicht stören ließ, die ab- und zugingen.

Als die Franzosen, so begann Herr Laurens, aus diesem Lande eine Republik machten, welche sie die alobrogische nannten, wurde hier trotz aller guten Absichten die Noth größer als je. Wir hatten Einquartierungen und sollten fremde Soldaten ernähren, während wir selbst kaum das Brod hatten. Viele Savoyarden flüchteten sich aus Paris zurück in die Berge und die Zahl der Verzehrenden wurde größer, während die Zahl der Arbeitenden und Erwerbenden immer kleiner wurde, da die rüstige Jugend in den Krieg zog. Dazu kam, daß der reiche Adel, von dessen Tisch früher manche Brosamen für die Armen abfiel, jeden Nichtadligen als Feind zu betrachten anfing, und dem Volke, das er aushungern und, wie er dachte, zur Unterweisung zwingen wollte, jeden Abfall von seinem Ueberfluß entzog. Die Herren, die in Chambery in der Kirche als Vertreter der alobrogischen Republik saßen, beriethen vielerlei, aber dem Elende der Zeit konnten sie nicht abhelfen — und wie zu Anfang der Revolution die Savoyarden aus Paris zurück eilten, so begann jetzt die Auswanderung in weit größerem Maßstabe. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich ausgerüstet mit einem Murmelthier und dem Segen der

Mutter auf die Wanderschaft ging; neben mir ging ein Mädchen, ein Waisenkind, Louison hieß sie, die meinem, des zehnjährigen Knaben Schutze vertraut war. Ihre Ausrüstung war eine Vielle, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Meine Mutter begleitete uns bis St. Jean de Maurienne und wir weinten alle drei. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem zwölfjährigen Sohn unserer Herrschaft, dem jungen Marquis von Villarson, hoch zu Roß. Die Mutter befahl uns, dem jungen Seigneur pflichtgemäß Lebewohl zu sagen. Wir thaten es mit Zagen, denn der junge Marquis war als ein wilder, unbarmherziger Knabe verrufen und ich sowohl wie Louison hatten schon manche Püffe von ihm empfangen.

— Ja, ja, unterbrach hier der alte Marquis den Erzähler, der junge Villarson war ein wilder, unbarmherziger Knabe.

— Er war es, lächelte Herr Laurens, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, aber er wurde ein guter Mann.

— Er wurde ein guter Mann, bestätigte der Marquis ohne die Augen zu öffnen.

— Sprechen Sie vom Marquis? fragte ich.

— Von diesem, der hier sitzt, erwiderte Herr Laurens — man darf von ihm sprechen wie von einem Abgeschiedenen.

— Wie von einem Abgeschiedenen! wiederholte der Marquis wie früher.

Der junge Marquis, fuhr mein Wirth fort, ließ uns nicht zu Worte kommen. Ah, Canailles, rief er uns entgegen, geht ihr nach Paris zu Robespierre, um Jakobiner zu werden und mit den Franzosen zurückzukommen und uns unsere Schlösser zu nehmen!

— Verzeihen Eure Gnaden — fiel ihm meine Mutter in die Rede, aber Louison ließ sie nicht weiter sprechen und böse über seine Bosheit rief sie darein: Ja, Herr Marquis, wir gehen hin, um in Ihr Schloß zurückzukehren und Sie daraus zu vertreiben.

— Canaille! Canaille! wiederholte der junge Marquis.

— Anstatt die armen Kinder zu schimpfen, sagte meine Mutter, sollten Sie als unsere Herrschaft ihnen einen Zehrpfennig auf den Weg geben.

— Zehrpfennig? den sollen sie haben! rief der wilde Knabe, sprengte auf uns los und schlug mich und mehr noch Louison mit der Reitpeitsche auf Rücken und Gesicht. Ich wollte mich auf ihn stürzen, aber der Bediente, der mit ihm war, warf mich mit seinem Pferde um. Darauf ritten beide im Galopp weiter. Ich war beschämt und ergrimmt, Louison, die ich so sehr lieb hatte und die meinem Schutze empfohlen war,

vor mir mißhandelt zu sehen, ohne helfen und sie rächen zu können. Thränen der Wuth stürzten aus meinen Augen, während auch meine Mutter weinte; aber Louison tröstete uns. Wir gehen jetzt in die Welt, sagte sie, und ich schwöre es, wir wollen es noch dahin bringen, daß wir den bösen Marquis aus seinem Schlosse drängen; dann wollen wir ihn an die Schläge erinnern. — Ach es war eine starke Seele, meine Louison, und mein Lebenlang hat sie mehr mich beschützt, als ich sie.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß wir aus Furcht vor der Guillotine, die übrigens damals gar nicht mehr arbeitete, nicht nach Paris, sondern nach Genf gingen. In der bewußten Platane schlief ich nicht allein, sondern mit Louison. Als die Noth groß wurde, sagte Louison: ach, wer wird sich auch vor der Guillotine fürchten; die schlägt nur Aristokraten den Kopf ab. Wir sind keine Aristokraten, gehen wir nach Paris. Und so gingen wir nach Paris.

Die damalige Welt hatte wenig für Savoyarden übrig und es ging uns herzlich schlecht. Ich wäre wohl zehnmal verhungert, wenn mir nicht Louison immer ein Stück Brod zu verschaffen gewußt hätte; ihren schönen, braunen Augen konnte Niemand widerstehen und sie tanzte so schön, daß sie immer einige

Sous zusammenbrachte, genug, um sie und mich zu ernähren. Indessen — Sie kennen ja das Leben der Pariser Savoyardenkinder — wozu soll ich Sie mit einer langen Beschreibung langweilen? Wir schliefen à la belle étoile, wir aßen oder wir aßen auch nicht ein Stück trocknen Brodes und so verging eine schöne Zeit, und wir wuchsen trotz allem Elend rüstig darauf los. Eines Tages, während eines heftigen Schneegestöbers, suchte ich unter der Einfahrt eines großen Hauses Schutz, und da das schlechte Wetter nicht aufhören wollte, legte ich mich in einen Winkel und entschlief. Es war schon später und dunkler Abend, als ich mich sanft geweckt fühlte und eine Frau mit freundlichem, lächelndem Gesichte vor mir stehen sah. Sie lud mich ein, ihr zu folgen, was ich gerne that, da ich auf ein gutes Nachtessen hoffte. Sie ging voran, ich folgte, bis sie nach einer ziemlich langen Wanderung in der Rue Pepinière eine Hausglocke zog. Der Portier öffnete und empfing die Dame mit vieler Unterthänigkeit. „Die Frau Gräfin, sagte er lächelnd, haben eine gute Jagd gehabt." Sie antwortete nicht und führte mich drei Treppen hinauf in ein großes Zimmer, wo unter dem Vorsitz eines ältern Herrn an zehn Knaben um einen Tisch saßen und mit Appetit ein einfaches Nachtessen verzehrten. Mit Erstaunen erkannte ich unter

den Knaben mehrere als Landsleute und Kollegen, die noch vor Kurzem wie ich die Straßen durchzogen oder als Schornsteinfeger fungirt hatten. Ich überzeugte mich bald, daß sämmtliche diese Knaben Savoyarden waren. Ich will Ihnen das Räthsel in wenigen Worten lösen.

Gräfin Montarcy wurde unter der Schreckensherrschaft verdächtig, mit der Armee der Emigranten korrespondirt zu haben. Sie sollte verhaftet werden — und eine Verhaftung unter solchem Verdachte war damals so viel werth wie ein Todesurtheil. Ein Savoyarde, der bei ihr als Portier diente, rettete sie, indem er einen Mann des Gesetzes niederschlug, den andern Gerichtsbeamten im Hofe einsperrte, sich mit seiner Herrschaft in den Straßen verlor und ihr dann, nachdem er sie in die Kleider seiner Schwester gesteckt, aus Paris verhalf. Mad. de Montarcy entkam glücklich nach London. Unter dem Direktorium kehrte sie nach Frankreich zurück und setzte jetzt die Bemühungen fort, die sie schon von England aus eingeleitet hatte, ihren Retter aufzusuchen nnd etwas über sein Schicksal zu erfahren. Er war in Frankreich zurückgeblieben, da seine Gesellschaft den Verfolgern der Gräfin deren Entdeckung erleichtert hätte, denn er war ein riesiger und in seiner Gestalt auffallender Mann. Die Gräfin

erfuhr nur zu bald, wie ihr Retter geendet hatte. Er ersetzte sie auf dem Schaffotte. Da er keine Anverwandte hatte, denen sie hätte Wohlthaten erzeugen können, beschloß sie ihre Dankbarkeit an den Savoyardenkindern zu beweisen, die, wie jener nach Paris gekommen, unwissend und hülflos allem Elend preisgegeben sind — und sie miethete eine Wohnung, groß genug, um zehn oder zwölf Knaben zu beherbergen, die sie in den Straßen auflas, und denen sie einen würdigen Mann vorsetzte, der für ihr leibliches wie geistiges Wohl sorgen sollte. Die Kinder waren da gut aufgehoben, und sobald durch den Abgang des Einen ein Platz frei wurde, ging, wie es der Portier dieses Hauses nannte, die gute Gräfin auf die Jagd aus, um ein neues aufzutreiben. Diese Freude, die Kinder selbst herbeizuschaffen, ließ sie sich nicht nehmen. Bei alldem aber war sie nichts weniger als reich, ihre Güter waren konfiscirt und verkauft worden und sie besaß nur die kleinen Reste eines großen Vermögens. Von diesem gönnte sie sich selbst nur den kleinern Theil, den größeren wendete sie ihrer Anstalt zu. Daher kam es auch, daß sie den Aufenthalt in der Anstalt keinem Knaben länger als zwei oder drei Jahre gestattete, gerade die Zeit die es bedurfte, um ordentlich schreiben, lesen, rechnen und dergleichen zu erlernen, was

zum Fortkommen in der Welt unumgänglich nothwendig ist; dann mußte er andern Platz machen, damit sie derselben Wohlthat theilhaft werden. Dabei war auch noch ein Restchen Aristokratie im Spiele, denn Mad. de Montarcy war der Meinung, daß bei Kindern unserer Klasse der Unterricht nicht über das Nothwendigste hinausgehen dürfe, daß etwas mehr Wissen aus unseres Gleichen nur Revolutionäre mache. Nun die gute Frau hat durch die Revolution zu viel gelitten und sie hatte ein Recht, sie zu fürchten. Nicht ich, der ich ihr so viel zu danken hatte, werde mit ihr rechten.

Mit dem Nachtessen, das mich empfing, war ich sehr wohl zufrieden, noch mehr mit dem guten Bette, darin ich köstlich schlief, während es draußen schneite und stürmte. Mein erster Gedanke, als ich des Morgens erwachte, galt meiner Louison und dem Bedauern, daß sie die so böse Nacht, der Himmel weiß wo? und wie? zugebracht; dann fühlte ich mich wie ein Gefangener, und sehr unglücklich darüber, daß ich von Louison getrennt sein sollte. Der Lehrer stellte mir in eindringlichen Worten vor, welches Glück, von Gott gesandt, es sei, daß ich in die Anstalt gekommen und welchen Nutzen es mir bringen werde, wenn ich da etwas lernte. Vergebens! ich schämte mich wohl einzugestehen, daß ich vorzugsweise eines Mädchens wegen

wieder ins Elend hinaus und alle die Wohlthaten von mir weisen wollte; aber ich blieb dabei, daß ich fort müsse. Solche Widersetzlichkeit war dem Lehrer nicht neu, da sie bei den meisten neuen Zöglingen vorkam, die, an das herumstreifende Leben gewöhnt, sich Anfangs immer unbehaglich fühlten. Man übte in der ersten Zeit einen leisen Zwang, vertröstete von einem Tage zum andern, bis endlich der Junge freiwillig in der Anstalt blieb. So ging es auch mir, ohne daß sich meine Sehnsucht nach Louison vermindert hätte, und durch Wochen war ich wohl der traurigste Geselle der ganzen Anstalt und ging es auch mit dem Lernen schlecht vorwärts, bis mir mit einem Male die Erlösung kam und zwar von Louison selbst. Eines Tages scholl plötzlich vom Hofe herauf ein liebes Lied aus der Heimath, das mir eben so bekannt war als die Stimme, die es sang. Mit drei Sätzen war ich im Hofe und ehe sie mich gesehen, lag ich weinend am Halse Louisons. — Habe ich dich endlich, rief sie ebenfalls weinend, seit Wochen ziehe ich so von einem Hause zum andern — an keinem einzigen bin ich vorübergegangen — und überall singe ich nur dieses Eine Lied. Ich wußte wohl, du kommst aus deinem Verstecke hervor, sobald du das Lied zu hören bekommst. — Ich erzählte ihr, was mit mir geschehen, und kün-

digte ihr den Entschluß an, sofort aus der Anstalt zu entwischen und mit ihr weiter zu ziehen, wie ehemals. — Sie freute sich darüber, aber nur einen Augenblick. Bald legte sie ihr Gesicht in ernste Falten, sprach mir von der herrlichen Wohlthat, die mir da geschehe und setzte mir sehr klug auseinander, wie ich in der Anstalt aushalten und so viel als möglich lernen müsse. „Siehst du", sagte sie nach einer längeren und weisen Rede, „das ist nur der Anfang und du wirst gewiß ein großer und reicher Mann. Wenn man was gelernt hat, geht Alles leichter und schneller. So wird man ein Monsieur. Und ich sage dir, es ist ganz gewiß, daß wir als sehr reiche Leute in unser Dorf zurückkommen, und daß wir uns dort ein sehr schönes Schloß bauen — es ist sogar möglich, daß wir das Schloß des Marquis kaufen und dann leben wie geborene Marquis.

— Ja, ja, das Schloß des Marquis kaufen, — murmelte hier der Marquis, die Erzählung des Herrn Laurens unterbrechend.

Herr Laurens ließ sich nicht stören und fuhr fort: Sie müssen wissen, daß es von dem Augenblicke an, da uns der junge Marquis in der Stunde unseres Abschiedes von der Heimath gepeitscht hatte, bei Louison ausgemachte Sache war, daß wir als reiche Leute in unser Thal zurückkehren, uns daselbst ein

Schloß bauen müssen, so schön wie das des Marquis, oder noch besser, daß wir den Marquis aus seinem eigenen Schlosse verdrängen müssen. Mit diesem Gedanken tröstete sie sich in allem Elend, auf diesen Gedanken kam sie bei jeder Gelegenheit zurück — und wie kindisch er auch war, er wurde stärker und mächtiger in ihr, je größer sie wurde. Sie war ein herzensgutes Geschöpf, aber die Hoffnung, den Marquis mit einem gleich schönen Schlosse in demselben Thale zu ärgern oder gar in sein eigenes Schloß einzuziehen, hätte sie nicht so leicht für ein anderes Glück ausgetauscht. Mit diesen Träumen ging der meine, daß wir uns einst heirathen und jenes Glück gemeinschaftlich genießen werden, Hand in Hand. Es wurde Louison um so weniger schwer, mich von meinen Fluchtgedanken abzubringen und zu treuem Ausharren in der Anstalt, wie zu fleißiger Arbeit zu ermuntern, als sie versprach, so oft als möglich wieder zu kommen.

Sie hielt Wort. Jede Woche an einem gewissen Tage, zu einer bestimmten Stunde erscholl ihr Lied und ertönte ihr Instrument im Hof, und manchmal bereitete sie mir eine Ueberraschung, indem sie auch plötzlich an einem andern als dem gewohnten Tage erschien. Es wurde mir dann auch erlaubt, zu ihr, als dem Kinde desselben Dorfes, hinabzusteigen und

in der Wohnung des Portiers ein angenehmes Stündchen zu verplaudern. Es war eine glückliche Zeit und ich fing damals an zu fühlen, daß ich ohne Louison nicht leben könnte, und zugleich bemerkte ich, daß sie von Woche zu Woche schöner wurde. Ich wußte es nachher, daß ich sie damals mit Liebe zu lieben begann; aimer d'amour, wie wir zu sagen pflegen. Wir standen aber an der Thüre des Jünglings- und Jungfrauenalters. Klug und brav, wie Louison war, fühlte sie ebenfalls, daß sich die Zeiten ändern, und eines Tages kündigte sie mir plötzlich an, daß sie nicht mehr auf dieselbe Weise als herumziehende Sängerin in den Hof kommen und daß sie dem Instrument, dem Liede und auf einige Zeit auch mir Lebewohl sagen wolle. — Schau, sagte sie, ich werde groß und auch hübsch, da schickt es sich nicht mehr, daß ich so durch die Straßen von Paris ziehe. Ich habe schon Manches erfahren, was mich belehrt, daß ich auf andere und anständigere Weise mein Brod verdienen muß. Ich werde einen Dienst suchen.

Was sich Louison vornahm, das führte sie auch aus. Sie fand eine Stelle bei einer reichen Dame und da sie sich sehr anstellig zeigte, ernannte sie diese bald zu ihrer Kammerjungfer. Ich durfte sie jeden Sonntag besuchen, und sie, wie sie Alles benützte, wollte

auch, daß diese Besuche nicht nutzlos für sie seien und ich mußte sie lehren, was ich in der Anstalt selbst gelernt hatte. „Denn", sagte sie, „ich muß ja schreiben und lesen können, um, wie es sich schickt, in unserm Schlosse Briefe zu schreiben und Bücher zu lesen." Das Schloß! immer das Schloß! — Sie lernte rasch und je älter wir wurden, desto mehr Zeit blieb uns während der Unterrichtsstunden für unsere Liebe. —

Ich blieb länger als drei Jahre in der Anstalt, da ich nach Verlauf dieser Frist zu einer Art von Unterlehrer ernannt wurde und der Himmel weiß, wie lange es noch so gleichförmig fortgegangen wäre, wenn uns nicht plötzlich die Umstände an „unser Schloß" erinnert und wenn ich nicht eingesehen hätte, daß ich Louison, die von Haus aus meinem Schutze empfohlen war, in eine gesicherte Lage bringen mußte.

Wir waren im Kaiserreich, Paris hatte wieder einen Hof, und was von altem Adel war, wurde an diesem Hofe der Emporkömmlinge mit Freuden aufgenommen. Der Marquis von Villarson, derselbe der uns geschlagen hatte, war einer der schönsten und glänzendsten Kavaliere dieses Hofes, man schmeichelte ihm, man hätschelte ihn und er durfte sich Vieles erlauben. Der savoyische Adel gehört ja zum ältesten und anerkanntesten Europas und Napoleon —

— Ja, ja, Napoleon! rief hier wieder der alte Marquis dazwischen, öffnete die Augen und leerte ein Glas Marsalla.

So unterbrochen, nahm Herr Laurens den Satz nicht wieder auf, sondern blickte den träumenden Greis lange an, seufzte und sagte dann: Was ist ein Menschenleben! und Glanz und Jugend und Schönheit! Sehen Sie den Herrn Marquis an! Wir dürfen in seiner Gegenwart von ihm sprechen, denn er ist ein großer Philosoph geworden und betrachtet sich seit Jahren, als wäre er nicht er selber, sondern irgend ein Dritter, dessen Geschichte er nur sehr gut kennt. Dieser Herr Marquis hatte Glanz, Jugend, Schönheit und er war es, der mir Louison entreißen wollte und gerade in einer Zeit, da meine Liebe in vollster Blüthe stand. Sie war schön —

— Sie war schön! wiederholte der Marquis, aber dießmal weniger als Echo, sondern mit einem selbstständigen Ausdruck tiefster Ueberzeugung und mit einem Lächeln, das wie ein Glanz von Jugend über sein verwittertes Antlitz flog.

— Sie war schön, sie war anmuthig, fuhr Laurens fort, nachdem er zeitlang vergebens gewartet hatte, ob nicht der Marquis seinem Lobe etwas hinzufüge, sie war neunzehn Jahre alt und jeder

Zug ihres Gesichtes sprach von Verstand und Güte zugleich.

— Verstand und Güte zugleich! wiederholte der Marquis.

Herr Laurens streckte ihm über den Tisch die Hand entgegen, er aber hatte die Augen geschlossen und sah es nicht. Laurens zog die Hand wieder zurück und sagte: Wir waren jung und sind alt geworden; wir waren Feinde, weil wir dieselbe liebten, jetzt sind wir Freunde, eben weil wir dieselbe liebten. Er kam ins Haus der Vicomtesse C . . . bei der Louison diente, er verliebte sich in Louison, er verfolgte sie, ich blieb ruhig. Er bot ihr seine Hand an, ja, ja er wollte sie heirathen, obwohl sie nur Kammerjungfer war, ich war immer noch ruhig. Aber einmal, da ihre Dame sich in seiner Gegenwart von Louison einige unserer Volkslieder vorsingen ließ, fand der Marquis, daß sie zu einer großen Sängerin geboren sei, daß sie eine wunderschöne Stimme und viel Talent habe und daß sie als Sängerin eine große Carriere machen könnte. Da fing sie Feuer. Die Geschichte der „Fanchon", die ebenfalls eine Savoyardin gewesen sein soll, die damals auf dem Theater aufgeführt wurde und in Aller Munde war, trug noch dazu bei, ihren Kopf zu erhitzen, und sie bildete sich ein, eine zweite Fanchon zu

sein. Der Weg zur Million, der allerkürzeste, und in das „Schloß" war gefunden. Das waren böse Zeiten. Umsonst stellte ich ihr vor, daß ich nie und nimmer eine Theaterprinzessin heirathen würde, selbst wenn sie mir eine Million mitbrächte und daß mir die arme Kammerjungfer viel lieber sei; sie meinte, daß ich sie gewiß und um so lieber heirathen werde, wenn ich mich nur erst überzeuge, daß sie als Millionärin und gefeierte Sängerin eben so tugendhaft und treu bleibe, wie sie es als Kammerjungfer gewesen. Da ich aber auf meiner Ansicht beharrte, nichts von der Sängerin, von ihren Millionen und ihrem Schloß wissen wollte, wandte sie sich mit ihrem Vertrauen der Vicomtesse zu, die mit dem Marquis einverstanden war, und vergaß nach und nach den Groll, den sie seit Jahren gegen diesen hegte. Der Marquis glaubte nun sein Spiel gewonnen und traf demgemäß seine Anstalten. Ich aber war auch nicht unthätig und beobachtete den jungen Herrn um so eifriger auf Schritt und Tritt, je schweigsamer und zurückhaltender Louison gegen mich geworden. Um das ohne Störung thun zu können, verließ ich die Anstalt für immer, ohne übrigens zu wissen, wie ich mich künftig durchschlagen würde. Aber was lag mir daran, mein Hauptziel war jetzt, der verblendeten Geliebten die Augen zu öffnen und ihren Ver-

führer bei nächster Gelegenheit zu züchtigen, auf das Furchtbarste zu züchtigen. Ich schrak vor keinem Gedanken zurück und sagte mir, daß ich ihn im gegebenen Falle auch todtschlagen könnte. Und nachdem ich so durch einige Wochen dem Marquis wie ein Spion gefolgt war, holte ich eines Tages Louison ab und bat sie, mit mir einen Spaziergang zu machen. Sie meinte, ich sei nun mit dem Gedanken an ihre glänzende Laufbahn versöhnt und sprach mir auf dem Wege von nichts Anderem, als von dem Glücke das uns Beide erwarte und wie wir uns früher, als wir je hätten träumen dürfen, in unser „Schloß“ zurückziehen würden. Ich schwieg und ging immer weiter, bis wir auf die Höhen jenseits der Rue St. Lazare ankamen, wo damals noch viele einzelne Pavillons in großen Gärten standen. Ich trat in einen dieser Pavillons und man ließ mich ungehindert eintreten, da ich die letzten Tage mehrere Mal in Gesellschaft der Arbeiter, die daselbst beschäftigt, gekommen war. Louison fragte mich, was ich da wollte. Ich schwieg und führte sie von Zimmer zu Zimmer. Sie war von der schönen Einrichtung entzückt. Dann rief ich den Portier herauf und fragte ihn in Louisons Gegenwart: wer diesen Pavillon so schön einrichten lasse? und wer ihn dann bewohnen solle? — „Der Marquis Villarson,“ ant-

wortete der Portier, ein Savoyarde, will hier seine Geliebte, ebenfalls eine Savoyardin, unterbringen. — Louison erbleichte und wollte zum Hause hinausfliehen, ich aber hielt sie zurück und zwang sie, sich mit mir auf eines der seidenen Sophas niederzulassen. Ich wußte, daß der Marquis kommen sollte, um das Appartement zu besichtigen. Er ließ auch nicht lange auf sich warten. Ein Phäeton fuhr vor und bald darauf hörten wir die Stimme des Marquis in den vordern Zimmern, der zweien seiner Freunde Erklärungen gab, welche Louison über seine Absichten allerlei Aufschlüsse gaben. Sie wollte aufspringen und ihm entgegeneilen, ihre Augen funkelten vor Wuth, ihre Arme zitterten, ihre Finger zuckten. Ich hielt sie zurück.

Als der Marquis in Begleitung seiner Freunde bei uns eintrat und uns erblickte, stutzte er einen Augenblick, faßte sich aber bald und herrschte mir entgegen: Was ich da zu thun hätte; ich solle mich sofort packen!

— Das werde ich auch thun, antwortete ich, sobald ich Sie hier zu diesem Fenster hinausgeworfen habe. — So sprechend hatte ich ihn auch schon um den Leib gefaßt, in die Luft gehoben und befand ich mich mit ihm auf dem Wege zum Fenster. Seine beiden Freunde warfen sich mir in den Weg und suchten mir meine Beute zu entreißen; vergebens. Ich hatte in diesem

Momente eine Riesenkraft; den Marquis hielt ich so fest, daß er sich kaum winden konnte, und trotz aller Anstrengungen der beiden Herrn rückte ich Schritt vor Schritt dem Fenster entgegen. Der Marquis schrie, die Freunde schrieen, es war ein Höllenlärm. Mit Einem Male aber mischte sich ein eigenthümliches Geräusch in diesen Lärm und verwandelte sich das Geschrei der Herren in ein lautes Gelächter, das so herzlich, beinahe krampfhaft wurde, daß sie von der Vertheidigung ihres Freundes ablassen mußten; ja selbst der Marquis lachte trotz der kritischen Lage, in der er sich befand. Ich stutzte, ließ mit dem Vordringen gegen das Fenster in dem Maße nach, als der Widerstand sich minderte und sah mich um; da stand Louison neben mir und ohrfeigte den Marquis mit solcher Schnelligkeit, solchem Ernst, solchem Eifer, daß es in der That unendlich komisch anzusehen war; daß ich selbst von dem allgemeinen Lachkrampf angegriffen wurde und den Marquis fallen ließ. Seine beiden Wangen waren schon dunkelroth und angeschwollen; trotzdem wälzte er sich lachend auf dem Boden. Louison stand neben ihm, sah zornig auf ihn hinab, die einzige ernste Person der Gesellschaft, immer bereit, wieder über ihn herzufallen, was das Komische der Lage nur noch erhöhte.

— Sie hatte ein Händchen wie eine Herzogin, schaltete hier der alte Marquis ein — o, ich erinnere mich ganz deutlich.

Indessen hatte der Lärm unten im Garten und auf der Straße seinen Widerhall gefunden, die Polizei kam und da sie drei vornehme Herren und einen Savoyarden fand, überlegte sie sichs nicht lange, nach Art der Napoleonischen Polizei, fragte nur nach ihren Namen und führten mich als Gefangenen fort. Ich ging ganz ruhig, nie war mein Vertrauen in Louison größer als in dieser Stunde. Die Freunde riethen dem Marquis, mir wegen Mordversuchs einen Prozeß machen zu lassen, oder wenigstens dafür zu sorgen, daß ich in die Armee gesteckt und nach Oesterreich oder Spanien geschickt werde — er werde dann freien Spielraum haben, sich an mir rächen und mit Louison am Ende doch fertig werden. Aber ich war schon am nächsten Tage frei und wurde auch nicht in die Armee gesteckt — und Beides dankte ich den Bemühungen des Marquis. Ja er hatte sogar alle mögliche Mühe, um mich vom Soldatenthum zu befreien, denn damals war es üblich, daß die Polizei, wo sie ihre Hand auf einen jungen Mann legte, die Gelegenheit benutzte, um die Armee Sr. Majestät zu vergrößern. Der Marquis mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um Louison

ihren Geliebten zu retten. Sehen Sie, er war eigentlich immer ein guter Mann!

— Er war eigentlich immer ein guter Mann! wiederholte der Marquis trauernd, als spräche er von einem Todten.

Ich hatte auch wenig Lust, mich mit Oesterreichern und Spaniern zu schlagen, die mir kein Leides gethan hatten; wohl aber verließ der Marquis bald nach jener Geschichte das Hofleben und trat in die Armee, wo er sich auch tapfer schlug, als ein echter Savoyarde, der er ist. Ich empfand das dringendste Bedürfniß, der Gefahr, ein solches Mädchen wie Louison zu verlieren, ein für alle Mal ein Ende zu machen — und wir verheiratheten uns kurzweg, ich mit wenigen Sous, sie mit etwas mehr Franken in der Tasche.

Nun, mein Herr, beginnt ein arbeitsvolles Leben, von dem ich Ihnen so wenig als möglich erzählen will. Ich war Aufseher der Arbeiter bei einem großen Unternehmer; nach einiger Zeit hatte ich den Muth zu kleinen Unternehmungen auf eigene Faust. Ich wußte wie man mit Hülfe der berufenen Leute Straßen, Dämme u. dergl. baute, Kanäle grub, Steinbrüche ausbeutete und ich begann mit kleinen Ersparnissen und mit dem Kredit meines Landsmannes, des Banquiers P . . . Nach einigen Jahren legte ich schon

Kapitale in sein Geschäft und ehe ich mich dessen versah, war ich Banquier und Unternehmer zugleich. Unter Napoleon hatten die Seehäfen sämmtlicher französischer Küsten, immer von den Engländern blockirt, brach und öde gelegen, und waren während der Zeit verfallen, versandet, zum Theil zerstört. Jetzt mußten Deiche, Dämme, Werften und was dazu gehört, gebaut, ganze Strecken entsandet und zu all dem Schiffe konstruirt werden. Ich hatte beinahe überall mein Theil, denn ich gebot über eine kleine Armee von Arbeitern, die mich als den Ihrigen betrachteten und lieber bei mir als bei andern arbeiteten. Ich gewann große Summen als Unternehmer, und diese Summen machten Junge in unserm Bankhause. Wir wohnten in der Chaussee d'Antin in einem prächtigen Appartement, in dem wir manchmal noch viel reichere Leute, als wir selbst waren, empfingen — aber wenn die Leute fort waren, zogen wir uns in ein kleines Hinterstübchen mit einfachen Möbeln zurück, in dem wir uns heimisch fühlten. Dort sprach ich auch den Dialekt unserer Berge, den Louison auch in dem prächtigen Appartement gebrauchte. Dort sprachen wir viel von unserer Heimath, dahin wir uns endlich zurückziehen wollten, und Louison vergaß dabei niemals das „Schloß". Der Marquis war wie von der Erde

verschwunden; wir hörten erst spät, daß er jetzt am Hofe von Turin lebe, da Turin nach dem Falle Napoleons wieder die Hauptstadt Savoyens geworden. Und wieder nach Jahren liefen durch unsere Comptoirs zu wiederholten Malen große Wechsel und Schuldverschreibungen, die mich an ihn erinnerten, da sie seine Unterschrift trugen. Wenn ich Louison davon erzählte, sagte sie ruhig: Wir bekommen noch sein Schloß, wie ich es ihm versprochen habe. Das ist gut, dann brauchen wir nicht erst ein neues zu bauen.

Und so ist der Mensch: die Gelder floßen zu, die Jahre floßen ab. Ich stak immer so tief in Geschäften, daß an ein Abbrechen und Abrechnen nicht zu denken war — und mein Associé, der brave P . . ., dessen Namen Sie wohl kennen, meinte immer, es gehe zu gut, um aufzuhören und es werde schon eine Zeit kommen, die sich von selbst als geeigneten Schlußpunkt ankündigen werde. Geldmachen ermüdet nicht und an das Alter denkt man nicht, als bis es da ist. Es geht mit der Jugend wie mit der Gesundheit, man denkt an diese erst, wenn man krank, und an jene, wenn man alt ist. Mit Einem Male ist man alt. Aber zwei Menschen, die von Kindesbeinen an neben einander einherliefen und deren Liebe nicht altert und die einander immer so sahen, wie damals, als sie einan-

der zu lieben anfingen, die merken es am spätesten. Erst die große Revolution vom Jahre 1848 konnte P . . . überzeugen, daß der Schlußpunkt gekommen sei und erinnerte uns, Louison und mich, daß wir alt geworden. Sind wir doch aus Savoyen ausgezogen, als man noch vor Robespierre und der Guillotine Angst hatte. Aber hèlas! Louison lag auf dem Krankenbette, auf dem Sterbebette. Sprechen wir nicht davon. Eine Stunde vor ihrem Tode mußte ich ihr versprechen, in unser Thal zurückzukehren und das Schloß zu kaufen, denn der Marquis war gänzlich ruinirt, die Revolution hatte ihm den letzten Stoß gegeben und sein Gut wurde von den Gläubigern an den Meistbietenden losgeschlagen. Sie beschwor mich, gleich nach ihrem Tode abzureisen, damit mir das Schloß ja nicht entgehe. Ich versprach Alles und ruhig und lächelnd schloß sie die Augen. Ich begrub sie neben dem Monument, das ich der guten Frau v. Montarcy hatte errichten lassen und eilte in das Thal zurück, das ich an ihrer Seite und unter den Schlägen des Marquis vor beinahe sechszig Jahren verlassen hatte."

Herr Laurens stützte die Ellenbogen auf den Tisch und legte das Gesicht in beide Hände. Der Marquis schlief und lächelte im Schlafe. Der ruinirte, abgelebte, in die Kindheit schwächlichsten Greisenthums ver-

funkene Kavalier schien mir glücklicher, als der kräftige alte Mann, der sein Leben in frischer Arbeit und Thätigkeit, und liebend und geliebt verbracht hatte; der sein Ideal erreichte, aber allein und zu spät.

Nach einer im Verhältniß zu seiner Erregung kurzen Pause, fuhr Herr Laurens mit fester Stimme fort: Mich tröstet Eines: nämlich, daß Louison sich in dem Schlosse so wenig heimisch gefühlt hätte, wie ich. Ich kaufte eben das Schloß zu einem außerordentlich geringen Preis, es kostete mich nicht den vierten Theil meiner Jahresrente. Der Marquis verließ es lächelnd, während ich trauernd einzog. Er nahm die Hütte, die meiner Mutter gehört und die seit ihrem Tode leer gestanden hatte; ich nahm das Schloß seiner Ahnen. Aber hieher zurückgekehrt, fühlte ich mich ganz als das, als was ich die Berge verlassen hatte, als den Sohn jener Hütten und mit Sehnsucht sah ich hinab auf die elenden Dächer — mit Neid ging ich an dem Häuschen vorbei, in dem der Marquis wohnte. Ich besaß das Schloß, der Traum Louisons war verwirklicht, ihr letzter Wille befolgt; wenn an ihrem Wunsche, das Schloß zu besitzen, einiges gegen den Marquis gerichtete Nachegefühl Theil hatte, so würde sie, das war ich überzeugt, dieses Gefühl gänzlich zum Schweigen gebracht haben, wenn sie den ehemals wilden und übermüthi-

gen, aber eigentlich nie bösen Gesellen in seinem jetzigen Zustand gesehen hätte. Was that ich, nachdem ich das Alles erwogen? Das Häuschen des Marquis hatte zwei Stuben, ich miethete ihm die Eine ab und bin nun sein Miethsmann. Ich bot ihm das Schloß zur Wohnung an, er lehnte es lächelnd ab. Verkauft ist verkauft, sagte er. Im Grunde wollte er sich keine Wohlthaten erweisen lassen, er gestattete aber, daß ich das Häuschen wohnlich einrichten ließ. Und so hausen wir zusammen und sein Umgang ist mir der liebste, denn er hat Louison in ihrer Blüthe gekannt und — wie immer — sie doch geliebt. Jetzt wollen wir ihn in sein ehemaliges Bett bringen lassen und dann: gute Nacht!

Eine Entführung in Böhmen.

Es kostete mich keinen schweren Entschluß, sobald sich das Elend des Exiles geltend zu machen begann, wie viele andere die Laufbahn eines Stundengebers zu betreten und in Paris die Rolle eines Apostels deutscher Sprache, Literatur und Geschichte zu übernehmen. Von vielen und angesehenen Freunden unterstützt, fand ich bald, was ich suchte, und unter andern wurde ich der Vicomtesse St. Hilaire empfohlen, mit deren fünfzehnjährigem Töchterlein ich deutsche Dichter lesen sollte. Die Empfehlung war sehr warm und kam von einem Freunde des Hauses, und einige Zeit nach meiner Einführung fand mich die Vicomtesse mit ihrer alten Mutter, der Gräfin Drumont, im intimen Zirkel einer ihrer Freundinnen, wo sie erfuhren, daß ich daselbst zu den Vertrautesten gehörte — so wurde mein Verhältniß zu den beiden Damen ein viel besseres, als solche Verhältnisse sonst zu sein pflegen. Dazu kamen noch andere

Umstände und unter diesen vorzugsweise zwei, welche eine innigere Annäherung sehr begünstigten. Die Familie gehörte seit lange, trotz ihrem Alter und ihrer hohen Titel, zur liberalen Partei und ein politischer Flüchtling hatte für sie nichts Erschreckendes. Sie wußten auch, was von den Verläumdungen zu halten ist, die den Verbannten oft bis auf die harten Wege der Fremde verfolgen, und als ihnen eine aristokratische Freundin aus Dresden, der sie von ihrer Verbindung mit mir geschrieben, berichtete, daß ich in Deutschland eine Frau mit mehreren Kindern habe sitzen lassen, lächelten sie darüber, da sie von mir wußten daß ich unverheiratet war. In den Augen der alten Gräfin Drumont, der Großmutter meiner Schülerin, war es noch eine besondere Empfehlung, daß ich aus Böhmen stammte. Dieses Land, das konnte ich gleich bei meiner ersten Unterhaltung mit der alten Dame bemerken, war ihr ganz besonders interessant. Sie kam, als ich ihr meine Heimat nannte, in wahrhafte Aufregung und erkundigte sich seitdem zu wiederholten Malen und so oft sie nur die Gelegenheit herbeiführen konnte, nach der Beschaffenheit des Landes, nach seinen Städten und Schlössern, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Sie liebte offenbar meine Unterhaltung, und bald war ich im Ganzen der Freund des Hauses und im Besondern

der Bevorzugte und Günstling der ehrwürdigen Matrone. Aber erst nach Monaten erfuhr ich von ihr, warum sie an meiner Heimat so großes Interesse nahm. Ach, rief sie eines Tages mit Thränen in den Augen aus, ach, in Böhmen ist mir ja das Liebste, was ich auf Erden hatte, spurlos verschwunden. Mein Glück mein Stolz und der Name, den ich trage, sind dort irgendwo in einem unbekannten Winkel begraben. Dort hat das Ende eines Trauerspieles gespielt, das mir das Herz durchbohrte, obwohl es mir bis auf den heutigen Tag ein Räthsel geblieben ist und wohl immer bleiben wird. Sie, mein Herr, waren damals zu jung, als daß ich irgend von Ihnen eine Auskunft hoffen könnte, auch stand Ihre Welt, als die eines Dorfkindes, den Regionen, in denen dieses Trauerspiel spielte, zu ferne, als daß Sie oder Jemand der Ihrigen dessen Zuschauer sein oder davon hätten hören können. Doch will ich Ihnen die Geschichte meines Unglücks erzählen — so weit ich sie selber kenne — um Ihnen zu erklären, was meine Gedanken und Gefühle so sehr an Ihre Heimat fesselt, und um mich bei Ihnen zu entschuldigen, daß ich Sie oft und immer wieder mit demselben Gegenstande des Gespräches behellige.

„Mein verstorbener Gatte, Graf Amy Drumont, gehörte schon unter der Restauration zur liberalen Partei

und stand auf der Seite von Männern wie Manuel, General Foy, Benjamin Constant, welche erkannten, daß es zum Verderben Frankreichs wäre, wenn man über die Grundsätze von 1789 zurückgehen würde, und wenn man den zurückgekehrten Emigrirten, die von den stattgefundenen Veränderungen im öffentlichen Geiste keine Ahnung hatten oder haben wollten, Gehör gäbe. Doch war er ein treuer Royalist, und seines Namens wegen zählten ihn selbst die entschiedensten Aristokraten zu den Ihrigen, obwohl er so Manches verschuldete, was sie aufs Strengste verurtheilen mußten. Dazu gehörte unter Anderem das Verbrechen, unsern Sohn René in seinem achtzehnten Jahre der verrufenen, von der Republik gegründeten politechnischen Schule anvertraut zu haben, in der man nichts lernte, was an den Hof der Ludwige erinnerte, wohl aber Manches, was die Jugend mehr mit der Nation und mit dem Leben, als mit dem Hofe und mit den von Karl X. begünstigten Kongregationen verband. Mein Mann starb vor Erfüllung seiner Prophezeiungen, das ist vor der Julirevolution und der Vertreibung des Königs und seines Hofes. René, als Politechniker und als fortgeschrittener Sohn seines Vaters, kommandirte das Volk und war einer der Helden der drei Tage. Der Ehre, des Ruhmes wurde ihm genug, auch der Freude, da er seine

Sache triumphiren sah. Aber sein Sieg sollte der Tod seines Glückes werden.

Von früher Jugend an hing er mit der ganzen Treue und Leidenschaft seiner Seele an Viktorine de la Pérouse der Tochter unseres Nachbars im Faubourg St. Germain und Kapitains der Garden Karls X., eines der eifrigsten Royalisten und Anhängers des alten Regime. Trotz diesem letztern Umstande hatte es nicht im entferntesten den Anschein, als ob die Liebe der beiden Kinder ein Schicksal wie das von Romeo und Julie heraufbeschwören sollte. Die beiden Familien waren seit Jahrhunderten durch Freundschaft, verwandtschaftliche Bande und eine theilweise gemeinsame Geschichte zu sehr an einander geknüpft, als daß die Verschiedenheit der Meinungen während einer oder zweier Generationen trennend hätte wirken können, und von Seiten des alten La Pérouse hielt man zu sehr auf Traditionen, um nicht, trotz jener Verschiedenheit, die man für unnatürlich und darum für vergänglich erklärte, bei uns auszuhalten. Aber Alles änderte sich schnell, als aus meinem Sohne, wie sich der alte Kapitän der Garden ausdrückte, ein Barrikadenheld wurde und zwischen diesem und den Anhängern des Königs ein ewig trennender Blutstrom dahinfloß. Zu dieser moralischen Trennung kam noch die materielle, indem sich Herr von La Pérouse mit seiner ganzen

Familie freiwillig verbannte und seinem Könige nach Böhmen folgte.

Mein armer René ertrug sein Schicksal anfangs mit vielem Muthe, auch dachte er in den ersten auf die Julirevolution folgenden Zeiten zu sehr an das Vaterland und war mit diesem zu leidenschaftlich beschäftigt, als daß er für sein eigenes Schicksal genug Aufmerksamkeit hätte übrig haben können, und er fühlte sich mit Viktorine zu innig verbunden und verwachsen, um der Frucht, gänzlich von ihr getrennt zu werden, fähig zu sein. Auch war sein heiteres Wesen nicht darauf angelegt, irgend welche Besorgniß in sich aufkommen zu lassen; er kannte keine Hindernisse, er glaubte alle besiegbar, und die Welt, die seiner Liebenswürdigkeit überall entgegenkam und ihm alle Wege ebnete, bestärkte ihn in dieser heitern Zuversicht. Wie er während der Julitage an der Spitze einer kleinen Schaar auf große Heeresmassen losging, so bot er lächelnd und singend allen Möglichkeiten menschlicher Schicksale die Stirne. Erst als auf mehrere Briefe von mir ein kurzes und entschiedenes Absageschreiben des alten La Pérouse ankam, in welchem er jene Ausdrücke gebrauchte, begann das Gemüth meines armen Sohnes sich zu verdüstern. Es waren indessen mehrere Monate seit der Revolution und seit der Trennung von Viktorinen vergangen; von den öffentlichen Angelegenheiten

wandten sich jetzt seine Gedanken wieder mehr den eigenen zu und die Sehnsucht nach dem Mädchen, das ihm Schwester und Geliebte zugleich war, wuchs mit der wachsenden Zeit. Er war nahe daran in Schwermuth zu versinken, als ihn die Kämpfe in Polen aufs Neue weckten, und er mit einigen jungen Männern, die an dem verlassenen Lande gut machen wollten, was die französische Regierung versäumte, aufbrach, um den heldenmüthig Kämpfenden mit seinem und seiner Genossen Muth und Kenntnissen beizustehen. Ich will Ihnen nicht von den Sorgen und Qualen sprechen, mit denen mein Herz dem einzigen Sohne auf die fernen Schlachtfelder folgte. Genug, er kam mir unversehrt zurück, mit neuer Ehre bedeckt und, wenn auch über den unglücklichen Ausgang des Kampfes betrübt, doch so jugendlich glücklich, als man es nach Erprobung seiner Kraft in großen Fährlichkeiten immer ist.

In diesem Gefühle war er auch wieder der Hoffnung fähig. Auf die Liebe seiner Viktorine, auf ihre gänzliche Hingebung durfte er bauen und überzeugt sein, daß sie ihm im äußersten Falle trotz aller Hindernisse folgen würde. So sah ich ihn bald wieder mit der ganzen früheren Freudigkeit ausgestattet und Pläne machen, die er mit Zuversicht als Grundlage dauernden Glückes betrachtete. Unter diesen Plänen obenan stand die Absicht einen

ritterlichen Zug in das unbekannte Böhmen zu unternehmen und seine Geliebte zu entführen. In dieser Absicht wurde er durch einen Freund, einen Polen, den er sich auf dem Schlachtfelde erworben hatte, noch bestärkt. Graf Bobrowsky lebte in Böhmen, das ihm die Regierung Metternichs als Gefängniß angewiesen hatte. René bat ihn, sich in die Nähe Viktorinens zu begeben und ihm von Zeit zu Zeit von ihrem Leben, ihrem Aussehen, ihrer Umgebung zu berichten. Bobrowsky vollzog die Aufträge seines Freundes mit der größten Gewissenhaftigkeit und wußte, obwohl Herr von La Pérouse revolutionäre Gesellschaft von seiner Tochter fern hielt, obwohl er sie auf diese Weise nur von fern beobachten konnte, doch so viel des Schönen, von ihr zu berichten, daß René's Sehnsucht sie wiederzusehen und sich des theuern Besitzes zu bemächtigen, durch des Freundes Briefe mächtig entflammt wurde. Und so verließ er mich aufs Neue und dießmal, ach, um nie wiederzukehren. Kurz nach seiner Ankunft in Böhmen erhielt ich die frohesten und hoffnungsvollsten Nachrichten von ihm. Er schrieb, daß sein polnischer Freund alles aufs Trefflichste vorbereitet habe, daß er Viktorine gesprochen und sie entschlossen gefunden, ihm zu folgen. Sie lebte in Gesellschaft ihres Vaters und einiger andern Emigranten, älterer und jüngerer Offiziere, die in Ver-

failles unter Herr von La Pérouse gestanden hatten, in einem einsam gelegenen Schlosse, Namens Bukowan, das ihnen ein böhmischer Legitimist gastlich einräumte und in dessen Umgebung sie sich unbewacht bewegte und lange Spaziergänge machte. René's Plan war es, sie von einem solchen Spaziergange zu entführen, und sich sofort in irgend einem Kloster oder bei einem Pfarrer, den man gewinnen wollte, trauen zu lassen. Das waren die letzten Nachrichten, die mir zukamen. Seitdem blieb mir mein Sohn verschwunden, trotz aller angestellten Nachforschungen bei den Behörden und bei einzelnen böhmischen Großen, an die ich mich empfehlen ließ. Es wußte mir Niemand irgend welche Auskunft zu geben. Als ich mich endlich, auf unsre alte Freundschaft gestützt, an Herrn von La Pérouse selbst wandte, blieb ich ohne Antwort und meine noch später an Viktorine gerichteten Briefe kamen uneröffnet zurück, mit dem Bemerken, daß Fräulein von La Pérouse ins Kloster gegangen und daß es ihr verboten sei, Briefe aus Frankreich zu empfangen. Wenige Jahre nach dem Verschwinden meines Sohnes erhielt ich, durch Mittheilungen an die Anverwandten im Faubourg, kurz nach einander Nachricht von dem Tode des Herrn von La Pérouse und seiner unglücklichen Tochter.

Sie begreifen jetzt, mein lieber Freund, warum

ich mich für Ihr Land so sehr interessire. Ist es nicht das Grab meines Sohnes? Ist es nicht der Schauplatz auf welchem er, vielleicht mit seinem Freunde, der mir so verschwunden geblieben wie er selbst, in einem allem Anscheine nach blutigen Trauerspiele zu Grunde gegangen?"

Die alte Gräfin versank nach diesen Mittheilungen in das trübsinnige Schweigen, das ich schon oft an ihr beobachtet hatte und dessen Ursache ich nun kannte. Als sie sich endlich erhob, um mir gute Nacht zu sagen, bemerkte sie in meinem Gesichte eine große Aufregung. Sie schrieb das meiner Theilnahme an ihrem Kummer zu und drückte mir dankbar und herzlich die Hand. Doch galt meine Aufregung ihrem Kummer nur zu einem verhältnißmäßig kleinen Theile: in mir ging etwas ganz Anderes vor, etwas, das, wenn es die alte Dame geahnt hätte, sie gewiß bewogen haben würde, mich noch länger zurückzuhalten. Alte Erinnerungen aus frühester Kinderzeit, schattenhaft wie ein Traum, und die ich in der That längst für einen Traum, für Ausgeburten meiner eigenen Phantasie zu halten gewohnt war, erhoben sich nach und nach in mir, wurden immer lebendiger — und endlich, als ich mich auf dem Heimwege zu sammeln suchte, wurden sie so leibhaftig, daß mir das ganze Erlebniß greifbar, faßbar

in allen Theilen vor Augen und Seele stand, als ob es von vorgestern wäre. Soll ich morgen zu der alten Dame zurückkehren und ihr erzählen, was ich im zehnten Jahre meines Lebens gesehen und wovon ich jetzt überzeugt war, daß es mit ihren Mittheilungen im innigsten Zusammenhange stand? oder täuschte ich mich? habe ich das Phantastische, daran sie mich erinnerte, vielleicht wirklich nur geträumt? Und wenn ich es wirklich erlebte, war es denn nothwendig die Schlußscene im Trauerspiele ihres Sohnes?

* * *

Unser Dorf liegt in einer der unscheinbarsten, ödesten, in einer von der Welt vergessenen Gegend Böhmens, hinter unbedeutenden Hügeln und traurigen Föhren- und Kieferwäldern versteckt, einen großen Theil des Jahres von Walddünsten und Nebeln bedeckt. Keine Landstraße führt daran vorüber, und selbst mit den nächsten Dörfern ist es durch so schlechte, ausgeschwemmte, steinige Wege verbunden, daß sogar mit diesen kaum der gewöhnlichste Verkehr stattfindet. In dieser an Naturschönheiten und Naturprodukten gleich armen Gegend hat weder der Vergnügungsreisende noch der Kaufmann etwas zu suchen, und ein fremdes Gesicht, eine fremde Erscheinung welcher Art immer, ist hier eben so selten,

als es selten vorkommt, daß ein Einheimischer über die Grenzen dieser einsamen Gegend hinausgelangt. Ein fremder Einspänner reicht schon hin, um sämmtliche Einwohner an die Fenster zu locken, denn selbst die Pferde gehören hier zu den seltenen und kostbaren Phänomenen. Nur zwei Bauern des ganzen Dorfes sind so reich, daß sie ihre Pflüge von einzelnen Pferden ziehen lassen, die andern müssen sich mit Ochsen und Kühen begnügen, wenn nicht der Spaten den Pflug ersetzt. Das Dorf hat nichts als seine Einsamkeit und sein Elend für sich, nichts anderes gibt ihm einen individuellen, besondern Charakter, nicht einmal sein Name, den es mit fünfundzwanzig andern Dörfern im nicht weiten Umkreise theilen muß. Das Einzige, das die Einwohner von ihrem Dorfe zu erzählen wissen, ist, daß im Schlosse ein Erzbischof geboren worden und daß von diesem Erzbischofe — vielleicht — die kleine Kirche im Schloßgarten erbaut worden. Das Gebäude, dem man den stolzen Titel „Schloß" ertheilt, verdient diesen in so ferne als es aus Stein erbaut ist und als einstockiges Gebäude über die hölzernen Häuser hervorragt. Auch hat das Schloß in der Mitte ein Thürmchen, mit einer Uhr, welche aber seit Menschengedenken nicht mehr im Gange ist und nur manchmal, man weiß nicht aus welchen Ursachen, plötzlich, ohne Rücksicht auf die

Tageszeit, irgend eine beliebige Stunde anschlägt. Nach heftigen Stürmen bemerkt man auch, daß sich der eine noch übrige Zeiger etwas vor- oder rückwärts bewegte. Wozu das Kirchlein im Schloßgarten erbaut worden, das ist eigentlich nicht zu ergründen, denn es gibt weder einen Pfarrer noch einen Kaplan im Dorfe, und die Einwohner müssen wenigstens anderthalb Stunden weit zu den Kapuzinern im Walde pilgern, um die Messe zu hören. Die Kapuziner haben auch die Seelsorge im Dorfe, wofür sie sich dadurch bezahlt machen, daß sie so oft als möglich einen Pater herabschicken, der Mehl, Eier, Früchte, Geflügel und andere Lebensmittel einsammelt. Die Kirche wird darum zweckmäßig benützt, indem der Pächter des Schloßgartens, der einzige Bewohner der Schlosses, seine Produkte: Kartoffeln, Kohl, Gurken, Baumfrüchte ꝛc. daselbst aufstapelt. Das ist beinahe zu bedauern, denn dieses Kirchlein ist das einzige Gebäude des Dorfes, das einen gewissen künstlerischen Styl hat, im Innern selbst mit Bildern geschmückt ist, recht malerisch auf einer kleinen grünen Erhöhung, von hohen alten Bäumen eingefaßt, dasteht, sich melancholisch in einem großen Teiche spiegelt und außerdem in seinem geschwungenen Thürmchen zwei Glocken besitzt, die einen überaus schönen Ton von sich geben. Einige nicht üble Fernblicke abgerechnet, aus denen ein

phantasievoller Landschaftsmaler etwas machen könnte, wüßte ich keine andere Schönheit, die unserm armen Dorfe nachzurühmen wäre.

Am Morgen eines sanft umnebelten, aber im Ganzen warmen und schönen Herbsttages erschien in diesem unserm Dorfe der Kapuzinerpater Adam zum Staunen und Schrecken sämmtlicher Bauern, da er erst vor wenigen Tagen da gewesen war, um zu sammeln, und er sonst nicht allzu habgierig, nur in größern Zwischenräumen zu erscheinen pflegte. Man beruhigte sich bald, als man merkte, daß er dießmal nicht des Bettelns wegen kam, obwohl er den weißen Bettelsack über die Schultern geworfen hatte. Aber dieser Bettelsack war bereits ganz voll und viel weiter aufgebauscht als sonst. Mit diesem trat er in das erste Bauernhaus, um wenige Minuten darauf wieder hervorzukommen, und jetzt wußte man, was der Bettelsack enthalten hatte, denn Pater Adam war wie verwandelt. Anstatt der schmutzigen und zerissenen Kutte trug er jetzt eine ganz neue, noch im Tuche glänzende; um den Leib hatte er eine ganz weiche, frisch gewaschene Kordel gebunden, die vorn in vielfachen Knoten bis hinab fiel zu den Sandalen, welche er gegen seine Gewohnheit an die nackten Füße gesteckt hatte. Stolzer als sonst und mit mehr Würde durchschritt er das ganze Dorf, bis er auf einer kleinen

Anhöhe vor demselben stehen blieb, seine Tabaksdose aus der Kapuze nahm und mit dieser in der Hand, wie ein Steingebilde, aufmerksam und unverwandt dem Süden und dem steinigen, von dorther führenden Wege entgegensah. Von dort her mußte etwas Neues, etwas Außerordentliches kommen. Pater Adam wies alle Bitten und Fragen mit erbarmungsloser Strenge und mit einer verächtlichen Handbewegung von sich, und so blieb uns, den Männern, Weibern, Greisen und Kindern des ganzen Dorfes, nichts anderes übrig, als uns, da er den vordersten Platz auf der Höhe einnahm, hinter ihm im Halbkreise aufzustellen und ebenso aufmerksam und erwartungsvoll in die Ferne zu sehen.

Wir warteten nicht lange und wir überzeugten uns, daß in der That Außerordentliches ankommen und geschehen sollte. Vom Süden her kam eine offene Kalesche oder etwas derart herangefahren und zwar von fünf Pferden zugleich gezogen, welche, wie der Dorfjude erklärte, auf „polnische Art" vorgespannt waren, d. i. so, daß drei Pferde unmittelbar vor dem Wagen, und zwei vor diesen liefen. Das war das Eine Außerordentliche. Das Andere war, daß dieser Wagen über den steinigen und holperigen Weg mit einer Schnelligkeit dahin brauste, wie man es für unmöglich gehalten hätte und wie man in dieser Gegend überhaupt noch nicht hatte fahren sehen.

Rechts und links vom Wagen liefen, mit den Pferden um die Wette, zwei Männer, die sich am Schlage hielten und das Umfallen des Fuhrwerks verhinderten. Der Eine derselben hielt zugleich die Zügel und munterte die Pferde mit allerlei Rufen auf. Im Wagen selbst saß eine einzelne Dame. Das Alles konnte man schon von ferne sehen. Als der Wagen in die Ebene und in die Nähe des Dorfes kam, war unser Staunen noch größer. Alles an den Fremden war sonderbar, und fremdartig: die kleinen aber feurigen Pferde, das vielfach ausgezackte und geschmückte Geschirr, der Wagen, der beinahe ganz aus Leder bestand, und nun erst die Fremden selbst! Die Dame im Wagen war verschleiert, was in dieser Gegend, die von der Existenz eines Schleiers gar nichts wußte, doppelt geheimnißvoll erschien; die beiden Männer hatten Gesichter wie man sie hier wohl auch noch nie gesehen. Beide waren jung und liefen neben dem Wagen und über die Steine des Baches den sie passiren mußten, mit außerordentlicher Behendigkeit. Der Eine hatte ein schönes braunes Gesicht mit dunklen Augen und einem feinen schwarzen Schnurrbärtchen und trug einen leichten kurzen Rock, der beinahe wie der Kittel eines Bergmannes oder Arbeiters aussah, obwohl er von feinem schwarzen Damentuche war. Der Andere hatte über einen Schnür-

rock noch einen Mantel geworfen, der vorn von einer breiten Agraffe zusammengehalten war und, über die Schulter zurückgeschlagen, hinter dem Laufenden einherflog. Auf dem Kopfe trug dieser eine niedrige runde Pelzmütze. Sein Gesicht, obwohl von blonden Haaren eingefaßt, sah etwas wilder aus als das des Andern, und das kam vorzugsweise von dem röthlichen, dicken, unendlich langen Schnurrbart, der mit seinen Spitzen beinahe die Schultern berührte und auch von hinten sichtbar war. Dieser Mann war trotz seiner schönen und freundlichen blauen Augen bei weitem nicht so schön wie der andere, der Braune, und daran war wohl die kleine stumpfe Nase, die über dem dicken Schnurrbart noch kleiner erschien, besonders schuld. Doch konnte man die meisten dieser Bemerkungen erst später machen, da der ganze Aufzug unendlich rasch an uns vorüberflog und hinter uns und hinter den ersten Häusern des Dorfes verschwand. Wir hatten an diesem flüchtigen Anblick nicht genug, und kaum waren die Fremden an uns vorbei, als sich der ganze Haufe wandte, um sie so weit als möglich, wenigstens mit den Augen, zu verfolgen.

Wir hatten nicht lange zu laufen. Zu unserer höchsten und angenehmsten Ueberraschung fanden wir die Fremden im Dorfe selbst, wo sie auf dem großen Platze

Halt machten. Der eine Fremde, der Braune, half der Dame aus dem Wagen, oder vielmehr reichte ihr nur die Hand hin, als sie leicht wie ein Reh auf das Gras niedersprang, worauf der Andere Wagen und Pferde unter den großen Kastanienbaum führte, welcher die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beschattete. Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes schloß einen Kreis um die Fremden und betrachtete sie als wäre es eine Kunstreitergesellschaft. Das Interesse wuchs plötzlich um ein sehr bedeutendes, als die Dame den Schleier zurückschlug und ein wunderschönes, kaum zwanzigjähriges Gesicht zum Vorschein kam, das der versammelten Menge auf das wohlwollendste entgegenlächelte. Sie nahm den Arm des jungen Mannes und ging mit ihm auf dem Platze auf und nieder. Beide sahen einander mit großer Zärtlichkeit an und auffallend war es, wie die schöne junge Dame, während sie so auf und abging, bald vor Freude auflachte und überaus glücklich schien, bald wieder das Tuch vor die Augen drückte und herzlich weinte. Wir hätten uns wohl manches erklären können, was uns an diesen Fremden auffiel, wenn sie nur irgend eine verständliche Sprache gesprochen hätten! So aber sprachen sie unter einander eine Sprache, die nur darum, weil man sie nicht verstand, und weil man wußte, daß Herrschaften französisch

sprechen, der Dorfjude für französisch erklärte. Derselbe Dorfjude machte die Bemerkung, daß die Stoffe sämmtlicher Kleider der Fremden außerordentlich fein und theuer seien. Die Dame allein, die in ein seidenes Kleid und in einen sammtenen Ueberwurf gekleidet war, mußte, den Hut mit der Feder mit eingerechnet, nach seiner Schätzung wenigstens dreihundert Gulden auf dem Leibe haben, und daraus folgerte er, was übrigens das ganze Dorf vermuthete, daß die Fremden hohe Herrschaften sein müßten. Doch war es unerklärlich, warum diese hohen Herrschaften ohne Dienerschaft, selbst ohne Kutscher reisten, und noch unerklärlicher war es, was solche Herrschaften in unserem elenden Dorfe zu thun hatten.

Der einzige Eingeweihte war offenbar der Pater Adam, der augenscheinlich nur sie erwartend in das Dorf gekommen war und sich nur ihretwegen vor demselben aufgestellt hatte. Seit ihrer Ankunft stand er zwar bescheiden in der Ferne, aber er ließ den jungen Mann, der sich jetzt noch mit den Pferden beschäftigte, nicht aus den Augen, und es hatte den Anschein, als erwartete er von diesem angesprochen zu werden. Dieser aber wandte sich zuerst an einen Einwohner des Dorfes, der in seiner Nähe stand, und redete ihn zur allgemeinen Ueberraschung in einer Sprache an, die mit der

czechischen einige Aehnlichkeit hatte und in der er nach einiger Anstrengung auch begreiflich zu machen wußte, daß er nach Futter für seine Pferde verlange und es gut bezahlen wolle. Sogleich liefen mehrere Bauern, um das Verlangte herbeizubringen, während der Jude nach rechts und links flüsterte: Er spricht polnisch, es ist ein Pole, irgend ein polnischer Graf oder Fürst oder Gott weiß was.

Jetzt erst, da für die Pferde gesorgt war, sah sich der Pole, wie wir ihn von nun an nennen wollen, suchend im Dorfe um und ging, sobald er den Kapuziner bemerkte, auf diesen zu. Nachdem beide eine Zeitlang leise mit einander gesprochen, eilte der Kapuziner in den Schloßgarten und der Pole kehrte zu dem jungen Paare zurück. Er lächelte, indem er auf das Kirchlein zeigte; die junge Dame drückte dabei den Arm des jungen Mannes, den wir den Franzosen nennen wollen, an ihr Herz und dieser hob ihr den Kopf in die Höhe, den sie gesenkt hatte, und redete ihr freundlich zu. Während der Zeit suchte sich der Pole einigen jungen Leuten aus dem Dorfe verständlich zu machen, gab ihnen große Silbermünzen in die Hand und forderte sie mit Worten und Geberden auf, sich auf der Höhe vor dem Dorfe aufzustellen, den Weg, auf dem sie, die Fremden, gekommen, zu beobachten und ihn sogleich

zu benachrichtigen, wenn sie etwas Fremdes von dorther bemerken sollten. Die Bauernjünglinge verstanden lange nicht, was er von ihnen wollte, bis der Jude, dem sich der Pole in deutscher Sprache erklärte, den Dolmetscher machte. Darauf ging dieser wieder durch das versammelte Volk und lispelte Jedermann zu, daß die Fremden offenbar vor irgend Jemand Furcht hätten.

Nach wenigen Minuten kam Pater Adam aus dem Schloßgarten zurück, sprach wieder einige Worte mit dem Polen, worauf ihm dieser und das junge Paar in den Garten folgten. Der Kapuziner und die Fremden schritten, obwohl etwas eilig, doch mit Feierlichkeit dahin. Sie schwiegen sämmtlich. Nicht so war es in der Menge, die sich neugierig, murmelnd und drängend dem kleinen Zuge so rasch nachstürzte, daß es dem Gärtner der die Fremden an der Gartenthüre erwartete, nicht gelang, das Volk auszuschließen. Es wäre daselbst beinahe zu einem Kampfe gekommen, wenn ihm der Pole nicht zu verstehen gegeben hätte, daß er keine Zeit verlieren und das Volk gewähren lassen solle. An der Thüre des Kirchleins, in das jetzt die Fremden traten, war es leichter das Volk zurückzuhalten, da sich hier der Kapuziner auf die Schwelle stellte, die Andringenden zurückwies und die Thüren

selber schloß, nachdem er hinter den Fremden nur noch den Gärtner eingelassen hatte. Wir konnten, während die Thüren offen standen, nur bemerken, daß die kleine Kirche sich ganz und gar in ihrem gewöhnlichsten Zustande befand, daß sie wie immer von den Produkten des Schloßgartens angefüllt war. Doch führte zwischen Rüben, Kürbissen, Kartoffeln u. s. w. ein schmaler freier Strich geraden Weges von der Thüre zum Altar und auf diesem lag ein weißes Tischtuch und stand das Allerheiligste. Nachdem die Thüren geschlossen waren, blieb uns nichts übrig, als zu horchen, oder an den Bäumen hinaufzuklettern, um durch die Fenster ins Innere blicken zu können. Die Fenster aber waren so erblindet, daß man selbst von den besten Plätzen auf den Bäumen die fünf Personen in der Kirche nur undeutlich wie Schatten sah und unmöglich mit Genauigkeit angeben konnte, was da drinnen vorgehe. Doch ließ die Versicherung des Dorfjuden keinen Zweifel übrig, daß da drinnen eine heimliche und unerlaubte Ehe geschlossen werde.

Wir warteten so vor der Kirche kaum zehn Minuten, als die Bursche, die der Pole vors Dorf geschickt hatte, athemlos zurückkamen und mit großem Geschrei nach den Fremden fragten. Dann stürzten sie sich auf die Thüre der Kirche und verführten mit Pochen und

Klopfen einen so großen Lärm als sie im Einklange mit der guten Bezahlung für nothwendig hielten. Doch öffnete man nicht sogleich, da man im Innern glaubte, daß es das neugierige Volk sei, das sich den Eingang erzwingen wolle. Es verstrich eine geraume Zeit bis die Thüre vom Gärtner geöffnet wurde. Da sahen wir, wie die junge Dame sehr herzlich weinte und wie ihr der Franzose auf das zärtlichste zuredete. Auf die Nachricht aber, die die Bursche dem Polen brachten, faßte dieser das junge Paar an den Händen und stürzte in großer Aufregung mit beiden aus der Kirche, durch den Schloßgarten auf den Dorfplatz, unter den Kastanienbaum. Mit einer Geberde der Ungeduld und der unangenehmsten Ueberraschung sah er, daß die Bauern, zu dienstfertig, behufs der Fütterung die Pferde ausgespannt und entzäumt hatten. Er rief ihnen zu, ihm beim Anspannen zu helfen. Sie aber, ungewohnt des Pferdeanspannens überhaupt und gänzlich unbekannt mit der polnischen Weise, fünf Pferde vor den Wagen zu spannen, zeigten sich sehr ungeschickt und wurden, indem er ihnen Geld hinwarf, von ihm endlich weggejagt. Der Franzose eilte zwischen dem Wagen und der jungen Dame hin und her. Bald suchte er da zu helfen, bald dort zu trösten und zu ermuthigen, denn die Dame war blaß wie der Tod, zitterte am ganzen Körper und

sah mit unsäglicher Angst dem Wege, auf dem sie gekommen war, entgegen. Bald hörte man von dorther starkes Pferdegetrappel und Wagengerassel und einen Moment lang sah man zwischen den Häusern, schon ganz nahe dem Dorfe einen ganzen Zug, der sich aus einem Wagen und mehreren Reitern zusammensetzte. Bei diesem Anblick sprang der Pole, der indessen mit Anspannen fertig geworden war, in den Wagen und holte aus einer Vertiefung vier Pistolen hervor. Zwei steckte er sich vorn in die Kleider, die andern zwei drückte er dem Franzosen in die Hand, hob dann die Dame in den Wagen und sprang, während der Franzose sich dieser nachschwang, selber auf den Bock und fort ging es wie im Sturm. In demselben Augenblicke erschien der Zug der Verfolger auf dem Platze, erblickte die Fliehenden noch und flog wie ein Blitz durch das Dorf. Wir alle hinter drein. Vor dem Zuge befand sich ein junger Mann zu Pferde, der beim Anblick der Fliehenden seinem Schimmel die Sporen gab und, während ein alter Mann im Wagen sich erhob und ihm aufmunternde Worte zurief, mit unendlicher Geschwindigkeit vorwärts sprengte. Obwohl der polnische Wagen ohne Rücksicht auf das Gestein des Weges dahinflog, war es dem Reiter, der den besseren Fußpfad am Wege wählen konnte, doch leicht ihn zu erreichen und wir

sahen, wie er ihm nach wenigen Minuten zuvorkam. In demselben Augenblicke blitzte ein Schuß, und der polnische Wagen, nachdem er eine heftige Wendung nach der Seite gemacht und noch einige Schritte weit vorwärts geschossen war, blieb stehen. Der Reiter hatte ein Pferd niedergeschossen. Gleich darauf aber stürzte er selbst aus dem Sattel, denn der Pole hatte seinen Schuß erwidert und besser getroffen als er. Bei diesem Anblick sprengte ein anderer Reiter, gefolgt von zwei Büchsenspannern, wüthend und mit Geschrei auf den Polen los und er hatte ihn kaum erreicht, als dieser unter seinem Degen und unter den Hirschfängern seiner beiden Büchsenspanner erlag. Mittlerweile war auch der Wagen mit den andern Begleitern auf dem Schauplatze angekommen, der bereits vom Blute zweier Todten getränkt war. Im Wagen erhob sich ein alter Mann und richtete eine Büchse, die er bis dahin auf seinen Knieen gehalten hatte, gegen den Franzosen. Dieser hatte sich erhoben und spannte beide Pistolen gegen den alten Mann und sein Gefolge. Die junge Dame aber, indem sie mit herzzerreißender Stimme einige Worte ausrief, zog ihm beide Arme nieder, sank aber selbst in demselben Momente zusammen, denn der alte Mann hatte losgedrückt und der Franzose stürzte aus ihren Armen rücklings über den niedern Rand des

Wagens. Auf einen Befehl des alten Mannes, das wie ein Kommandowort ertönte, faßten mehrere Männer die Ohnmächtige und trugen sie zu ihm hinüber, um sie an seine Seite in den Wagen zu setzen oder vielmehr zu legen. Auf ein zweites Kommandowort wurde auch jener Reiter — es war ein blutjunger Mensch — den der Pole vom Pferde geschossen hatte, in seinen Wagen gebracht und ihm zu Füßen, mit dem Kopf an den Vordersitz gelehnt, hingelegt und auf ein drittes Kommandowort wandte sich der ganze Zug, Wagen und Reiter, und flog mit dem Todten und mit der Ohnmächtigen denselben Weg zurück, auf dem er vor weniger als einer Viertelstunde gekommen war, unbekümmert darum, daß zwei Todte auf dem Platze zurückblieben. Nicht ein einziger Mann dieses Zuges sah nach, ob einer der unglücklichen jungen Männer vielleicht nur verwundet und noch zu retten wäre.

Plötzlich war es ganz stille auf dem Platze, auf dem eben mehrere Schüsse gefallen und drei Menschen getödtet worden. Das Volk stand sprachlos, im weiten Kreise herum, so entsetzt oder gelähmt von dem Unerhörten, daß sich auch nicht ein Einziger von seinem Platze rührte, um nach den Todten zu sehen. Die Pferde standen still, da sie von der Last ihres todten Gefährten zurückgehalten und mit ihren Köpfen und der Deichsel gegen

die Seitenwand des etwas hohlen Weges gerichtet waren. Erst als Pater Adam, der in sein Kloster zurückkehrte, herankam, belebte sich die todte Volksmasse, um ihm zu erzählen, was vorgegangen, und man wagte sich in seiner Gesellschaft in die Nähe der Leichen. Jetzt drängte sich Alles heran, aber Pater Adam schob sie zurück, befahl einigen Bauern das todte Pferd abzuschneiden und bei Seite zu ziehen, und nachdem er sich überzeugt, daß in den beiden jungen Männern kein Leben mehr war und nachdem er über sie das Zeichen des Kreuzes gemacht, legte er mit Hülfe Anderer die beiden Leichen in den Wagen und gebot uns, in das Dorf zurückzukehren. Wir thaten wie er befahl, aber ungesehen von ihm, hinter den Zäunen der ersten Häuser, blieben wir stehen und blickten ihm nach, wie er eines der Vorderpferde am Zügel nahm und langsamen Schrittes mit dem Wagen und der todten Last darauf sich dem Walde entgegenbewegte, in welchem sein Kloster stand und in welchem er nach langsamer, mehr als halbstündiger Fahrt verschwand.

Im Dorfe war es wieder so still und öde wie immer. Das ganze traurige und phantastische Schauspiel hatte kaum eine Stunde gedauert, und am Abend desselben Tages hätte man versucht sein können, es für bloße Einbildung zu halten. Natürlich bildete das

Ereigniß lange Zeit das Gespräch des ganzen Dorfes; ob auch außerhalb viel darüber gesprochen wurde, das hat man bei uns nie erfahren — ich glaube es aber nicht, denn die Geschichte wurde höchst wahrscheinlich ebenso erstickt, wie andere Bluttthaten, wenn sie in aristokratischen Kreisen spielten. —

Diese Erinnerungen tauchten aufs Lebhafteste in mir auf, als mir die Gräfin Drumont in Paris ihre Mittheilungen gemacht hatte. Habe ich nicht allen Grund zu glauben, daß die drei ersten Personen, die in unserem Dorfe erschienen, Bobrowsky, René und Viktorine gewesen? Dann war der alte Mann im zweiten Wagen wohl kein Anderer als Herr von La Pérouse, und sein Gefolge bestand wohl aus legitimistischen Emigranten, die sich freuten, ihre Waffen gegen einen Mann zu gebrauchen, der trotz seinem alten Namen auf den Julibarrikaden gestanden.

Eine Mutter.

In dem gewissen Jahre, das gewisse Leute so ungerne nennen, nämlich in dem Jahre 1848, war ich Student an der Universität Wien. Wie alle andern Studenten nahm ich Theil an den Bewegungen und zuletzt auch an der Vertheidigung der Stadt gegen die k. k. Truppen, die Fürst Windischgrätz kommandirte. Nach dem Falle der Stadt fiel es mir nicht ein, die Flucht zu ergreifen. Ich hatte mich durch nichts besonders ausgezeichnet, ich hatte gethan, was Tausende von Bürgern und Studenten gethan; ich war eine unbekannte Größe, die sich in der Menge verlor. Es hätte mir eine arge Anmaßung geschienen, für mich irgend eine Gefahr zu befürchten, die nur hervorragenden Persönlichkeiten aufbewahrt blieb, und ich räsonnirte, wie viele Andere, daß man doch nicht Tausende und Tausende mit kaltem Blute auf dem Richtplatze hängen und erschießen oder in die Kerker schicken könne. Dennoch hielt ich mich ruhig und beinahe wie versteckt auf

meiner Stube in der Alservorstadt, weniger aus Furcht vor der Polizei und ihren Spähern, als aus Angst, die Schauergeschichten von Verfolgungen und Hinrichtungen zu hören, die damals die Atmosphäre Wiens so unheimlich machten, und die Bevölkerung zu sehen, die sich aus niedergeschlagenen und hochmüthigen Gesichtern zusammensetzte.

So waren wohl drei Wochen des unglückseligen blutigen Novembers vergangen, als eines Vormittags der Sohn meines Nachbars auf meine Stube stürzte und mir athemlos ankündigte, daß man Polizei und „Spitzel" in unserm Gäßchen bemerke, daß offenbar eine Verhaftung vorbereitet werde und daß diese, da sonst kein Verdächtiger in der Nähe und ich der einzige Student in der Straße, höchst wahrscheinlich auf mich abgesehen sei. Ich fuhr in meinen Rock, ließ mir von meinem vorsichtigen Nachbarssohn anstatt meines Kalabresers, den ich ergriffen, seine Kappe aufsetzen und stürzte die Treppe hinab, entschlossen, mich, wenn sich mir Hindernisse entgegenstellten, durchzuschlagen und durch die Flucht zu retten. Im untersten, glücklicherweise dunkeln, aber engen Raume des Hauses standen zwei Männer. Ich nahm von der Treppe aus einen starken Anlauf und brach mit solcher Heftigkeit mitten durch, daß ich den einen niederwarf, den andern

einige Schritte weit hart an der Wand neben mir herschob. Ich war in der Straße. Aber auf das Geschrei der beiden Männer wurde es augenblicklich lebendig um mich her. Es war mir, als wimmelte es rings um mich und als griffen hundert Hände nach mir. Je mehr beängstigend dieses Gefühl war, desto rascher lief ich, aber wie rasch ich auch lief und wie sehr ich auch von der Angst befangen und dem Wunsch, der Gefahr zu entgehen, eingenommen war, ich bemerkte doch, wie sich einzelne gute Leute meinen Verfolgern in den Weg stellten und sie hie und da mit unbefangenen Fragen aufhielten, um mir einen Vorsprung zu verschaffen. In der That verminderte sich die Zahl meiner Verfolger schon nach wenigen Minuten und hörte ich schon in der dritten oder vierten Straße nur noch den eilenden Schritt von Dreien oder Vieren hinter mir, während ich anfangs eine Legion zu hören geglaubt hatte. Diese Bemerkung erneuerte meine Hoffnung und verdoppelte meine Kraft. Je länger ich lief, desto rascher lief ich. Ein dicker Nebel begünstigte mich, und endlich, fühlend, daß ich den Wettlauf nicht mehr lange fortsetzen könne, sprang ich am Ende einer kurzen Straße, noch bevor sie meine Verfolger erreicht hatten, und von diesen ungesehen, links ab in ein Haus und ohne Aufenthalt drei Treppen hinauf. Wäh-

rend ich mit großen, aber leisen Schritten hinaufflog, hörte ich die Häscher unten vorbei und aus der Straße hinauslaufen. Sie setzten voraus, daß sie, um die Ecke biegend, mich wieder erblicken würden.

Es war mir, als müßte ich, um ganz sicher zu sein, zwischen mir und meinen Verfolgern eine geschlossene Thüre haben und ich riß die auf, die sich am Ende der dritten Treppe gerade vor meinen Augen befand.

Ich stand in einer Art von Küchenvorzimmer, oder vielmehr, ich flog nur durch, da es mich, wie einen geschleuderten Ball, immer noch weiter trieb, riß eine zweite Thür auf und stand athemlos in einem warm und gemüthlich durchheizten Zimmer und vor einer Frau in schwarzer Kleidung, die vor einem Buche am Tische saß. Sie erhob sich und sah mich erstaunt an. Athemlos, wie ich war, bemühte ich mich vergebens, ihr Erklärungen zu geben und sie offenherzig um ihren Schutz zu bitten. Ich brachte kein Wort hervor. Sie sah mich noch einmal prüfend an, seufzte und gab mir dann mit einer beruhigenden Handbewegung zu verstehen, daß ich mich nicht weiter anstrengen und mich beruhigen solle. —

Ich begreife, sagte sie mit zitternder Stimme, und mich an der Hand fassend fügte sie hinzu: Komm, mein Kind!

Damit führte sie mich in eine zweite, nach rückwärts gelegene Stube mit der Aussicht auf Hof und Garten.

Schnell, sagte sie, indem sie mir die Kappe abnahm und den Rock abzog, schnell die Kleider gewechselt!

Ehe ich mich dessen versah, stak ich in einem Studentenschlafrock. Die Frau stellte sich vor mich hin, betrachtete mich lächelnd und sagte mit einem merkwürdigen Gemisch von Glück und Traurigkeit: Er steht Dir, als wäre er für Dich gemacht. — Dann, indem sie eine sichtliche Anstrengung machte, sich von gewissen Gedanken loszureißen, fügte sie eilig hinzu: Ich verstecke Deine Kleider; Du setze Dich hierher an den Schreibtisch, lege ein Buch vor Dich hin, und wenn sie kommen, so bist Du mein Sohn, mein Sohn Wilhelm.

Sie seufzte wieder und ging, um Rock und Kappe zu entfernen, aber in der Thüre wandte sie sich wieder um und fragte: Du studirst Medizin?

Ja, bestätigte ich.

Siehst Du wohl, wie ich es errathen habe! lächelte sie wieder mit einem unbeschreiblichen, fast möchte ich sagen, mystischen Ausdrucke, versicherte mich, daß sie mich jetzt erst recht werde zu verbergen und zu vertheidigen wissen und verließ die Stube.

Nun sah ich mich in meiner Zufluchtsstätte um und es wurde mir ganz märchenhaft zu Muthe, denn es war, als wäre sie eigens für mich eingerichtet worden, und wie ich im Schlafrock dastand, als ob ich hier seit lange heimisch wäre. Auf einigen Bücherbrettern über dem Pulte standen mehrere medizinische Bücher, die ich selber besaß und die mir vertraut waren; an den Wänden hingen dieselben Porträts beliebter Volksmänner damaliger Zeit und der beliebtesten Professoren der Universität, die auch daheim die Wände meiner Stube schmückten. Wie um definitiven Besitz zu ergreifen, nahm ich eine der Pfeifen, die mit Dreikönigtabak gestopft in einem Winkel standen, steckte sie an und setzte mich rauchend und behaglich in den Strohlehnstuhl vor dem Arbeitstisch. Aus mehreren auf dem Tische liegenden Briefcouverts erkannte ich, daß ich mich in der Stube des mir unbekannten stud. med. Wilhelm Kürenberger und unter dem Schutze der Wittwe Frau Aloisia Kürenberger befand.

Nach dieser Entdeckung fühlte ich mich nicht nur, wie schon vorher, äußerst sicher, sondern noch doppelt behaglich. Die Studentenmütter haben immer einen gewissen esprit de corps und eine ausgesprochene Vorliebe für die Kollegen ihrer Söhne. Dazu kam, daß ich trotz der kurzen Bekanntschaft und der wenigen

gewechselten Worte von dieser Frau Kürenberger überzeugt war, daß sie mich im Nothfalle, wie eine Löwin ihr Junges, vertheidigen, daß sie allen weiblichen Muth und List anwenden würde, um eine drohende Gefahr abzuwenden. Diese Ueberzeugung hatte ich trotz dem räthselhaften Wesen der Frau, das äußerlich eher unsicher als sicher machen konnte, und sie blieb mir, obwohl dieses Wesen immer räthselhafter wurde. So z. B. war es sonderbar, wie sie, wenige Minuten nachdem ich meine Pfeife angesteckt hatte, auf den Zehen herbeischlich, die Thüre leise öffnete, den Kopf hereinsteckte und mit dem glücklichsten Gesichte lispelte: Du rauchst! Ja, rauche! Rauche viel! — Darauf schloß sie die Augen und athmete mit Lust den Duft des Tabaks ein und es lagerte sich ein Ausdruck des Glückes über ihr ganzes Gesicht, wie bei einer Person, der altbekannte Düfte alte, liebe Erinnerungen erwecken. So stand sie lange Zeit, aber je länger sie stand, desto mehr wich der Ausdruck des Glückes einer Geberde des Schmerzes, bis ihre Züge ganz von einem Schatten tiefer Schwermuth bedeckt waren. Leise zog sie endlich den Kopf zurück, immer mit geschlossenen Augen, lehnte die Thüre an und verschwand. Darauf wurde es ganz stille.

Erst nach mehr als einer Stunde regte es sich

wieder in der Wohnstube neben mir; ich hörte das Klirren und Geklapper von Teller, Messer und Gabel, und wieder nach einigen Minuten den Ruf: Wilhelm, die Suppe steht auf dem Tisch! — Da ich nicht Wilhelm heiße, blieb ich, trotz meines großen Appetites, ruhig auf meinem Platze. Aber der Ruf wiederholte sich und zwar mit einiger Ungeduld im Tone, und da er meinem Zimmer zugekehrt war, sagte ich mir, daß doch ich gemeint sein müsse, warf rasch den Schlafrock ab, fuhr in einen an der Wand hängenden Gehrock und trat in die Wohnstube vor den Tisch. Frau Kürenberger saß bereits davor und deutete auf den Platz ihr gegenüber. Als sie aber sachte die Augen aufschlug und den schwarzen Rock bemerkte, sagte sie etwas verdrießlich: Du kommst doch sonst im Schlafrock zu Tische; warum heute nicht? — geh, hole den Schlafrock! — Ich wußte nicht, was aus all dem zu machen, aber ich gehorchte unwillkürlich, ging zurück, wechselte mein Kostüm und kehrte im Schlafrock wieder. Meine Wirthin lächelte und gab mir die Suppe und lächelte noch mehr, als sie meinen gewaltigen, durch jenen Wettlauf nur noch gesteigerten Appetit bemerkte. Als der Teller leer war, machte sie Miene, ihn aufs Neue zu füllen; aber plötzlich hielt sie inne und sagte: Nein, Du mußt Deinen Hunger sparen; wir haben

Dampfnudeln, die Du so gerne issest. — Und als die angekündigten Dampfnudeln wirklich kamen, häufte sie mir die Fülle auf meinen Teller, eine solche Fülle, daß ich danken mußte, als sie mir eine zweite Ladung zudachte. — Aber Wilhelm, sagte sie erstaunt, Du hast sie ja sonst so gerne gegessen!

Erlauben Sie, Frau Kürenberger, erwiderte ich, ich heiße Paul, nicht Wilhelm, wie Sie mich schon mehrere Male genannt haben.

Sie legte ihre Stirne in Falten und zog die Augenbraunen zusammen. Ein tiefer Schatten von Schmerz und Zorn bedeckte ihr ganzes Gesicht und mehr zornig als schmerzlich rief sie: Wilhelm heißest Du, Wilhelm!- Stille! Schweig!

Ich schwieg erschrocken und betrachtete mit einem Gefühl der Unheimlichkeit das Gesicht der armen Frau, das nach und nach milder wurde und mit dem sie, als es endlich den Ausdruck tiefster Trauer angenommen, flehend sagte: Störe mich nicht! Lasse mich Dich Wilhelm nennen, so lange Du bei mir bist!

Von dem Augenblicke an sprachen wir Beide kein Wort mehr, so lange wir bei Tische waren. Nach vollendeter Mahlzeit sagte sie: Jetzt rauche! — Ich holte meine Pfeife und sie zeigte auf einen Platz am Fenster, wohin ich mich setzen sollte. Ich gehorchte ihr

in Allem und nahm mir vor, so lange ich bei ihr bliebe, sie aus ihrer Täuschung nicht zu wecken, aus einer Täuschung, in die sie sich offenbar hineinreden wollte und die ihr augenscheinlich sehr lieb war. Ich ahnte, daß hinter all dem ein großer Kummer stecke, der durch einen glücklichen Traum verhüllt werden sollte. In der That wirthschaftete sie, während ich so da saß und rauchte, mit einem ganz heiteren Gesichte in der Stube herum und setzte sich, als der Tisch abgeräumt war, eben so heiter mit ihrer Arbeit mir gegenüber in die Fensternische. Doch sprach sie kein Wort und sah unverwandt auf ihre Arbeit nieder, als ob sie Angst hätte, durch einen Blick auf mich aus ihren Träumen geweckt zu werden. Ich saß da wie eine Statue, vermied jede Bewegung und hütete mich wohl, sie zu stören, denn, offenherzig gesagt, ich fühlte neben dem Mitleid mit ihrem geheimen Unglück, seit sie mich bei Tische so angefahren, auch einige Angst vor ihr und legte mir im Stillen die Frage vor: ob die gute Frau nicht ein wenig wahnsinnig sei oder etwas der Art. Schien doch die Ausdauer, mit der sie mich Wilhelm nannte und mir vorschrieb, was ich thun und lassen sollte, aus einer fixen Idee zu entspringen. Desto mehr überraschte es mich, als sie nach einiger Zeit, freilich nach sichtbarer Anstrengung und Selbst-

überwindung, mit ruhiger Stimme und auf's Wohlwollendste sagte: „Nun erzähle mir! Wer bist Du? wie heist Du? Woher kommst Du? Wer sind Deine Eltern?

Ganz glücklich, wieder festen Boden unter meinen Füßen zu fühlen, fing ich zu erzählen an und erzählte mit breiter Ausführlichkeit, so viel ich von mir und meiner Familie wußte. Sie hörte mir mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit zu, erkundigte sich mit Theilnahme besonders nach meiner Mutter und warf hie und da verständige und einsichtsvolle Bemerkungen, manchmal selbst eine mütterliche Zurechtweisung ein. So verging beinahe der ganze Nachmittag ohne Sonderbarkeit und Unheimlichkeit. Es war mir, als säße ich in Ferien zu Hause bei meiner Mutter, die es auch liebte, wenn ich so bei ihr saß und ihr vorplauderte, und ich fühlte mich ganz behaglich bei Frau Kürenberger und gewann sie in diesen wenigen Stunden, abgesehen von der Dankbarkeit, die ich ihr schuldete, herzlich lieb. Gegen Abend rieth sie mir, eines erwarteten Besuches wegen, mich wieder auf meine Stube zurückzuziehen. Das that ich auch, bis sie mich gegen acht Uhr wieder als: Wilhelm! zum Nachtessen rief. — Schon der Name sagte mir, daß ich jetzt wieder zu einer Figur ihres Traumes geworden, und deutlicher

noch sagte es mir, als ich in die Wohnstube eintrat, ihr Gesicht, das alle die ruhige Klarheit des Nachmittags verloren hatte und auf dem es wieder, wie heute Morgen und wie während des Mittagstisches, gleich einem Schleier lag. In diesem Zustande hielt sie auch die Augen meist niedergeschlagen, sah immer nur auf irgend einen einzigen todten Gegenstand und trat so behutsamen Schrittes auf, als ob sie Jemand zu wecken fürchtete. Dieser Jemand war offenbar sie selber. Während des Nachtessens mußte ich mehrere Male, wenn ich ungeschickterweise nicht schnell genug auf ihre Absichten einging oder etwas anderes that, als der abwesende, unbekannte Wilhelm, der ich sein sollte, denselben ungeduldigen oder zornigen Blick, wie beim Mittagessen, oder auch manchen schroffen Verweis ertragen.

So — um kurz zu sein — ging es mit beständiger Abwechslung durch die sechs Tage, die ich verborgen unter ihrem Schutze in ihrer Wohnung zubrachte. Bald war sie die ruhige, klare, gute, theilnehmende Frau, die mir mit klugem und mütterlichem Rathe zur Seite stand, bald war sie die räthselhafte Person, deren Grillen ich mit Aengstlichkeit beobachtete, um ihnen genug zu thun und um schmerzhafte Stellen dieser kranken Seele nicht unsanft zu berühren. Nur das

hatte sich in unserem Zusammenleben geändert, daß ich Grund und Art ihres sonderbaren Wesens zu erkennen glaubte, mich demgemäß benahm und so ihrem Zorn, ihrer Ungeduld, die mich erschreckten, ausweichen konnte.

Am sechsten Tage ließ sie mich durch mehrere Stunden allein im Hause. Als sie wieder kam, setzte sie sich zu mir, legte ihre Hand auf die meinige und sagte: Mein Neffe, ein junger Oekonom aus der Gegend von Wieselburg in Ungarn, ist hier. Er kam mit seinem Bauernwagen und brachte Getreide auf den Markt. Morgen geht der Wagen zurück. In der halbbäuerlichen Tracht meines Neffen und mit diesem seinem Passirschein ausgerüstet, wirst Du in seinem Wagen morgen früh über die Grenze fahren. Wie die Sachen jetzt stehen, bist Du dort in Sicherheit. Die Verhältnisse können sich so ändern, daß Du in wenigen Tagen nicht mehr über die Grenze kannst. Also mußt Du jetzt schon fort. Ich werde Dich begleiten, um selbst zu sehen, ob Du wohlbehalten über die Grenze kommst.

Nach einer Pause fuhr sie fort: Diese wenigen Tage hatte ich glückliche Stunden — ich konnte mir einreden —

Sie unterbrach sich wieder, sah mich mit einem unendlich wehmüthigen Lächeln an und sagte dann: Ich werde es Dir nie vergessen!

Ich will hier gleich einschalten, daß mich die gute Frau, die mir so sprechend die Thränen in die Augen trieb, in der That bis an ihr Lebensende nicht vergessen hat. Ich habe nichts von der Noth, von den Entbehrungen so vieler Flüchtlinge gelitten; ich konnte in Zürich meine medizinischen Studien mit Muße fortsetzen und vollenden. Das alles danke ich ihr. Und daß ich jetzt in behaglichen Verhältnissen lebe — auch das danke ich ihrem Testamente.

Am Morgen des siebenten Tages in aller Frühe trat sie in mein Zimmer und brachte mir die Kleidung, die mich unkenntlich machen sollte. Dann geschah alles, wie sie es angeordnet hatte. An ihrer Seite fuhr ich in dem Leiterwagen über die Grenze. Im ersten Dorfe angelangt, nahm sie Abschied von mir. Ich konnte sie nicht überreden, wenigstens bis Wieselburg mit mir zu fahren. — Nein, sagte sie, ich kehre jetzt gleich nach Wien zurück, fahre nur durch die Stadt und ruhe nicht eher, als bis ich in Oberösterreich bei Deiner Mutter bin, um ihr alles zu erzählen und ihr zu sagen, daß Du in Sicherheit bist. Ich weiß es, wie es thut. Ach, sie haben mir ja meinen Wilhelm erschossen!

Die Brüder Mathieu.

Erstes Kapitel.

Die drei glücklichen Häuser.

Dieselbe Gegend bei Waterloo, welche im Jahre 1815 der Schauplatz des letzten Aktes des großen Drama's gewesen, war zu Anfang der vierziger Jahre die Scene eines Verbrechens, das, obwohl einfach in seiner Natur, nicht aus gemeinen Beweggründen hervorgegangen, und ursprünglich nur einen Mord zum Gegenstand hatte, wie die Gerichtszeitungen aller Länder, man kann sagen leider wöchentlich, von einem solchen zu berichten haben, doch durch die Folgen, die es hatte, durch die zahlreichen Opfer, die es nach und nach in den Abgrund zog, durch die höchst merkwürdigen psychologischen Vorgänge, die in der Folge zum Vorschein kamen, mit zu den bedeutendsten und mehr für den Psychologen als für den Juristen interessanten Ereignissen gehört. Das Drama wird in seinem Verlaufe

so traurig, ja mörderisch, daß der Erzähler es für nothwendig hält, die Versicherung von der Wahrhaftigkeit dieser Geschichte vornehin zu stellen; sie ist ihm, kurz nachdem der Vorhang über das letzte Opfer des Trauerspiels gefallen, im Jahre 1847 von Herrn van den Hoven, dem öffentlichen Ankläger von Brüssel, der in dieser Affaire sein Amt verrichtete, mitgetheilt worden. Uebrigens kann sich der Leser leicht selbst überzeugen, wenn er in den betreffenden Jahrgängen der belgischen Gerichts- und anderer Zeitungen nachschlägt: dort wird er gewiß noch interessante Einzelnheiten finden, welche dem Aufzeichner dieser Geschichte entfallen sein mögen.

Im Jahre 1840 hatte das Schlachtfeld, auf welchem einst der Titanenkampf ausgekämpft worden, das friedlichste und glücklichste Aussehen von der Welt: das gehügelte Land ringsumher grünte und blühte, und an jene Katastrophe, an die Wunden von Tausenden und an das Todesröcheln von Zehntausenden erinnerte hier nichts mehr, als höchstens hie und da eine Kugel, die zum Andenken in eine Wand gemauert worden, und in der Mitte der gewellten Ebenen der Löwe, den die Sieger daselbst errichtet haben. Doch nein, die Landleute behaupten, daß die ganze Blüte und Ueppigkeit der Pflanzenwelt und des Erdreiches eine sich

jährlich erneuernde Erinnerung an die Schlacht von Waterloo sei, denn dem Menschenblut danke die Erde jene Fruchtbarkeit und lachende grüne Farbe, die heute den Bewohner der historischen Gegend erfreue und seinen Speicher fülle. Die Menschen vergessen so leicht vergangenes Leid, mit den Geschlechtern wird ihr Unglück begraben, und auf ihren grünen Gräbern und auf dem Boden, den ihr Leid fruchtbar gemacht, freut sich ein neues und glückliches Geschlecht.

Uebrigens wissen wir nichts Ausführliches über das Glück oder Unglück der Bewohner Waterloo's und der Umgegend; wir kennen nur die Geschichte dreier Häuser, mit denen wir es hier allein zu thun haben, und die in ziemlicher Entfernung von einander, mehr und weniger prächtig, mehr und weniger bescheiden, sich auf dem welthistorischen Boden erhoben. Von diesen drei Häusern allein wissen wir, daß sie im Jahre 1840 und bis zu diesem Jahre in der That vom Glücke bewohnt waren, wenn auch das Glück, das so viele Gesichter hat als es Menschengesichter gibt, in den drei verschiedenen Häusern, in verschiedenen Formen, in verschiedene Verhältnisse und Zustände gekleidet, auftrat.

Das Eine derselben ist mehr ein Schloß als ein gewöhnliches Haus zu nennen. Es lag am Abhange eines kleinen Hügels, und hob sich mit seiner Façade

und seinen zwei kleinen Thürmchen, die mehr den adeligen Neigungen des Besitzers als der Nothwendigkeit und der Zweckmäßigkeit ihre Entstehung verdankten, glänzend von dem dunklen Hintergrunde ab, den ein rückwärts über den Hügel hinlaufender Park mit seinen Waldbäumen jeder Art bildete. Vor dem Schlosse lief ein frischer Rasenplatz den sanften Abhang hinab, bis wo er sich mehr und mehr ländlich verlaufend und unmerklich an den Rändern der Fruchtfelder verlor, so daß die Feldraine eine Fortsetzung der Sandwege bildeten, die sich vom Schlosse in die Ebene hinabzogen. Graf Eugene Belport liebte es, hier seine Sommer zu verleben, denn hier war er geboren, und hier erinnerte ihn der Löwe und die ganze Gegend an den merkwürdigsten Tag seines Lebens, an den Tag, an welchem er seine Jugend als Freiwilliger im Heere der Verbündeten mit Ruhm bedeckte.

Graf Belport lebte in den angenehmsten Verhältnissen. Reich und im ganzen Lande wegen einer fleckenlosen, ehrenhaften Vergangenheit geachtet, war er auch einer der würdigen Vertreter seines Volkes, welche die durch die Revolution des Jahres 1830 errungenen Institutionen im Senate ausbauen halfen. Er besaß nicht nur das Vertrauen der höhern besitzenden Klasse, die ihn in den Senat abgeordnet hatte, er war auch der Liebling des

Volkes, für das er bei jeder Gelegenheit eintrat, und seiner Nachbarn, die er gerne mit Rath und That unterstützte. Wie mit seiner öffentlichen Stellung, hatte er Ursache mit seinem häuslichen Glücke zufrieden zu sein. Fünf gesunde und kräftige Kinder umgaben ihn, in denen er mit Glück schon frühzeitig die Keime zu trefflichen Menschen entdeckte, und vorzugsweise war es sein Sohn Alfred, auf den er seine Hoffnung baute. Mit einem kräftigen Charakter verband sich in diesem Knaben ein weiches Gemüth, das sich gerne liebend anschloß, ein instinktmäßiges Erkennen von Gut und Bös, und endlich ein heftiger Wissensdrang, der alle Hoffnung gab, daß die angeborenen guten Eigenschaften des Kindes durch Bildung noch bedeutend erhöht und gekräftigt werden können. Was diesen Knaben vorzugsweise auszeichnete, war eine Art von Divination, von Errathen des Charakters anderer Menschen, selbst bei kürzestem Umgang, ja auf den ersten Blick. Sein Vater, der in dieser Beziehung mit ihm schon die überraschendsten Erfahrungen gemacht, pflegte zu sagen, daß er einen Fremden seinem Alfred nur durch eine Thürspalte zu zeigen brauche, um zu wissen, ob er sich mit ihm in irgend ein Verhältniß oder Geschäft einlassen solle oder nicht. Freilich brachte dieses Wesen des Kindes seinen Vater wie das ganze Haus oft in

Verlegenheit, denn Alfred äußerte seine Sympathie und Antipathie aufs Unverholenste. Er behandelte wildfremde Menschen, die ihm Vertrauen einflößten, sofort wie alte Bekannte, wie Familienangehörige, und weihte sie oft in allerlei Dinge ein, die man vor Fremden, selbst wenn es die unschuldigsten Angelegenheiten betrifft, nicht immer gerne entschleiert; ebenso stieß er Andere mit der größten Rücksichtslosigkeit von sich und verhehlte es nicht, daß er von ihnen den übelsten Eindruck empfange: Eigenthümlichkeiten, welche im gesellschaftlichen Leben, das oft zum Umgang mit den verschiedensten Charakteren zwingt, dem Grafen manche komische und ernste Verlegenheit bereitete.

Die guten Anlagen Alfreds waren es, welche den Grafen bewogen, im zwölften Lebensjahre des Kindes sich nach einem Hofmeister umzusehen, dem er dessen Ausbildung mit Ruhe anvertrauen könnte. Er war so glücklich, bald einen jungen Mann zu finden, der ihm Vertrauen und seinem Kinde sofort eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe einflößte. Herr Edouard Conscience hatte in Gent und Brüssel in seinem zweiundzwanzigsten Jahre die Studien mit Ehren vollendet. Er wollte sich dem Lehrfache an einer dieser Universitäten widmen, hatte aber nicht die Mittel, die Zeit einer Anstellung ruhig abzuwarten, sah außerdem ein, daß er

für eine solche Stellung zu jung war, und hielt sich bescheiden auch nicht für genugsam ausgerüstet, um als Lehrer an einer Hochschule so auftreten zu können, wie er es wünschte; ein Mittel über einige Jahre wegzukommen, eine Stellung, in der er eine Pflicht zu erfüllen und dabei Muße genug hätte, um seine Studien fortzusetzen, mußten ihm willkommen sein, und er ergriff den Antrag des Grafen, die Erziehung seines Kindes zu übernehmen, mit um so größerer Freude, als neben dem guten Rufe, dessen sich dieser erfreute, auch das Familienleben des Grafen als ein glückliches und gemüthvolles bekannt war, und als der herrliche Knabe, den er erziehen sollte, ihm einen ebenso guten Eindruck machte, als er von dem jungen Hofmeister selbst empfangen hatte.

Herr Edouard Conscience war nunmehr schon seit zwei Jahren im Hause, und er hatte nichts von den Bitternissen geschmeckt, die sonst das Antheil solcher Stellungen zu sein pflegen, nichts von der Unterordnung, die man sonst verlangt, nichts von dem Gefühl der Fremde, das selbst bei Stellungen, welche die größte Innigkeit voraussetzen, nicht fehlt, sobald diese Stellungen bezahlt sind; nichts endlich von jenen kleinen demüthigenden Vorkommnissen, auf die sich ein Bürgerlicher meist gefaßt machen muß, wenn

er sich an den Tisch des Adeligen setzt. Nicht nach diesen zwei Jahren, schon nach den ersten zwei Tagen war Herr Edouard Conscience ein Glied der Familie, und es sah in der That aus, als ob er seine beabsichtigte Laufbahn in der Zukunft aufgeben müsse, weil man sich nicht mehr vorstellen konnte, wie er einen andern Weg als die Familie und getrennt von dieser gehen sollte. Selbst wenn Graf und Gräfin Belport nicht ihr eigenes Herz und Einsicht gedrängt hätte, ihren Hofmeister wie einen Sohn des Hauses zu behandeln, wie das in der That der Fall war, sie hätten es schon aus Rücksicht für Alfred gethan, der eine andere Behandlung nicht begriffen, ja nicht geduldet haben würde.

Edouard, denn nur so hieß er noch im Hause, der, eine Waise, seine Jugend in Einsamkeit verlebt hatte, war dem Schicksale und den neuen Freunden dankbar für so viele Liebe, die er mit Zinsen zurückgab. Jeder, der ihn kannte, mußte zugeben, daß er sein Glück wie diese Liebe verdiente. Schon sein Aeußeres nahm für ihn ein. Eine schlanke, etwas schmächtige Gestalt mit einem edlen, blassen Gesichte, dem man es ansah, daß sein Träger sich sein Leben lang vorzugsweise geistig beschäftigt, und daß er vor Allem zu solchen höhern Beschäftigungen berufen sei, flößten

sogleich eine mit Achtung gemischte Sympathie ein; das blasse von schwarzen Haaren eingerahmte Gesicht schien durch ein mildes und bescheidenes Lächeln den geistigen Ausdruck verbergen zu wollen, so wie überhaupt sein stilles Auftreten, seine etwas gebückte Haltung glauben machen konnten, daß er sich all' der trefflichen Eigenschaften, die schon sein Aeußeres verrieth, gewissermaßen schämte. Doch hatte er, wie man nach dem eben Gesagten glauben könnte, nichts Gedrücktes; man brauchte bloß wenige Worte mit ihm auszutauschen, um sich zu überzeugen, daß er den Muth seiner Meinung hatte, und er durfte über welche Streitfrage immer nur zu sprechen anfangen, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß er für seine Ueberzeugungen, sei es gegen wen immer, einzutreten verstehe. Die mit ihm lebten, wußten, daß dieser noch so sehr junge Mann bereits unverrückbare Grundsätze hatte, und daß diese Grundsätze nicht bloß in der Theorie bestanden, sondern wirklich und wahrhaftig im Leben bethätigt wurden. Doch gab ihm dieses so weit fertige und in sich abgerundete Wesen nicht im Geringsten einen dogmatisch starren Charakter; bei all' diesem Wesen war die Bezeichnung eines bon enfant, wie man ihn in und außer dem Hause nannte, eine treffende.

Aber wir wollen uns nicht lange bei der Schil=

derung eines Charakters aufhalten, der frühzeitig von der Bühne zu verschwinden bestimmt ist.

Edouard war in der Gegend von Waterloo schon so bekannt, wie irgend ein anderes Glied der Familie Belport. Wenn er seinen Abendspaziergang durch die Felder machte, grüßten ihn die Arbeiter, die heimkehrten, wie einen alten Bekannten, und wurde er ebenso in den Häusern empfangen, in die er manchmal einkehrte. Er machte diese Spaziergänge meist, während sein Schüler auf einem Pony neben seinem Vater ins Land hineinritt. Edouard pflegte wohl diese Spazierritte mitzumachen, aber während des zweiten Sommers, den er bei Waterloo verbrachte, zog er diese einsamen Fußwanderungen vor, und vielleicht hätte ein Späher, wenn es einen solchen gegeben, herausgefunden, warum er, dem sonst Alfred immer wie ein treues Hündchen folgte, jetzt die Gegend lieber allein durchstreifte, und sich freute, wenn er die sonst so geliebte Gesellschaft seines Zöglings entbehrte.

Dem Schlosse des Grafen Belport gegenüber, von diesem durch eine ungefähr eine halbe Stunde lange Entfernung getrennt, lag die Ferme Mathien. Auf halbem Wege, zwischen dem Schloß und der Ferme, erhebt sich mitten aus Getreidefeldern der Löwe von Waterloo. Dort am Fuße des Monumentes pflegte

Edouard mit einem Buche in der Hand auszuruhen. Das war ihm so zur Gewohnheit geworden, daß man fast sicher war, ihn um diese Stunde dort sinnend oder lesend zu finden. Erst wenn die Sonne sich schon den Hügeln zuneigte, machte er sich auf, um weiter nach der Ferme Mathieu zu wandern.

Die Meierei, wenn das Hauptgebäude derselben nicht in einer Menge von Wirthschaftsgebäuden verschwunden wäre, und wenn sie sich mit Thürmchen herausgeputzt hätte wie das Landhaus des Grafen Belport, hätte sich ebenso wie dieses den stolzen Titel eines Schlosses beilegen können; so aber, wie sie war, obwohl massig und aus großen Quadersteinen gebaut, und auf einen ziemlich alten Ursprung deutend, verrieth sie doch zu sehr die unmittelbare Beschäftigung mit dem Landbau, und den Betrieb desselben durch die Besitzer. Es war nach der Ansicht der ganzen Gegend eine schöne Ferme, eine prachtvolle Ferme, größer als manches Schloß und jedenfalls mehr werth, aber sie ein Schloß zu nennen, wäre keinem noch so liberalen oder aristokratischen Einwohner von Waterloo eingefallen. Daran mag allerdings der sehr bürgerliche Name ihres Besitzers mit Schuld gewesen sein; denn im Jahre 1840 waren noch nicht so viele belgische Schlösser und ehemals adelige Landhäuser im Besitze

von Bürgerlichen wie heute, und war man noch nicht so sehr an den Gedanken gewöhnt, ehemalige Edelsitze von Bürgerlichen bewohnt zu sehen.

Die Brüder Mathieu gehörten zu den Notabeln der Gegend, und dazu machte sie ihre große Wohlhabenheit, der gute Name ihrer Familie, die seit undenklichen Zeiten hier seßhaft war, und endlich der gute Ruf, dessen sich die jetzigen Besitzer, mit die größten Grundbesitzer der Gegend, erfreuten. Was man an ihnen vorzugsweise rühmte war die Eintracht, in der die beiden Brüder zusammen auf demselben Besitze lebten. Als Jacques und Denis Mathieu das Gut zugleich mit einem baaren Vermögen von ihrem Vater überkamen, fiel es ihnen nicht einen Augenblick ein, an eine Theilung zu gehen; sie verwalteten Bewegliches und Unbewegliches nach wie vor gemeinschaftlich, und an diesem Verhältnisse wurde nichts geändert, als Jacques sich verheiratete und Kinder bekam. Der jüngere Denis lebte mit ihm weiter, und dieses innige Familienleben schien ihm so sehr zu genügen, daß er an seine eigene Verheirathung gar nicht dachte. So viel war wenigstens gewiß, daß er jetzt schon tief in den Dreißigen stand, ohne sich, so viel man wußte, um die Hand irgend eines Mädchens beworben zu haben. Als sich Jacques verheirathete, prophezeiten die guten Nach-

barn, daß es mit dem liebevollen Einverständnisse der Brüder jetzt wohl bald ein Ende nehmen werde; eine Frau bringe ja gewöhnlich solche Veränderungen ins Haus; zwei Junggesellen könnten leicht ruhig neben einander leben; ein Junggeselle und ein Ehemann, das sei etwas ganz Anderes. Und warum sollte Denis die Herrschaft im Hause mit Zweien theilen, und sich mit einem Dritttheile des Einflusses begnügen, da er ein Recht auf die Hälfte habe? Aber es war nichts mit diesen Prophezeiungen der besorgten Nachbarn. Die Frau, die Jacques heimführte, war eine gute Frau und eher geeignet, die Eintracht zwischen den Brüdern, wenn diese nicht bestanden hätte, herzustellen, als irgendwie zu stören. Die guten Nachbarn schoben die Prophezeiungen hinaus auf die Zeit, da Kinder kommen würden; denn warum sollte der gute Denis mit seiner Arbeit und mit seinem Vermögen eine Familie ernähren, die nicht die seinige war? Aber es war auch mit dieser Prophezeiung nichts. Auch als Kinder da waren, hörte man nichts von Mißverständnissen oder Zwietracht, und Denis erwies sich als eben so vortrefflicher Oheim, als er sich als Bruder und Schwager erwiesen hatte. Die Kinder Jacques' wuchsen heran, Denis wurde älter, man hatte nie von Mißhelligkeiten in der Ferme Mathieu gehört, wohl aber war im Laufe der Zeit die brüderliche

Liebe, welche die Beiden verband, nahezu sprüchwörtlich geworden. Seit dem Tode der Madame Mathieu, welcher nach ungefähr zwölfjähriger glücklicher Ehe erfolgte, nannte der Volkswitz die beiden Brüder Mann und Frau und abgesehen von dem Unglück, eine gute Frau und Mutter verloren zu haben, lebten sämmtliche Einwohner der Ferme Mathieu, die beiden Brüder und die drei Kinder des Aeltern, nachdem die Wunde vernarbt war, ruhig weiter: Denis, der die Rolle, die ihm der Volkswitz auferlegt hatte, bereitwillig annahm, vorzugsweise mit den mutterlosen Kindern seines Bruders, während dieser, der in seiner Jugend studirt hatte, sich mehr der Geschäfte annahm, wenn diese nicht den Landbau sondern die Verbindung mit Fremden, mit der Stadt oder mit Geschäftsfreunden betraf.

Die Ferme Mathieu ist das zweite glückliche Haus von den Dreien, die wir genannt haben.

Edouard richtete wie gesagt, seine Schritte meistens dahin. Kurz nach seinem Eintritt in das Haus des Grafen hatte er von den Brüdern Mathieu sprechen hören und sie, da die beiden Häuser in Verbindung waren, bald kennen gelernt. Er wurde in der Ferme mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und kehrte gerne dahin zurück, denn dort trieb sich ein kleines, zartes, kaum fünfzehnjähriges Geschöpf herum, das von dem plumpen großen Haufen

ebensowohl, wie von den derben, vom Sonnenbrand gebräunten Gestalten der Herren und der Knechte auffallend abstach, und die Aufmerksamkeit jedes Fremden sogleich auf sich lenken mußte. Es war Marion, die älteste Tochter Jacques Mathieu's, eines jener interessanten schwächlichen Geschöpfe, von denen man sich sagte daß eine Ueberfülle des Gemüthes, oder eine zu frühe Reife des Geistes die körperliche Entwickelung nicht aufkommen lasse. In der That drängte sich bei ihr auf den ersten Blick alles Dasjenige hervor, was das Urtheil nur auf Geist und Charakter lenkt: ein großes blaues Auge, das im ersten Momente schwarz, und sozusagen die Hälfte des Gesichtes, das es ganz beherrschte, einzunehmen schien; eine Stirne, die trotz der Jugend schon von einigen feinen, feststehenden Fältchen durchfurcht war, und ihr den Ausdruck ununterbrochenen Nachsinnens gab; zwei feine Lippen, die geschlossen fest auf einander lagen, bei der Rede aber, oder wenn Marion einer sie interessirenden Mittheilung horchte, plötzlich wie zwei Rosenknospen anschwollen. Erst wenn man diese Beobachtungen gemacht und auf gleich regsames Gemüth wie Geist geschlossen, bemerkte man, daß Marion auch äußerlich schön war, eine feine, überaus zarte Gestalt, die schon als solche auch ohne jenen Ausdruck würde gefallen haben. Ein Pädagoge

und ein Mensch wie Edouard Conscience, der überall das Beste voraussetzte und sich gerne nützlich machte, mußte sich beim Anblick eines solchen Geschöpfes sagen, daß daraus etwas zu machen wäre. Mit Vergnügen bemerkte er, wie sie seinen Reden horchte, die allerdings in Form und Inhalt sehr verschieden waren von den Reden, die sie von ihrer ländlichen Umgebung zu hören gewohnt war. Sie las und lernte Mancherlei, und er hatte Gelegenheit ihr Rath und Lehre zu geben. Und es machte sich im Laufe weniger Wochen wie von selbst, daß seine freie Abendstunde eine Lehrstunde für Marion und er ihr Lehrer wurde. Doch dauerte dieses Verhältniß nicht lange. Herr Jacques Mathieu erklärte ihm, daß er so viel Gefälligkeit nicht annehmen könne, und daß außerdem eine Bildung, wie Herr Conscience sie seiner Tochter geben könnte, für seinen und ihren Stand zu viel wäre. Edouard war aufrichtig betrübt; die Stunden waren ihm lieb geworden und er hatte außerdem bemerkt, daß das Mädchen wegen des plötzlichen Verbotes ihres Vaters nicht minder, ja vielleicht noch mehr betrübt war als er selbst, obwohl sie in Gegenwart des Vaters, als er jene Abschiedsworte aussprach, das gleichgültigste Gesicht machte. Erst als er im Hofe sich noch einmal umsah, bemerkte er, wie Marion, die am Fenster stand, zwei große Thränen

die Wangen herabrollten, und es war ihm, als ob sie ihm ihren Schmerz gar nicht verhehlen wollte. Des Abends theilte er das Vorkommniß der Gräfin Belport mit, welche Marion liebte und ihn aufgemuntert hatte, ihr zu einer Bildung des Geistes zu helfen, die mit ihrem, wie sich die Gräfin ausdrückte, aristokratisch feinen Wesen übereinstimme. Die Gräfin lächelte zu dieser Mittheilung: „Sie sind zu bescheiden, lieber Edouard," sagte sie, „daß sie die Worte Herrn Mathieu's, die pure Ausflucht sind, für baare Münze nehmen. Die eigentliche Ursache Ihres Abschiedes ist, daß der besorgte Vater für die Herzensruhe seines Töchterleins fürchtet. So junge Lehrer, wie Sie, lehren so junge Geschöpfe, wie Marion, und noch viel jüngere beim besten Willen noch etwas mehr als Geschichte und Literatur."

Edouard wollte diese Erklärung nicht gelten lassen; er behauptete, Herr Jacques Mathieu betrachte seine Tochter noch zu sehr als Kind, als daß er an dergleichen denken könnte: „Nein," sagte er, „ich bin überzeugt, daß die Ursache meines Abschiedes von seinem Bruder Denis kommt. Ich bemerkte seit einiger Zeit, daß er mich und meine Besuche mit scheelem Auge betrachtete, überhaupt, daß er mich nicht leiden mag."

„Das ist Einbildung," lachte die Gräfin, „was sollte Denis gegen Sie haben? Man läßt sich," fügte

sie lächelnd hinzu, „immer lieber von einem bösen Onkel als vom Vater der Theuern die Thüre weisen, und darum ziehen Sie es vor, sich die Sache so zu erklären."

„Nein! nein!" erwiderte Edouard kopfschüttelnd, „ich wüßte keine Gründe anzugeben, aber ich bin vom Hasse Denis Mathieu's überzeugt; noch mehr, so oft ich mit ihm in einer Stube bin, überkommt mich ein unheimliches Gefühl, es fröstelt mich, ich habe Ahnungen, mit einem Worte, es ist mir in seiner Nähe nicht wohl."

Die Gräfin wollte wieder lachen, als Alfred, der während der letzten Worte seines Lehrers eingetreten war, ausrief: „Da haben Sie ganz recht, Edouard, hüten Sie sich vor diesem Menschen! Es ist mir bei dem letzten Besuche, den ich mit Ihnen bei Mathieu machte, aufgefallen, daß Sie Denis nicht so ansieht, wie man Sie ansehen soll." — Und seine Stirne in ernste Falten legend, fügte er altklug hinzu: „Ich traue diesem Menschen nicht."

Indessen schreckte diese Warnung Alfreds und die eigene Ahnung Edouard von ferneren Besuchen der Ferme nicht ab. Nur der Unterricht, nicht die freundschaftlichen Beziehungen waren ihm abgesagt worden. Er hatte ein Recht wiederzukommen, und so folgte er gerne dem Bedürfniß, es so oft zu thun, als es der

Anstand gestattete. Freilich ging er jetzt öfter als sonst an der Ferme vorüber, und begnügte er sich Marion von Ferne zu grüßen. Er bog dann in einem großen Halbkreise um das Ackerland der Brüder Mathieu, das sich breit und üppig vor ihrem Hause ausdehnte, um auf der Landstraße nach dem Schlosse zurückzukehren. Auf diesem Wege kam er dann an dem dritten der Häuser vorbei, von denen wir sagten, daß sie im Jahre 1840 zu Anfange unserer Geschichte von der Zufriedenheit, vom Glücke bewohnt waren.

Dieses Haus im Norden des Schlachtfeldes und in ungefähr gleicher Entfernung vom Schlosse, vom Waterloolöwen und von der Ferme Mathieu gelegen, dieses Haus, oder vielmehr dieses Häuschen trug das Aushängeschild des Glückes in Gestalt eines jungen, ewig lachenden Mädchens, das man zu jeder Stunde des Tages am Fenster sehen konnte. Das Haus war die bescheidene, aber überaus liebliche Wohnung des Steuereinnehmers der Gegend, Monsieur Foulquet, und das ewig lachende Mädchen war seine Tochter, Mademoiselle Cölestine Foulquet. Der alte Steuereinnehmer war, wie Graf Belport, unter dem er als Sergeant-Major gedient hatte, ein Veteran von Waterloo und hatte sich außerdem, trotzdem er nur noch den linken Arm besaß, in der brüsseler Revolution der September-

tage als tapferer Kämpfer für die belgische Freiheit ausgezeichnet. Dieser seiner Vergangenheit dankte er die Protektion des Grafen Belport und die Rücksicht, die das Ministerium Rogier-Lebeau, ein Kind der Septemberrevolution, für ihn hatte, und beiden zusammen die ruhige und einträgliche Stellung eines Steuereinnehmers des ganzen Kantons von Waterloo. Er miethete das kleine Häuschen mit drei Fenstern Front, welches seine Tochter Cölestine bald so auszuschmücken und mit Schlingpflanzen jeder Art zu umgeben wußte, daß es mehr einem großen, im Gebüsch versteckten Vogelneste, als der prosaischen Wohnung eines prosaischen Steuereinnehmers ähnlich war. Der alte Soldat bildete sich ein, daß er in diesem Hause, von dessen Fenstern aus er das Waterloo-Monument, das er als sein eigenes betrachtete, und den Schauplatz seiner Thaten überblicken konnte, sehr glückliche alte Tage hinspinnen werde. Bald aber fand er, daß der beständige Anblick des Schlachtfeldes ihn zu lebhaft an jene französische Kanonenkugel erinnere, die ihm den rechten Arm weggerissen, und er versicherte hoch und theuer, daß er in Folge dieser beständigen Erinnerung fortwährend denselben Schmerz empfinde, den er damals empfunden, als sein Arm dreißig Schritte weit davon flog, als ihn der Chirurg verband, und als er

wochenlang im brüsseler Hospital im Fieber lag. Er war der Ueberzeugung, daß er dieser Qual auf die Länge erliegen müsse, und er zog es vor, um sich zu retten, nach Brüssel, und in Brüssel alltäglich in die Bierschenke der Rue des Fiancées zurückzukehren, wo er in Gesellschaft altgewohnter Kameraden glückliche Stunden verlebt, verraucht und vertrunken hatte, bevor ihn seine Septemberheldenthaten in die Höhe eines königlichen Steuereinnehmers erhoben. Doch war mit seiner Rückkehr nach Brüssel sein Amt nicht aufgegeben. Als seinen Stellvertreter ließ er unter dem Schutze einer alten Tante und der ganzen Bevölkerung von Waterloo seine Tochter Cölestine zurück, welche, im Besitze ihres rechten Armes und einer vortrefflichen Handschrift, doch auch schon während seiner Anwesenheit die Pflichten seines Amtes erfüllt hatte. Er behauptete, damit der Regierung einen Dienst zu erweisen. Das Steuereintreiben sei von jeher eine beim Volke unbeliebte Operation; wenn diese noch dazu von einem alten Soldaten mit braunem Gesichte, großem Schnurrbart und gewohnten Flüchen ausgeführt werde, bekomme diese Operation überflüssiger Weise noch einen brutalen, gewaltsamen Anstrich, der ein freies, konstitutionelles Volk empören, und die Regierung unkluger und ungerechter Weise verhaßt machen müsse; wenn

aber ein junges, heiteres und schönes Geschöpf, wie seine Cölestine unstreitig eines sei, die Steuern entgegennehme, so bekomme eine an sich nothwendige aber nichtsdestoweniger unangenehme Sache einen ganz gemüthlichen Charakter, und er leiste der Regierung mit Substituirung eines solchen Substituts betreffs der Stimmung des Kantons Waterloo einen wesentlichen Dienst.

Man muß sagen, daß sich der alte Soldat nicht verrechnete. Es hat wohl nie einen beliebteren Steuereinnehmer gegeben, als Cölestine Foulquet war. Ewig am Fenster an der Landstraße sitzend, mit jedem Vorübergehenden, der dazu Lust hatte, plaudernd, kannte sie alle Welt und war sie aller Welt bekannt, und mehr als bekannt. Diese ewige Heiterkeit, die aus dem von Schlingpflanzen umgebenen Fenster hinter Blumen hervorlachte, mußte selbst Unbekannte für sie einnehmen, die nicht Gelegenheit hatten, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, um wie viel mehr mußte sie auf jene wirken, denen Cölestine im Vorübergehen ein freundliches Wort zuwarf oder die Hand entgegenstreckte. Trotz ihrer beinahe schutzlosen Einsamkeit und, was mehr ist, trotz ihrer wirklich großen und auffallenden Schönheit wagte sich die Verleumdung nicht an ihren Ruf, der rein und unbefleckt blieb, wie zutrau-

lich sie auch Jedermann entgegenkam, wie ungezwungen sie sich auch in Wort und Benehmen gehen ließ. Die Verleumdung ahnte wohl, daß Cölestine in der ganzen Bevölkerung der Gegend zahlreiche Vertheidiger gefunden hätte. Ihre beste Vertheidigung aber war das glückliche, muntere Wesen, hinter dem selbst das ärgste Mißtrauen nichts Verwerfliches oder Tadelhaftes zu suchen gewagt hätte. Solche Unbefangenheit konnte nur mit dem reinsten Bewußtsein verbunden sein.

Es gibt unglückliche Mädchen, die sich nicht ein einziges Mal in ihrem Leben selbst die unschuldigste Liebschaft erlauben dürfen, ohne um ihren Ruf zu kommen, während andere vom Schicksal so begünstigt sind, daß sie sich von jedem Vorübergehenden dürfen den Hof machen lassen, ohne dadurch ihren Namen im Geringsten befleckt zu sehen; ja, je größer die Zahl der Anbeter, desto höher steigen die Begünstigten des Schicksals in der Achtung ihrer Umgebung. Man sagt von ihnen: Seht, wie man ihr schmeichelt, wie man ihr schön thut, wie man sie belagert — und doch —. Cölestine war unstreitig von der Zahl dieser Begünstigten. Dazu trug höchst wahrscheinlich die Oeffentlichkeit bei, die sich bei allen Hofmachereien von selbst ergab. Viele ihrer Verehrer kannten nur ihren schönen Blondkopf, ihre wohltönende Stimme, ihre volle Büste, ihren

Geist und Witz; von ihrer schlanken und üppigen Gestalt wußten nur Diejenigen, welche sie zufällig einmal in der Kirche, oder auf einem ihrer seltenen Spaziergänge gesehen. Man kannte ihr Fenster und die Blumen davor: das Innere ihrer Stube war ein unbekanntes Land, ein unzugängliches Paradies, vor welchem kein Cherub mit flammendem Schwerte, keine Tante mit wüthenden Augen stand, in das aber trotzdem ohne die Erlaubniß Cölestinens kein Anbeter einzudringen gewagt hätte, und es war bekannt, daß sie diese Erlaubniß bis auf den heutigen Tag nicht ertheilt hatte. Jedermann mußte sich damit begnügen, sich von der Landstraße aus mit ihr zu unterhalten; jeder Vorübergehende konnte diese Unterhaltung belauschen; die höchste Gunst, deren sich ein Freund rühmen konnte, war, daß Cölestine die Arbeit für einen Augenblick ruhen ließ, und ihre Hand zwischen den Blumen dem Kommenden oder Gehenden entgegenstreckte.

Schon bevor Herr Jacques Mathieu Edouard Conscience als Lehrer seiner Tochter entlassen, konnte man bemerken, daß ihm diese Gunst von Cölestine öfter als allen andern Bekannten gewährt wurde, und bald hieß es auch, daß zwischen den Beiden ein ziemlich inniges Verhältniß bestehe, und endlich unterlag es, so viel man versicherte, keinem Zweifel, daß die

beiden jungen Leute die Sache ernst nehmen. Man hatte nichts dagegen einzuwenden; man zollte selbst dem vorausgesetzten Verhältnisse seinen ganzen Beifall. Warum, fragte man, sollten die Beiden einander nicht lieben? Und mit der gewöhnlichen Logik fügte man hinzu: Sie sind beide arm, sie passen zu einander. Die Wahrheit an der ganzen Sache war, so viel wir wissen, daß Edouard Anfangs, wenn er von Mathieu's auf dem Umwege nach dem Schlosse zurückkehrte, an dem kleinen Häuschen ganz gleichgültig vorüberging. Das schöne Mädchen im Rahmen des umschlungenen Fensters unter den Dolden und hinter Blumen war auch ihm ein schönes Bild, aber die auffallende, in ihrer vollen und üppigen Jugendblüte gewissermaßen lärmende Schönheit Cölestinens war nicht der Art, um auf sein Wesen, welches das Stille und Sinnige liebte, irgend welche Anziehungskraft auszuüben. Aber immer wieder vorbeikommend, immer von den ewig freundlichen Augen so angeblickt, als ob sie ihn grüßten, war es ihm, noch ehe er mit Cölestinen ein Wort gewechselt, als ob sie alte Bekannte wären. Unwillkürlich zog er eines Abends seinen Hut, und da war es beinahe zur Nothwendigkeit geworden, daß er auch einmal wie jeder Andere vor dem Fenster stehen blieb. Und nachdem er dieses einigemal gethan, setzte er seine

Besuche mit Vergnügen fort. Das Wohlwollen, das Cölestine der ganzen Welt gegenüber empfand, die Offenheit ihres Charakters, die fortwährend ihre geheimsten Gedanken über die Lippen drängte, und mit der sie ihn versicherte, wie aufrichtig sie sich seiner Bekanntschaft freue; ein gesunder heller Verstand, und alle die guten Eigenschaften, die mit den genannten gewöhnlich verbunden sind, flößten ihm eine so innige Freundschaft für das Mädchen ein, daß sich bald jenes innige Verhältniß einstellte, welches das Gerede der Nachbarn rechtfertigte. Nur wenige Tage vor jener schon mehrmals erwähnten Abschiedsszene in der Ferme Mathien, eines Abends, da Edouard, an das Fenster Cölestinens gelehnt, mit dieser zugleich über einen Scherz auflachte, wurde er auf unangenehme Weise durch einen unartikulirten Laut gestört, der plötzlich von der Landstraße her ertönte und der sich, von einer andern Stimme kommend, wiederholte, noch ehe Edouard sich umsehen konnte. Der Ton hatte etwas Widerliches, etwas von verhaltener Wuth, und Edouard sah mit Staunen Denis Mathien und den Knecht der Ferme, Augustin, die höchst wahrscheinlich eben aus Brüssel vom Markte kamen. Sie standen, ihre großen Stöcke in der Hand, wie zwei Bildsäulen da, und starrten das Fenster an; nach einiger Zeit murmelte

Denis Etwas zwischen den Zähnen, worauf sein Begleiter auch dieses nachahmte, und als gleich darauf der Herr sich in Bewegung setzte, folgte ihm sein Knecht in gleichem Schritte und in gleicher Haltung, die eiserne Spitze des Stockes in den Boden stoßend, den Kopf vorgebückt, Alles wie sein Herr Mathieu, daß es aussah, als ob diesem sein Schatten in aufrechter Stellung folge. Nach ungefähr hundert Schritten sah sich Mathieu um, sofort that es auch sein Begleiter; dann gingen Beide raschen Schrittes vorwärts, bis sie hinter den Vorwerken der Ferme verschwanden.

„Was war das?“ fragte Edouard, indem er sich mit erstauntem Gesichte Cölestine zuwandte.

Cölestine lachte. Anstatt die Frage zu beantworten, rief sie aus: „Sonderbare Leute, diese Mathieu's! Nicht wahr?“

„Diese Scene und das ganze Benehmen des Herrn und des Knechtes hat allerdings etwas Sonderbares,“ erwiderte Edouard, „aber sonst habe ich nichts an ihnen bemerkt, was mir auffiele.“

„Glauben Sie mir,“ sagte Cölestine, „wie eben und rechtschaffen Alles in diesem Hause aussieht, so ist doch etwas Schiefes da, Etwas, was nicht so ist wie überall und alle Tage.“

„Sind es nicht brave Leute?“

„Vortreffliche Leute! Sie thun sehr viel Gutes und sind in der ganzen Gegend beliebt, und mit Recht beliebt ... und doch ...“

„Nun? was haben Sie gegen diese Leute, Cölestine?“ fragte Edouard, erstaunt, sie, die er immer nur mit Wohlwollen von aller Welt hatte sprechen hören, zum Ausspruche eines verwerfenden Urtheils bereit zu sehen. „Ich,“ fügte er hinzu, „habe, seit ich ins Haus komme, nichts Tadelnswerthes bemerkt, und wenn mir Herr Denis Mathieu auch nicht gerade sympathisch ist, so muß ich doch sagen, daß ich ihn sowohl wie seinen Bruder bewundere wegen der Liebe, die sie Beide zu einander ...“

„Das ist es eben,“ unterbrach ihn Cölestine, „diese brüderliche Liebe, sie ist gewiß höchst ehrenwerth, schön, rührend, Alles, was Sie wollen. Einer würde für den Andern durchs Feuer gehen, durch Dick und Dünn, durch Gut und Bös. Merken Sie wohl, Herr Conscience, ich sage durch Gut und Bös. Glauben Sie mir, das Haus hat etwas Unheimliches, und diese Liebe, die alle Bewohner so wunderbar eigenthümlich verbindet, diese gerade hatte für mich das Unheimliche. Sehen Sie nur diesen Knecht, den Augustin! Er ist der Milchbruder Denis', und er hängt an dem Hause gerade so wie die Brüder aneinander hängen. Dem

Jüngern folgt er wie ein Hund, ahmt ihn in Allem und Jedem nach, empfindet Alles, was er empfindet, und würde sich für ihn in Stücke hauen lassen."

„Das ist Alles ganz hübsch," sagte Edouard in einem Tone, der ein Verweis für den Ton des Vorwurfs sein sollte, in dem Cölestine soeben gesprochen.

„Allerdings ist das ganz hübsch," sagte sie zugebend, „aber ich kann nichts dafür, daß es mir doch nicht ganz gefällt, und daß mir die Sache so vorkommt, als ob da irgend ein Zauber dahinter stecke."

Edouard lächelte. Er erlaubte Cölestinen einigen Aberglauben, er fragte nur noch: „Und Marion?"

„Marion ist ein Engel," rief Cölestine, „aber doch auch ein Geschöpf, von dem ich nicht glaube, daß sein Leben so einfach dahinfließen werde, wie das Leben anderer ordentlicher Leute. Sie macht mir den Eindruck, als müßte sie einmal in irgend einem großen Ereigniß zu Grunde gehen, verbrennen wie ein zartes Reis, das in eine Flamme geworfen wird."

„Sie sprechen ja ganz poetisch," lächelte Edouard, „und prophetisch obendrein; da Sie Alles wissen, so sagen Sie mir auch, was die Scene bedeutete, die wir eben erlebten, dieses gewisse Gewieher von Herrn und Knecht, diese starren Blicke, kurz das Alles zusammen?"

Cölestine lachte laut auf, „das errathen Sie nicht?"

rief sie lachend, „das war Eifersucht, die simpelste Eifersucht."

„Eifersucht?" sagte Edouard erstaunt.

„Ihr Staunen," sagte Cölestine mit komischem Zorn, „ist beleidigend und benimmt mir jede Hoffnung, die ich auf Ihre Liebe gebaut habe; aber ich will Ihnen verzeihen, denn Sie sind ein Gelehrter und ein Träumer, und als solcher sehen und hören und wissen Sie nichts von Allem, was um Sie herum vorgeht, selbst wenn es Ihre eigene Person, Ihr höchstes Glück betrifft. So erfahren Sie denn von mir, was jedes Kind in und um Waterloo weiß, daß wir Zwei uns leidenschaftlich lieben, und daß wir einander heiraten, sobald nur Herr Graf Belport eine gute und einträgliche Stellung für Sie gefunden. Ist es nun nicht natürlich, daß Denis Mathieu eifersüchtig ist. Seit zwei Jahren hat er die beste Absicht, mir den Hof zu machen, und kommt immer nicht dazu. Da fällt so ein kleiner Gelehrter ohne Gut und Habe vom Himmel, ist liebenswürdig, und droht, ohne die geringste Liebeserklärung, ihm mein Herz vor der Nase wegzuschnappen. Muß ihn das nicht sehr unglücklich machen, den armen Denis?" Und ernsthafter fügte sie hinzu: „In der That ist der Mann unglücklich, glauben Sie mir es. Er hat ein Herz voll Leidenschaften und diese kochen

um so wilder in ihm, als er in seinem Leben nicht den Muth hatte, irgend eines seiner Gefühle oder eine seiner Leidenschaften in Wort oder That zu äußern. Er ist einer jener Unglücklichen, die sich selbst verzehren und eher zu Grunde gehen, bevor sie ein Wort sprechen, das sie mit Leichtigkeit retten könnte. Wer spricht nicht mit mir?" fuhr Cölestine, wieder in ihren heitern Ton fallend, fort. „Wer hält sich nicht an meinem Fenster auf? wer macht mir nicht den Hof? und weiß Gott, man kann nicht sagen, daß ich es den Leuten schwer mache, — nur Denis Mathieu hält sich seit einem Jahre fern von mir, richtet kein Wort an mich, ja sieht mich kaum an, und das ist mir ein Beweis, daß er mir etwas zu sagen hat."

Wer Denis Mathieu an jenem Abend gefolgt wäre, hätte sich überzeugt, wie sehr Cölestine in allen Stücken Recht hatte. Während sein Begleiter in den Pferdestall ging, eilte er mit großen Schritten über den Hof und die Treppe hinauf in seine Stube. Herr Jacques Mathieu sah ihn so von der unteren Wohnstube über den Hof eilen und war erstaunt, ihn, gegen seine Gewohnheit, nicht eintreten, und ohne Gruß so am Fenster vorübereilen zu sehen.

„Was mag er haben?" sagte Jacques zu Marion

gewendet, mit der er allein im Zimmer war, und während er sich umwandte, um nach einigem Nachdenken zu seinem Bruder hinaufzugehen, hörten sie über sich einen dumpfen Schall wie vom Falle eines schweren Körpers; es erzitterte die Decke über ihren Köpfen. Jacques Mathieu fuhr erschrocken zusammen, war aber gleich darauf mit wenigen Sätzen die steinerne Treppe hinaufgeeilt und in das Zimmer seines Bruders gestürzt. Marion folgte ihm, blieb aber auf dem Flur des ersten Stockwerks stehen, da sie die beiden Brüder sprechen hörte. Und sie wollte wieder die Treppe hinabsteigen, da sie sich gleich nach den ersten gehörten Worten sagte, daß das Gespräch von Vater und Onkel nicht für sie war, als sie den Namen Edouard von dem Letztern mit Wuth und Grimm rufen hörte. Sie blieb stehen und blickte durch die Thüre, welche der Hut Denis', der an der innern Seite der Schwelle lag, halb offen erhielt. Sie sah ihren Onkel, ausgestreckt auf dem Boden liegen, wie er mit der Stirne den Estrich schlug, und den Bemühungen seines Bruders, der ihn aufzureißen suchte, widerstand.

Plötzlich richtete Denis Mathieu sich auf und rief: „Deine Schuld, Jacques, Deine Schuld! Du bist an meinem Unglück schuld, Du wolltest, ich solle heiraten.

Nun habe ich meine Gedanken auf dieses Mädchen gerichtet, nun habe ich es mir in den Kopf gesetzt, sie zu heiraten, und Du weißt, daß ich nicht mehr los kann, wo ich mich einmal anklammere. Das zehrt an mir ... das frißt mich auf, und wenn ich sie nicht haben kann, schneide ich mir den Hals ab."

Jacques beugte sich zu ihm hinab, und wollte ihm Trost zusprechen, aber Denis ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Kein leeres Gerede!" rief er grimmig, „der Student, der Gelehrte ... freilich der kann die Worte besser setzen als ich, es ist Alles richtig zwischen ihnen, ich habe es selbst gesehen. O, könnte ich ihn mit diesen Händen erwürgen." — Jacques Mathieu blickte um sich, und als er die Thüre offen sah, schob er mit dem Fuße den Hut bei Seite und drückte sie leise zu. Marion hörte und sah nichts mehr, sie drückte beide Hände vor die Augen und ging wie eine Nachtwandlerin die Treppe hinab.

Seit jenem Abend, wenn Marion den Hofmeister des Grafen Belport vom Hause fort- oder am Hause vorübergehen und den Weg nach des Steuereinnehmers Häuschen einschlagen sah, rief sie jedesmal den Onkel, und wies stumm nach dem Wege. Denis schlich dann durch Hecken und über die Fußwege, zwischen den Kornfeldern nach der Richtung, die ihm Marion angedeutet hatte.

So viel wissen wir vom Stande der Dinge und von den Beziehungen der drei Häuser zu einander im Sommer des Jahres 1840.

Zweites Kapitel.

Das Verbrechen.

Am Abend eines der ersten Julitage desselben Jahres trat in die Gaststube des größten Hôtels zu Waterloo ein Reisender, den man sogleich als einen der hundert Söhne Altenglands erkennen mußte, welche alljährlich den Schauplatz jenes Sieges besuchen, den sie nur Britannien und dem eisernen Herzog zuschreiben. Er blieb eine Zeit lang an der Schwelle des Speisesaales stehen, und musterte einen Tisch nach dem andern, bis er sich nach langer Ueberlegung an dem entferntesten niederließ, in einem Winkel, in dem er sich am einsamsten fühlen konnte, und dessen Einsamkeit er noch zu erhöhen suchte, indem er dem Saal den Rücken kehrte. Der Kellner reichte ihm die Speisekarte. Nachdem er diese lang studirt, fragte er nach der Bedeutung jedes einzelnen Wortes, und nachdem dieses geschehen, verlangte er ein Beefsteak. Nach vollendeter Mahlzeit, ungefähr eine Stunde nach seinem

Eintritte ins Gasthaus, rief er den Kellner abermals, und murmelte ihm wieder nach langer Ueberlegung nur die Worte zu: „Das Monument von Waterloo."

„Ja, Sir," sagte der Kellner mit einer Verbeugung, „das Monument von Waterloo ist etwas über eine englische Meile von hier entfernt."

„O, eine englische Meile," murmelte wieder der Reisende.

„Man kann Ihnen," fuhr der Kellner fort, „morgen den Weg dahin zeigen; Sie wünschen es gewiß zu sehen."

„O," erwiderte aufs Neue der Engländer. Der Kellner stand noch einige Zeit und wollte sich, da jener kein Wort mehr sagte, wieder entfernen, als der Engländer vor sich hinmurmelte: „hab' es so eben gesehen." Der Kellner verneigte sich wieder, um zu gehen, als der Engländer sich plötzlich ihm zuwandte und fragte: „Liegt dort immer eine Leiche?"

„Eine Leiche?" Der Kellner erstaunte wieder, nicht wissend, was er aus der Frage machen solle, oder ob er da eines der verrückten Exemplare jener Nation vor sich habe.

„Ja, eine Leiche," sagte der Engländer mit größerem Nachdruck.

„Ob immer eine Leiche bei dem Waterloo-Monu-

mente liege?" wiederholte der Kellner und fügte hinzu: „Sie meinen wohl, ob man dort noch Todtengebeine findet? Jetzt ist das seltener der Fall, aber sonst stieß man allerdings mit dem Pfluge auf allen diesen Feldern der Gegend sehr oft auf menschliche Knochen."

„Nein," sagte der Engländer mit der früheren Ruhe, „ich frage, ob dort bei dem Löwen immer ein todter Mann liegt?"

Der Kellner war wieder erstaunt, sah sein Individuum etwas besorgt an, und sagte dann mit einer Stimme voll Entschiedenheit: „Nein, Sir, es liegt nie ein todter Mann bei dem Löwen-Monument, Niemals."

„Niemals?" fragte der Engländer entrüstet über die Entschiedenheit des Kellners wieder, und setzte mit größerer Lebhaftigkeit hinzu: „Jetzt, gerade jetzt liegt ein frischer todter Mann dort."

Dann, als ob er sich seiner Lebhaftigkeit schämte, wandte sich der Engländer wieder dem Tische zu, und fing an in seinem Reisehandbuche zu blättern. Der Kellner zuckte die Achsel und ging, um dem Gastwirth über den sonderbaren Reisenden und seine Worte Bericht zu erstatten; einige Gäste, die das Gespräch mit angehört hatten, umgaben ihn und bestürmten ihn mit Fragen. Da man aus seinen Antworten ebenso wenig klug werden konnte, als er es aus den Worten des

Engländers geworden war, forderte man den Gastwirth auf, den Reisenden noch einmal zu befragen. Dieser erschien eben in der Thüre der Gaststube, um sich nach seinem Schlafzimmer zu begeben, der Gastwirth bat ihn, doch zu erklären, was er vorhin gemeint habe. »All right,« sagte der Engländer, „dort liegt ein Todter noch ganz von Blut bedeckt," und so sprechend ging er auf die Treppe los und hinauf in seine Stube.

„Ein Todter beim Löwen!" wiederholte man da und dort, in und vor dem Hause, und bald sammelte sich ein Volksgedränge vor der Thüre, und Jeder fragte und Jeder wollte etwas Näheres wissen, und Niemand konnte Auskunft geben. Die Worte: „Ein Todter beim Waterloo-Monumente," verbreiteten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Gruppen, welche vor allen Thüren der Hauptstraße Waterloo's saßen, um nach dem heißen Tage die frische Nachtluft einzuathmen. Und nach kaum einer Viertelstunde strömte eine unendliche Menge aus den Straßen Waterloo's aus Männern, Weibern und Kindern bestehend, lärmend, schreiend, nach der Gegend des Löwen-Monumentes. Die Menge schwoll immer mehr an, da die Rufe: „Ein Todter beim Löwen!" immer neue Neugierige anwarben. Es war wohl die große Mehrheit der Bewohner Waterloo's, welche da hinausdrängte.

An der Ferme Mathieu, an der man vorüber mußte, angekommen, rief man auch da hinein: „Ein Todter am Monumente!" Augustin stand am Hofthore mit den Händen in den Taschen und regte sich nicht, als die ersten Neugierigen mit dem Rufe an ihm vorbeikamen. Da aber der Strom immer dichter und der Ruf öfter wiederholt wurde, stieß er seine Hände tiefer in die Taschen und stürzte sich, indem er vor sich hinmurmelte: „Ich gehe mit," mitten in das Gedränge.

Die Menge war so groß, daß sie die Raine und Feldpfade nicht fassen konnten; rücksichtslos in ihrem Eifer und in ihrer Ungeduld, stürzte sie über die Felder hin, und nach einigen Minuten lagen die hohen Saaten geknickt, zertreten, zerstampft darnieder, als ob die wilde Jagd darüber gegangen wäre. Ein breiter Weg zog sich jetzt zwischen den hohen Aehren wie zwischen zwei Mauern in gerader Linie von der Ferme Mathieu bis zum Löwen-Monument. Dort angekommen, riefen die ersten Vorläufer der Menge: „Es ist wahr, da liegt Einer todt!" Eine Minute darauf war das Gedränge so groß und drückte Alles nach der Leiche hin, die Jeder sehen wollte, daß es den Ersten, die sie umgaben, schwer wurde, sie zu schützen oder sie so zu legen, daß man das Gesicht erkennen konnte. Dieses war in das Gras gedrückt, welches rings um den

Kopf ebenso wie die langen Haare des Opfers in Blut getaucht war. Dem ersten Lärm folgte, als man sich überzeugt hatte, daß hier wirklich ein Todter war, das Schweigen des Schreckens, und während dieser Zeit wurde es einigen Männern auch möglich, den Todten aufzuheben, und ihn bis an die Stufen des Waterloo-Monumentes zu tragen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und in der ersten Eile hatte Niemand in dieser Menge daran gedacht, eine Laterne, ein Licht, welcher Art immer, mitzubringen, so daß die Vordersten, welche die Leiche umstanden, den dringenden Fragen nach der Person des Todten, die fortwährend aus den hinteren Reihen erschollen, nicht antworten konnten. Endlich brachten einige Männer mit Hülfe ihrer Feuerzeuge eine Beleuchtung zu Stande, die zwar kurz war, aber doch lange genug, um das bleiche Gesicht des Todten erkennen zu lassen. „Herr Conscience aus dem Schlosse! der Hofmeister des Grafen Belport!" so lautete der Entsetzensruf, der sich jetzt vom Monumente aus durch die ganze große Menge verbreitete. Bald darauf wußte man auch, daß der Unglückliche eine tiefe Wunde am Halse hatte, und daß sein Kopf an mehreren Stellen gespalten war. Die Neugierde, und was sonst bei solchen Gelegenheiten die Menge bewegt, war verschwunden und machte dem unmittel-

baren Mitleide Platz. Alle Welt hatte den jungen, schönen Mann gekannt, alle Welt ihn geliebt. Ein Schrei aufrichtigen Schmerzes erhob sich aus dieser Menge, und scholl durch die Nacht über die Ebene hin, und wiederholte sich, so oft neue Berichte über das Aussehen des Todten, über die Grausamkeit, mit der er offenbar getödtet worden, in die Menge gelangten. Die Kinder, die mit herausgekommen waren, und weniger das Entsetzliche der That begriffen, als das Schreckliche dieses Lärmens und Gewirres empfanden, brachen vor Angst in Weinen aus, und ihnen folgten die Weiber und Mädchen. Indessen diskutirten die Männer, die die Leiche umgaben, was mit dieser anzufangen. Die Einen meinten, man müsse sie hier liegen lassen, ja sogar sie auf dieselbe Stelle und gerade so hinlegen, wo und wie sie da gelegen hat, um der Justiz die Nachforschungen und die Entdeckung des Mörders zu erleichtern. Die Andern meinten, es sei unmenschlich, den armen Herrn Conscience so auf freiem Felde liegen zu lassen, und man solle ihn nach dem Schlosse des Grafen Belport tragen, oder wenigstens die Nachricht von dem traurigen Ereignisse dahin schicken und anfragen lassen, was mit der armen Leiche anzufangen sei.

Aber diese Verhandlungen zeigten sich bald als

überflüssig, das Geschrei war durch die Nacht bis in das Schloß gedrungen. Alfred, der auf der Terrasse saß und seinen Lehrer erwartete, verwundert, daß er heut so lange ausbleibe, fuhr erschrocken auf, als er die ersten Rufe und den ersten dumpfen Lärm vom Löwen-Monumente her vernahm. Als sich dieser Lärm wiederholte und vermehrte, rief er durch die offenen Fenster in das Schloß: „Beim Monumente ist ein Unglück geschehen," und lief dann selbst den Abhang hinunter, dem Lärm entgegen. Mit unwiderstehlicher Gewalt drang er durch die Menge, und wie eine Bildsäule stand er plötzlich vor der Leiche, die, mit dem Gesichte dem hellen Mondlichte, das indessen aufgegangen war, zugewandt, ihm noch milde aber schmerzlich zuzulächeln schien. Keines Wortes fähig und keiner Bewegung, stand er da, während es rings um ihn murmelte: „Das ist der junge Graf, das ist der Schüler des Todten!" Mit einem Male sank er auf die Leiche nieder und lag, ohnmächtig, selber wie eine Leiche, auf der Brust seines geliebten Lehrers. Die Nächststehenden glaubten, daß sie ihn im Fall den Namen Mathieu hätten aussprechen hören.

Man mußte den Knaben zu seinen Eltern zurückbringen, und da verstand es sich jetzt von sebst, daß

man auch die Leiche ins Schloß tragen müsse. Ein tüchtiger Arbeiter nahm den bewußtlosen Alfred in seine Arme; Andere hoben Conscience auf ihre Schultern, und so setzte sich der traurige Zug in Bewegung, und ihm folgte die ganze Menge, die so lärmend gekommen war, schweigend durch die stille Nacht. Auf halbem Wege kam ihnen Graf Belport mit mehreren Knechten entgegen. Der Platz, auf welchem die Leiche gefunden worden, war wieder verlassen, bald verhallte der letzte Lärm in der Nähe des Schlosses.

Aber so ganz verlassen war die Umgegend des Monumentes doch nicht. Als der letzte Laut auch aus der Ferne nicht mehr vernehmbar war, bewegten sich plötzlich die Aehren eines Feldes, an dem vorhin die Menge vorbei getobt war, und hervor schlich ein altes Mütterlein, gebengt, in ärmlicher Kleidung, zitternd und ängstlich. Sie sah scheu um sich, wankte über die zertretenen Halme dorthin, wo die Leiche gelegen hatte, sank daselbst in unmittelbarer Nähe der Blutspuren auf die Knie, erhob beide Hände zum Himmel, und murmelte kaum vernehmbar und doch inbrünstig: „Heiland der Welt und du allerheiligste Jungfrau Maria, Mutter Gottes, seid gnädig und gewähret mir die Gnade des Schweigens, daß ich nicht mit Willen und ohne Willen das Schreck-

liche verrathe, das ich gesehen habe. Verzeih', o lieber Heiland, daß ich schweige, wo ich sprechen sollte; vergib, daß ich nicht als Anklägerin auftrete gegen Diejenigen, die mir Gutes erzeigt;" — dann zu dem Blute, welches vor ihren Knieen die Gräser färbte, niedergebeugt, murmelte sie weiter: „Und du unschuldig vergossenes Blut, das zum Himmel aufschreit um Rache und Gerechtigkeit, vergib, daß ich dir Rache und Gerechtigkeit nicht verschaffe, vergib deinen Schuldigen, wie der Herr dir vergeben möge deine Schuld. Amen."

Sie erhob sich und schwankte dem Flecken entgegen. Es war schon Mitternacht, als sie dort ankam. Trotzdem schellte sie noch an der Thüre des Kirchendieners, und bevor dieser öffnete, zog sie ein kleines Beutelchen aus ihrer Tasche und leerte den ganzen Inhalt in die hohle Hand. So wartete sie, bis er, verschlafen und verdrießlich fragend, wer da sei, am Fenster erschien. Sie streckte ihm die Hand mit dem Gelde entgegen und sagte: „Hier, Meister Meßner, meine ganze Ersparniß, drei Franken und fünfundsiebenzig Centimen, nimm sie und ziehe sogleich das Todtenglöcklein zum Heile einer armen Seele."

Wenige Minuten darauf erschien der Kirchendiener vor dem Hause und öffnete die Kirchenthüre, die kaum drei Schritte von seinem Hause entfernt war. Die

Alte schlüpfte ihm nach und während das Todtenglöcklein durch die Nacht erschallte, lag sie in der dunklen Kirche vor dem Altar auf den Knieen und betete für den Ermordeten — vielleicht auch für die Mörder.

Drittes Kapitel.

Die Blutspuren.

Da wir bloß die Hauptbegebenheiten dieser merkwürdigen Geschichte, so weit sie nach Außen bekannt worden, erzählen wollen, und nur sie erzählen können, wenn wir nicht aus einem bloßen Berichte einen Roman machen sollen, so können wir auch nichts Näheres über die Vorgänge in den Gemüthern der Schloßbewohner und in Andern mittheilen. Was die gräfliche Familie bei dem Verluste eines so theuren Mitgliedes gefühlt, kann sich Jedermann vorstellen, und daß das glückliche Haus durch das blutige Ereigniß in eine Wohnung der Trauer verwandelt wurde, läßt sich denken — einer doppelten Trauer, da Alfred sich in einem Zustande befand, der die höchste Besorgniß erregte. Aus seiner Ohnmacht erwacht, verfiel er in ein heftiges Fieber, in dem er die schrecklichsten Gesichte und Erscheinungen hatte. Verließ ihn das Fieber für Mo-

mente, so war es, als ob es nur einem noch viel traurigern Zustande, dem tiefsten Schmerze, Platz machen wollte. Im Orte selbst war die Aufregung groß. Seit Jahren war daselbst kein Verbrechen vorgekommen, und nunmehr trat eines mitten in das friedliche Leben, und zwar ein Verbrechen, das eine beliebte Persönlichkeit vernichtete und in das Glück einer ebenso beliebten Familie eingriff. Den ganzen folgenden Tag sah man in den Straßen und auf den Feldern Gruppen, die das Ereigniß diskutirten, und Vermuthungen über die Thäter und die Ursachen der That aufstellten. Man war beinahe einig darin, daß die That ein gemeiner Raubmord, wenn nicht ein unglückseliges Mißverständniß sein müsse. Denn wer in der ganzen Gegend sollte gegen den guten, liebenswürdigen Herrn Conscience etwas gehabt haben? Wer konnte ihn hassen? Wen hat er je beleidigt? Nur irgend ein verzweifelter, fremder Strolch konnte die That gethan haben, um sich des wenigen Geldes in seiner Tasche oder seiner Uhr zu bemächtigen. Oder war die That auf Jemand Andern abgezielt, und der Mörder hat in der Dunkelheit den armen Conscience fälschlich für diesen Andern gehalten? Aber war es auch gewiß, daß Herr Conscience im Dunkeln ermordet worden? Der Engländer fand ihn allerdings, als die

Nacht schon hereingebrochen war — doch kannte man die Gewohnheiten des Ermordeten und wußte, daß er das Löwen-Monument meist vor Sonnenuntergang oder höchstens mit Sonnenuntergang zu verlassen pflegte. Auch fand man sein Buch „Bacon's Essays," das er an diesem Tage mitgenommen hatte, in der Nähe des Monumentes aufgeschlagen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er bis zum Einbruch der Dunkelheit gelesen hätte. Er würde es dann, wenn er nicht mehr lesen konnte, zugeschlagen haben. Alle diese Fragen und Räthsel trugen nur zur Erhöhung der Aufregung bei. Es ist natürlich, daß die Justiz sich der Sache sofort bemächtigte. Schon mit frühem Morgen erschienen ihre Vertreter auf dem Schauplatze der That, aber die genauesten Durchforschungen der Oertlichkeit führten zu keinem Ergebniß. Die große Menge, die Abends vorher sich da zusammengedrängt, hatte alle Spuren verwischt. Das Getreide, die Gräser, die Feldwege, sie zeigten alle nur die Spuren der Hunderte von Füßen, die sich da herumgetrieben. Im Gedränge wurden Manche bis in die Blutlache geschoben, und ihre Füße verbreiteten dann Blutspuren nach allen Seiten. Die Justiz erkannte, daß sie von der Oertlichkeit der That am wenigsten lernen könne. Sie begab sich in das Schloß und mit ihr der Arzt, der

die Wunden untersuchen sollte. Das ärztliche Erkenntniß ergab, daß die Wunde am Halse vermittelst eines gewöhnlichen Taschenmessers, wie es alle Männer des Volkes in Brabant und Flandern zu tragen pflegen, beigebracht worden. Die Wunden am Kopfe rührten offenbar von gewaltigen Schlägen mit dicken Knitteln her. Der Schädel war zersplittert, und die Zahl der Schläge, die er empfangen, nicht zu ermitteln. Das Eine schien klar, daß die That nicht von Einem, sondern von Zweien oder Mehreren begangen worden, da die Wunden von verschiedenen Seiten und so zahlreich beigebracht waren. Ob Einer oder Mehrere die That begangen — so viel schien am Abend dieses Tages gewiß, daß es ein Raubmord gewesen; denn, obwohl sich in den Taschen des Ermordeten eine kleine Barschaft vorfand, so fehlte doch die Uhr sammt Kette, die ihm Graf Belport letztes Neujahr zum Geschenke gemacht hatte.

Im Schlosse machte man Vorbereitungen zum Begräbniß, und die ganze Angelegenheit schien auf diesem Standpunkte stehen bleiben zu wollen. Die Autoritäten Waterloo's schickten reitende Gensdarmen nach allen Seiten aus, um verdächtiges, fremdes Volk, dem sie etwa begegnen würden, zu beobachten, und Mittheilungen an sämmtliche Aemter in der Um-

gegend, die zugleich zu ähnlichen Beobachtungen aufforderten.

Am Abend selben Tages kam in Waterloo der Procureur des Königs aus Brüssel an. Er benützte den Rest des Tages, um noch den Engländer und andere Zeugen, die gestern auf dem Schauplatz gewesen, zu verhören, und dem Grafen Belport einen Besuch zu machen. Die Oertlichkeit der That selbst zu untersuchen, war für heute zu spät. In die Stadt zurückgekehrt, erfuhr er von den Agenten, die ihm von Brüssel aus gefolgt waren, daß man hie und da in der Bevölkerung den Namen Mathieu nenne, obwohl Niemand die Ursache angeben könne, warum dieser Name in der Affaire mitgenannt werde. Es war in der That eigenthümlich, wie dieser Name oft ohne Zusammenhang in die Geschichte gemischt wurde. Niemand war sich der eigentlichen Ursache dieser Erscheinung bewußt, die doch allem Anscheine nach daher kam, daß Alfred im Momente, da ihn die Ohnmacht überfiel, diesen Namen aussprach, und daß er von der Umgebung wiederholt wurde. Trotzdem nun dieser Name, man wußte nicht wie und warum, im Munde des Publikums fortwährend mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht wurde, fiel es doch Niemand ein, das Verbrechen selbst zu irgend einem Träger dieses Namens in Beziehung zu

setzen: das verhinderte die hohe Respektabilität der Familie.

Anders war es mit Herrn van den Hoven, dem königlichen Procureur aus Brüssel. Diesem, der aus der Fremde kam, war der Name Mathieu so fremd und gleichgültig, wie jeder andere Name irgend eines Bewohners von Waterloo. Er hatte kein Vorurtheil zu Gunsten oder Ungunsten desselben; er hörte ihn nur bei dieser Gelegenheit nennen und er vergaß ihn nicht. Als er am andern Morgen in Begleitung des Maire von Waterloo, des Friedensrichters und des andern Beamten- und Agentenpersonals den Schauplatz des Verbrechens besuchte, fragte er den Maire zuerst nach den Bewohnern verschiedener Häuser, die er von seinem Standpunkte aus sehen konnte. „Wer bewohnt jenes kleine Häuschen dort, uns gerade gegenüber?"

„Des Steuereinnehmers Tochter, Mademoiselle Foulquet," erwiderte der Maire.

„Welche Art Person ist Mademoiselle Foulquet?"

„Ein sehr achtungswerthes, schönes junges Mädchen." So sprechend blickte der Maire mit größerer Aufmerksamkeit und angestrengtem Auge nach dem Häuschen hinüber. „Tiens! Tiens!" rief er dann verwundert, „eine große Veränderung! ihre Fensterläden sind geschlossen und sie selbst ist unsichtbar."

„Hat das etwas Auffallendes?" fragte der Procureur.

„Allerdings," erwiderte der Maire, „denn das ist noch nicht vorgekommen, seit Mademoiselle Foulquet das Haus bewohnt. Sie sitzt sonst den ganzen Tag am Fenster und plaudert mit jedem Vorübergehenden, der sie oder den sie anhören will."

„Sie irren, Herr Maire," verbesserte der Friedensrichter, „auch gestern war das Häuschen schon geschlossen und Cölestine unsichtbar."

„Also ungefähr seitdem das Verbrechen geschehen," bemerkte Herr van den Hoven. „Stand Fräulein Foulquet denn in irgend welcher Beziehung zu dem ermordeten Herrn Conscience?"

„Wenn das Gerücht wahr erzählte," antwortete wieder der Friedensrichter, „so stand Mademoiselle Foulquet zu Herrn Conscience allerdings in ziemlich intimen Beziehungen. Man sagte, daß sie beinahe im Verhältniß von Verlobten zu einander standen."

„Gut! . . . und dort in jener Ferme? wer wohnt dort?" fragte der Procureur weiter.

„Die Brüder Mathieu, zwei der angesehensten und achtbarsten Männer des Kantons," nahm wieder der Maire das Wort.

Der Procureur schien nur den Namen gehört zu haben. Prüfend betrachtete er den zerstampften und von

geknickten Halmen bedeckten Weg, der zur Ferme Mathieu führte; dann gab er Befehl, daß das zertretene Getreide, welches auf den Feldweg herabgedrückt wurde und ihn bedeckte, entfernt, und der Feldweg so viel als möglich in den Zustand zurückversetzt wurde, in dem er sich am vorgestrigen Tage, bevor ihn die Volksmasse so zugerichtet, befunden hatte.

Sofort machten sich die Agenten und mehrere Leute aus dem Volke, die als Zuschauer die Magistratspersonen umstanden, an die Arbeit. Während die Einen die Halme entfernten, prüften einige Agenten den Erdgrund des Weges, und zwar mit der Anstrengung und dem Eifer von Spürhunden, obwohl Maire und Friedensrichter während der ganzen Zeit den Procureur von der Nutzlosigkeit der Arbeit zu überzeugen suchten. Der Maire zählte ihm die vielen guten Eigenschaften der Brüder Mathieu und die vielen Wohlthaten auf, welche die Armen der ganzen Gegend sozusagen alltäglich von ihnen erfahren, und war eben daran, auch ihre exemplarische brüderliche Liebe zu erwähnen, als einer der Agenten auf dem Boden knieend ausrief: „Eine Blutspur!" Der Procureur eilte auf die Stelle zu, während Maire und Friedensrichter einander erstaunt ansahen. Doch faßte sich der Erstere, näherte sich der Blutspur, die sich in der That auf einem Steine

des Weges deutlich genug zeigte, und erklärte dem Procureur, daß diese wie die andern Blutspuren rings um das Monument von den in das Blut des Unglücklichen getauchten Sohlen herkommen müsse.

„Möglich," sagte der Procureur.

„Nicht möglich," behauptete rasch der Agent, der die Blutspur gefunden hatte, „das Blut befindet sich unter den Halmen, die darauf niedergetreten wurden, während die Halme selbst nicht im Geringsten vom Blute bedeckt sind. Als man die Halme niedertrat, mußte das Blut schon auf dem Steine gewesen sein, und zwar in getrocknetem Zustande."

„Die Halme können auch später niedergedrückt worden sein," erklärte der Maire, „nachdem das Volk mit den blutigen Füßen über diesen Weg gelaufen."

„Das ist nicht wahrscheinlich," entgegnete der Agent; „denn das Volk verlief sich von der Blutlache aus nicht nach der Seite der Ferme, sondern nach der entgegengesetzten des Schlosses, da es der Leiche folgte."

Während dieser Diskussion hatte ein anderer Agent einige Schritte weiter eine zweite und bald eine dritte der ersten ganz ähnliche Blutspur entdeckt. Man arbeitete mit größerem Eifer weiter und siehe da, die Blutspuren führten geraden Weges an den Eingang des Hofes der Ferme Mathieu. Die Magistratsper-

sonen, die ihnen gefolgt waren in dem Maße, als sie aufgedeckt wurden, kamen so bis an das Thor der Ferme Mathieu. Procureur und Agenten ließen ihre Blicke über den Hofraum schweifen, aber ohne Erfolg, die Blutspuren waren hier verschwunden. Trotzdem trat Herr van den Hoven mit seinem Gefolge in den Hof, und war eben im Begriffe in das Haus zu gehen, als ihm Herr Jacques Mathieu entgegenkam, und ihn nach höflicher Begrüßung fragte, was ihm zu Diensten stehe?

„Wir kamen," antwortete der Procureur, nachdem er sich genannt hatte, „unwillkürlich über die Schwelle Ihrer Wohnung, Herr Mathieu, denn eine Blutspur führte uns geraden Weges vom Orte des Verbrechens hieher. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung dieses Umstandes geben?"

„Herr Procureur," erwiderte der so Angeredete mit Stolz, „ich bin Jacques Mathieu und dieses hier ist mein Haus."

„Herr Mathieu," sprach wieder der Procureur im verbindlichsten Tone, „ich frage Sie nur meiner Pflicht gemäß, ob Sie mir diesen höchst auffallenden Umstand erklären können?"

„Ich kann es nicht!" antwortete Jacques Mathieu mit Nachdruck. Alles sah nach jener Seite, und Augustin, der Pferdsknecht, trat hervor und sagte: „Herr

Procureur und Sie, meine Herren, wenn Sie mir folgen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen die Fortsetzung der Blutspuren zu zeigen. Es thut mir leid, daß ich gestern das Pflaster des Hofes gewaschen und Sie so um das Vergnügen gebracht habe, selber bis an das Ende derselben vorzubringen."

So sprechend wandte er sich dem Pferdestall zu und die Andern folgten ihm. Er that zwei Schritte über die Schwelle, und auf einen großen Blutfleck am Stallpflaster zeigend, sagte er: „Hier, meine Herren, sehen Sie die Fortsetzung jener Blutspuren."

„Und woher kommt dieß Blut?" fragte Herr van den Hoven. Augustin faßte den Hinterfuß eines Pferdes, das unmittelbar an diesem Flecke stand, hob ihn in die Höhe, und einen Verband ablösend, zeigte er auf eine kleine Wunde: „Diesem Roß haben wir vor wenigen Tagen, wie man das in der heißen Zeit zu thun pflegt, zur Ader gelassen; vorgestern habe ich mit diesem Pferde auf dem Felde rechts vom Monumente gearbeitet. Bei der Heimkehr auf dem steinigen Feldwege ist der Verband abgefallen, hat sich die Wunde wieder geöffnet, und daher die Blutspuren, die Sie noch gestern Morgen bis in diesen Stall herein hätten verfolgen können." So sprechend ließ der Knecht den Fuß los, gab dem Pferde einen Stoß und ging achsel-

zuckend, aus dem Stalle. Maire und Friedensrichter waren durch diese Lösung offenbar wie von einem Alpdrücken befreit und sichtbar erzürnt, daß der Procureur trotz der genügenden Erklärung eine Haussuchung anordnete.

Um kurz zu sein, wollen wir nur sagen, daß man, wie es alle Anwesenden, Bewohner oder Beamte von Waterloo, nicht anders erwarteten, im ganzen Hause und in allen Nebengebäuden nichts fand, das auf die Brüder Mathieu oder irgend einen ihres Gesindes auch nur den Schatten eines Verdachtes hätte werfen können. Ein trauriger Anblick aber wurde den Magistratspersonen nicht erspart. In einer der Stuben lag Marion mit geschlossenen Augen, und unverkennbar sehr krank. An ihrem Bette saß Denis Mathieu gebeugt, wie von einem unendlichen Schmerze niedergedrückt, die Hände vor beide Augen gepreßt. Er bewegte sich nicht, er that auch die Hände nicht von den Augen, als die Magistratspersonen eintraten. Das Krankenbett des jungen Mädchens achtend, zogen sich diese rasch wieder zurück. Draußen im Hofe konnte der Friedensrichter nicht umhin, Herrn van den Hoven an das schmerzerfüllte Aussehen Denis' zu erinnern: „Sie haben," sagte er, „da ein kleines Beispiel, wie die Mitglieder dieser Familie aneinander hängen. So verzweifelt

haben Sie, Herr Procureur, wohl noch keinen Onkel am Krankenbette seiner Nichte sitzen sehen. Die Mathieu's sind auch in der ganzen Gegend ihres ungewöhnlich starken Familiengefühls wegen berühmt. Solche Menschen," fügte der Friedensrichter mit einem Tone leisen Vorwurfs hinzu, „solche Menschen sind selten Verbrecher, und ich fürchte, daß es die hiesige Bevölkerung der Justiz lange nicht vergeben wird, das Haus Mathieu auch nur einen Augenblick lang verdächtigt zu haben."

Die Magistrate hatten das Haus kaum verlassen, als sich oben in der Stube Marion in ihrem Bette erhob, die Augen öffnete und sagte: „Ich weiß sehr wohl, wer die Männer waren, die eben durchs Haus gingen und in diese Stube blickten. Es sind die Sendboten der göttlichen Gerechtigkeit! Sie suchen nach den Mördern dessen, den ich geliebt habe und der mich geliebt hat. Ja, ja, Onkel Denis, mich hat er geliebt! Mich, wisse es!" rief sie mit einer Stimme voll Kraft, die man bei diesem blassen, kranken, erschöpften Aussehen nicht für möglich gehalten hätte, und die deßhalb desto unheimlicher klang. Denis fuhr zusammen und saß zusammengekauert da wie ein Knänel. Sie hatte die Worte: „Mich hat er geliebt!" seit der ersten Nachricht von der Ermordung Edouards wohl schon

zehnmal, so oft sie aus ihrem halb bewußtlosen Zustande erwachte, ausgesprochen; sie machten jedesmal die gleiche, niederschmetternde Wirkung auf Denis. Jetzt aber streckte sie noch den Arm aus und rief gebieterisch: „Fort, Onkel Denis, fort von meinem Bette!“ Er stand auf und schwankte, immer die Hände vor dem Gesichte, aus der Stube.

Viertes Kapitel.

Das einfache Kreuz.

Als die Nacht wieder einbrach, erhob sich an der Stelle des Verbrechens ein kunstloses Kreuz, ungefähr wie es die ersten Missionäre in den Wildnissen mögen aufgerichtet haben; ein einfacher Stab, der das Getreide der Felder ringsumher etwas überragte, und an den nicht ferne der Spitze der kleine Querstab mit einer einfachen Schnur befestigt war. Niemand sah es errichten und Niemand konnte sagen, von wem es errichtet worden; aber warum sollen wir nicht annehmen dürfen, daß die fromme Seele, jene Alte, die an dieser Stelle gebetet und die mit ihren wenigen Pfennigen das Todtenglöcklein bezahlte, auch diese fromme That gethan?

Um Mitternacht wurde dieses Kreuz der Mittelpunkt einer eigenthümlichen Versammlung. An seinem Fuße lag eine weiße, kleine, schmächtige Gestalt, die wenige Minuten vorher gleich einem Geiste von der Ferme Mathieu hierhergehuscht war. Ungefähr um dieselbe Zeit kam, langsamern Schrittes und gesenkten Hauptes, Cölestine von ihrem Hause herbei. Als sie aus den Kornfeldern heraustrat und die Gestalt am Fuße des Kreuzes liegen sah, fuhr sie einen Schritt zurück, lispelte „Marion", und blieb ruhig hinter den hohen Aehren stehen. Traurig betrachtete sie das arme Kind, das regungslos am Kreuze lag und dessen Fuß umklammerte. Nur wenn manchmal Marions Leib wie in Krämpfen zuckte, seufzte die Lauschende leise auf.

Bald bewegte sich auch etwas vom Schlosse her. Cölestine erkannte im Mondscheine eine höhere und eine kleinere Gestalt, die sich bald deutlicher als die Grafen Belport, Vater und Sohn, erkennen ließen. Cölestine schlich an Marion vorüber und stellte sich an das Ende des Raines, über den die Beiden daherkamen, wo dieser auf den Platz des Kreuzes mündete. Als sie sich näherten, machte sie ihnen ein Zeichen des Schweigens, und als sie dem Zeichen folgend leise hervortraten, deutete sie auf Marion und lispelte dem Grafen ins Ohr: „Es ist Marion Mathieu. Sie hat

Herrn Conscience geliebt — Herr Conscience hat auch sie geliebt."

Alfred vernahm auch die Worte, die nur für das Ohr des Vaters bestimmt waren. Die Hände in einander gelegt, sah er durch Thränen auf das Kreuz und auf die Gestalt, die wie vernichtet an dessen Fuße lag, nieder; dann wandte er sich und eilte einige Schritte zurück in den Gang zwischen den Feldern, und wenn Marion nicht so tief in ihr Elend versunken gewesen wäre, sie hätte ihn ebenso wie seinen Vater und wie Cölestine schluchzen hören.

Cölestine nahm den Grafen am Arm und führte ihn ebenfalls desselben Weges zurück. Fern genug vom Kreuze, daß ihre gedämpfte Stimme dort nicht gehört werden konnte, sagte sie zum Grafen: „Herr Graf, Sie haben das unglückliche Geschöpf gesehen. Marion ist rein wie ein Engel, und doch gibt es heute auf Erden vielleicht kein elenderes Wesen als sie. Herr Graf, was Sie immer denken, welchen Verdacht Sie immer haben mögen, sprechen Sie Ihre Gedanken nicht aus, haben Sie Erbarmen mit dem Kinde, das den Todten geliebt hat. Ueberlassen Sie die Rache dem unsichtbaren Richter und rufen Sie nicht die irdischen Gerichte an. Machen Sie Marion nicht zur Nichte oder vielleicht zur Tochter eines Hingerichteten."

Der Graf sah Cölestinen ins Gesicht und erschrack über den Ernst, ja die unendliche Trauer, die es bedeckte. Cölestine war in diesen zwei Tagen um Jahre gealtert. Sie bemerkte den Schrecken, den ihr Anblick dem Grafen einflößte, und schmerzlich lächelnd sagte sie: „Ja, Herr Graf, ich habe auch viel verloren, vielleicht so viel als Sie und Alfred. Doch werde ich schweigen — und ich bin die Einzige, die mit furchtbarer Anklage auftreten könnte. Niemand kennt die Gründe dieser That, Niemand als ich und die Thäter. Aber da ich trotzdem schweigen werde, so lassen auch Sie von Verfolgung ab um Marion willen.“ Der Graf streichelte gerührt ihren Scheitel: „Du bist ein gutes Mädchen,“ sagte er. „Du wirst jetzt sehr einsam sein, komm' zu uns ins Haus, wo Du mit Trauernden trauern kannst.“ Cölestine schüttelte den Kopf. „Mein Platz,“ sagte sie, „ist nun dort bei dieser. Gehen Sie jetzt, Herr Graf, und lassen Sie mich mit Marion allein, daß ich sie aufrichte und nach Hause bringe.“ Der Graf gehorchte, und nach einiger Zeit sah er von einer kleinen Anhöhe, wie die beiden Mädchen, die Eine auf die Andere gestützt, der Ferme Mathieu entgegen gingen.

Cölestinens Barmherzigkeit und ihre Bitten schienen vergebens, obwohl der Graf aus Rücksicht für das

unschuldige Kind darauf eingegangen war. In dieser selben Stunde war der Verhaftsbefehl, lautend auf die beiden Brüder Mathieu und den Pferdeknecht Augustin Feldmans bereits unterzeichnet. Der königliche Procureur, als er des Morgens in die Stadt zurückkehrte, sprach seine Absicht, die Genannten verhaften zu lassen, gegen Maire und Friedensrichter unverholen aus. Die Beiden zeigten sich darüber im höchsten Grade entrüstet, und ihre Entrüstung theilte sich bald dem ganzen Orte mit, der in wahrhafte Aufregung gerieth. Es bildeten sich überall Gruppen, man diskutirte, man wagte selbst Ausfälle gegen die Justiz. Es werde sich, hieß es, die Unschuld der Brüder Mathieu unfehlbar herausstellen. Aber der Schandfleck, einmal auf solchen Verdacht hin verhaftet gewesen zu sein, werde doch immer am Namen der ehrenvollen Männer haften. Man begriff nicht, wie der königliche Procureur nur auf den Gedanken kommen konnte, solche Männer zu verdächtigen. Die Sache sei klar, die abhanden gekommene Uhr sei ein sprechender Beweis, daß der Mord ein Raubmord sei, und einen Raubmord werde man doch den reichen und ehrenwerthen Mathieu nicht in die Schuhe schieben wollen? Und wenn nicht dieses, welches andere Motiv zur That sollten sie gehabt haben? Der Procureur sah die Aufregung, wurde

schwankend, und gab endlich die Idee der augenblicklichen Verhaftung auf. Cölestine wurde noch vorgeladen, und da sie beim Verhöre aus ihrer Liebe für den Todten kein Hehl machte, ihrer Klage freien Lauf ließ, aber doch nicht das Geringste äußerte, was eine Anklage begründen konnte, so entschloß sich der Procureur, sich mit den in solchem Falle gebotenen polizeilichen Vorsichtsmaßregeln und Instruktionen zu begnügen, und die Sache für jetzt, ehe nicht andere Anzeichen hinzukommen, auf sich beruhen zu lassen, und noch diesen Abend nach Brüssel zurückzukehren.

Der Engländer war von den Autoritäten ersucht worden, seine Abreise bis zur Beendigung wenigstens der Voruntersuchungen aufzuschieben. Er zeigte sich bereitwillig; um aber die Zeit in Waterloo auf eine ihm angenehme Weise zu verbringen, holte er aus seinem Reisegepäcke die Angelinstrumente hervor, wanderte vor den Flecken hinaus und blieb am ersten Wasser, dem er begegnete, regungslos sitzen. Es war dieß ein Kanal, wie Belgien ihrer so viele besitzt. Vor einer der Schleusen, an der sich ein weites, ruhiges Bassin ausbreitete, konnte man ihn die zwei Tage in jener starren Ruhe sitzen sehen, die man bei dieser Beschäftigung in allen Ländern Europas an seinen Landsleuten bewundert. Selbst das Essen mußte ihm aus

dem Gasthause hinausgeschickt werden, damit sein Vergnügen keine Unterbrechung leide. Erst nach Sonnenuntergang des ersten Tages kehrte er in die Stadt und ins Gasthaus zurück; am zweiten Tage kam er etwas früher, und dießmal von einer großen Menge Volkes begleitet, das ihn nicht ins Gasthaus, sondern vor die Wohnung des Maire, in welcher der Procureur abgestiegen war, drängte. An seiner Schulter hoch aufgerichtet trug er die Stange, und am Ende der Leine, die um die Stange verwickelt war, am Angelhaken selbst, hing ein Gegenstand, der nicht ein Fisch sein mußte, da ein Fisch an der Angel schwerlich so große Aufmerksamkeit erregt, so großen Aufruhr hervorgebracht und so viele deutende Finger auf sich gelenkt hätte. An der Angel hing eine goldene Taschenuhr mit Kette und Siegel, und als man diese vor dem Hause des Maire von der Angel loslöste, sah man, daß in das Siegel die beiden Buchstaben E. C. eingravirt waren. Der Engländer hatte diese Uhr anstatt eines Fisches aus dem Kanal gezogen. Kein Zweifel mehr, daß jener Mord kein Raubmord gewesen, daß dem Unglücklichen seine Uhr nur genommen worden, um das Verbrechen zu einem Raubmorde zu stempeln und den Verdacht abzulenken. Diese Ueberzeugung stand in der Menge fest, bevor sie vor der Mairie

angekommen. Wie sollte sie der Procureur nicht zur seinigen machen, da er das Siegel mit den Anfangsbuchstaben des Namens Edouard Conscience in Händen hielt; Maire und Friedensrichter wagten keinen Widerspruch mehr, als er den Verhaftsbefehl unterzeichnete.

Als Marion von Cölestine geführt an der Ferme Mathieu anlangte, jagte eben ein großer, schwarzer, geschlossener Wagen dahin. Rechts und links am Schlage des Wagens galoppirten zwei berittene Gensdarmen. Marion erhob bei diesem Anblick beide Arme gen Himmel und sank dann bewußtlos auf den Boden hin. Cölestine hob sie auf und trug sie wie ein Kind auf den Armen ins Haus.

Fünftes Kapitel.

Veränderungen.

Man erzählte, daß, als die drei Verhafteten in den Wagen stiegen, Augustin, der Pferdeknecht, das Gesinde, welches sich im Hofe versammelt hatte, angeredet habe. Er forderte die Knechte und Mägde auf, nichts in der Wirthschaft zu vernachlässigen, das Vieh gut zu versorgen, und die Ernte zu einem guten Ende zu bringen, dann sagte er: „Eure beiden Herren wer-

den bald wieder zurückkehren, das verspreche ich euch, wenn auch vielleicht ohne mich."

Aber Tage vergingen und die Brüder Mathieu kehrten nicht zurück, auch schienen die Worte Augustins auf das Gesinde keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Viele der Knechte und Mägde verliefen sich, weil sie in dem Hause nicht mehr dienen wollten, und andere Diener waren in dem Momente schwer aufzutreiben. Ein alter Vetter, der herbeigekommen war, um die Interessen der abwesenden Brüder wahrzunehmen, und der auch vom Gerichte als ihr Vertreter in der Verwaltung des Gutes anerkannt wurde, war nicht im Stande, das Wesen so, wie es bisher geschehen, fortzuführen. Er sah sich gezwungen, einen Theil des Viehstandes zu verkaufen, überhaupt Alles zu thun, was Arbeitskräfte ersparte, da es an diesen immer mehr mangelte. Die Ernte kam heran, auf allen Feldern regte sich die größte Betriebsamkeit, nur auf denen der Mathieu's war es stille, viele Frucht konnte erst spät, viele nur verdorben heimgebracht werden. Der Leser ersieht daraus, wie rasch sich die öffentliche Meinung seit Auffindung der Taschenuhr Edouards und seit der Verhaftung gegen die Mathieu gewendet hatte. Selbst das alte, massive Haus hatte jetzt, so redete man sich ein, ein unheimliches Aus-

sehen. Man ging nicht gerne daran vorüber, man machte einen Umweg, um ihm auszuweichen. Es sah in der That auch anders aus als ehemals; das rege, arbeitsame Leben war aus diesen Räumen verschwunden, und sie blickten um so einsamer und so öder, je weitläufiger sie waren. Sonst schollen um diese Zeit die Rhythmen unzähliger Dreschflegel aus den Scheuern, und klangen auf den abgemähten Feldern rings um die Maierei die großen und kleinen Glocken der Rinder- und Schafheerden. Jetzt hörte man den traurigen Takt höchstens zweier Drescher, und irrten auf den Feldern die kleinen Ueberreste der Heerde zerstreut umher. Es war in der That, als wäre ein Fluch auf dieses Haus herabgefallen; das Schöne, das Mitleid-einflößende, das es beherbergte, war unsichtbar. In einer Seitenstube des ersten Stockwerkes wohnten wie zwei trauernde Wittwen oder wie Anachoretinnen Marion und Cölestine.

Aber nicht nur hier hatte sich Vieles verändert, auch das kleine Häuschen gewährte jetzt einen andern Anblick. Das grüne Fenster war zwar wieder geöffnet, aber anstatt des lesenden schönen Mädchenkopfes sah jetzt das braune, schnurrbärtige Gesicht des alten Veteranen, den Cölestine aus Brüssel herbeigerufen hatte, daß er sein Amt selbst übernehme, verdrießlich

und gelangweilt über die Ebene hin, und anstatt des holden Geplauders und des frischen Gelächters, das sonst hier herausscholl, stiegen jetzt Rauchwolken aus der Thonpfeife des Invaliden auf.

Im Schlosse beeilte man sich, gleich nach dem Begräbnisse Edouards, dem Rathe des Arztes folgend, welcher für Alfred eine rasche Veränderung zuträglich hielt, aufzubrechen und früher als sonst in die Stadt zurückzukehren. Die grauen Jalousien waren verschlossen; die Wetterfahnen auf den Thürmchen schrillten im Winde, der über die Stoppelfelder fuhr, und sämmtliche drei Häuser, die wir Eingangs dieser Erzählung als die glücklichen bezeichneten, blickten jedes in anderer Art, das eine gespenstisch, das andere verdrießlich, das dritte traurig, auf das einfache Kreuz, welches jetzt, da die hohen Saaten gefallen waren, hoch, einsam und mager aus der Ebene hervorragte und im Herbstwinde zitterte.

Plötzlich verbreitete sich durch Waterloo die Nachricht, daß sich Augustin, der Pferdeknecht, im Gefängnisse erhängt habe. Er hatte Tags vorher ausgesagt, daß er allerdings Edouard Conscience ermordet und zwar nur, um sich in den Besitz seiner schönen Uhr zu setzen, obwohl er diese nach der That aus Furcht, daß sie ihn verrathen könne, in den Kanal geworfen.

Kein Mensch in Waterloo glaubte dieser Aussage; man kannte das Verhältniß des Pferdeknechtes zu den Brüdern Mathieu zu genau, um ihr Glauben zu schenken; man wußte, daß Augustin, wenn er Lust nach einer solchen Uhr verspürte, es nur seinem Herrn sagen durfte; man wußte, daß es nur von ihm abhing, daß er als Knecht bei den Pferden im Stalle, und nicht mit seinen Milchbrüdern wie ein Bruder im Hause lebte. Namentlich Denis Mathieu versagte ihm nichts, der an ihm hing, wie er selbst an Denis. Man wußte ferner, daß Augustin im Stande war, für Denis sein Leben hinzugeben. Man wußte das von der brüsseler Revolution her, welche Beide als junge Leute unter dem Zuzug vom Lande her mitmachten. Augustin stürzte sich damals mitten in einen Haufen holländischer Soldaten, um Denis, der von ihnen umgeben war, mit außerordentlicher Tapferkeit herauszuhauen, und stellte sich mitten im Kugelregen immer vor ihn, um ihn mit seinem Leibe zu decken. Daß er sich nun für den Mörder Edouards ausgab, daß er für eine That eintrat, zu der man keine Gründe finden konnte, galt den Einwohnern Waterloo's für einen Beweis, daß Denis der Mörder war. Aber die Advokaten der Brüder Mathieu schienen in Brüssel, wo man Personen und Verhältnisse nicht kannte, den Tod Augustins gut

benützt zu haben, und bald darauf erschienen sie wieder in ihrer Ferme, entlassen wegen Mangels an Beweisen.

In der Nacht traten sie leise in ihr Haus, und erst am andern Morgen merkte der Rest des Gesindes, daß die Herren wieder da waren. Jacques Mathieu ging schweigend durch das Haus, durch Stallungen und Scheunen, betrachtete den Verfall des Hauswesens, ohne zu fragen, ohne irgend eine Bemerkung zu machen. Anders war es mit Denis. Dieser schien im Gefängniß sein ganzes Wesen verändert zu haben. Er trat lärmend auf, redete Jedermann an, und erzürnte sich sofort mit dem Vetter, der das Gut indessen verwaltet hatte, als mit einem nachlässigen Bevollmächtigten. Er wollte nichts von Entschuldigungen hören, schrie und sprach laut, als ob er die Aufmerksamkeit des ganzen Gesindes und der Nachbarschaft auf seine Anwesenheit lenken wollte. Ebenso wie er mit dem Einen böse, war er mit dem Andern ungewöhnlich freundlich; er that, was er früher nie gethan hatte, er scherzte und lachte laut, und machte selbst einige Späße über das Gefängniß.

Aehnlich benahmen sich die Brüder den Kindern gegenüber. Jacques Mathieu setzte sich an den Frühstücktisch und ließ, wie ehemals, die Kinder herabrufen; als die beiden jüngeren eintraten, schloß er sie schwei-

gend in seine Arme, als aber Marion, die erst durch den Diener von der Anwesenheit des Vaters erfuhr, zur Thüre hereinschwankte, erhob er erschrocken die eine Hand, während er sich mit der andern an seinem Stuhle festhielt. Marion sah in der That schlecht genug aus, um einen heimkehrenden Vater zu erschrecken, und das Gemisch von Freude und Angst, das sich bei ihrem Eintreten auf ihrem blassen Gesichte malte, und das sich auch in einem krampfhaften Zittern des ganzen Körpers ausdrückte, erhöhte noch das Krankhafte und Bemitleidenswerthe der ganzen rührenden Erscheinung. Ihre Wangen waren eingefallen, und ihre dunklen Augen erschienen in dem abgemagerten Gesichte noch größer als ehemals. Jacques war unfähig, ihr einen Schritt entgegen zu thun, und als sie an seine Brust sank, drückte er einen Kuß auf ihren Scheitel, der in demselben Augenblicke von Thränen überschwemmt war. Dann setzte er sie neben sich und hielt ihre Hand in der seinigen, ohne daß Vater und Kinder ein Wort gesprochen hätten. Erst als Denis eintrat, wurde es lebendiger. Er küßte die Kinder mit einer stürmischen Hast, auch Marion, bei der er that, als ob er ihr Sträuben gegen seine Umarmung nicht bemerkte, indem er ihr, während er sie auf die Stirne küßte, wie unwillkürlich beide Arme, die ihn abwehren wollten, herab=

drückte. Er sprach viel und scherzte mit den Kindern, was diese, an dergleichen von ihm nicht gewohnt, mit Staunen aufnahmen, indem sie einander mit großen Augen ansahen. Sein hastiges Wesen, mit dem er Dieß und Jenes angriff, die Beweglichkeit, die ihm sonst so sehr abgegangen war, und von Zeit zu Zeit ein lautes Gelächter, das er bald über das Geringfügigste, bald ohne alle Ursache erschallen ließ, erfüllte sie sichtbar mit großer Angst, und dieß um so mehr, als dieses Benehmen so sehr von der Schweigsamkeit und Trauer des Vaters abstach. Es schien übrigens auch Denis am Familientische nicht wohl zu sein, und es war, als ob er die erste Gelegenheit sich zu erheben ergriffe, als er aufsprang, um einem Knechte, den er im Hof erblickte, etwas zu sagen.

Draußen angekommen, vergaß er den Knecht und starrte einer Person nach, die eben, mit einem Bündel unter dem Arm, an der Hofmauer vorsichtig dahinschlüpfte, als ob sie von dem Zimmer aus, in dem gefrühstückt wurde, auf ihrer Flucht nicht bemerkt werden wollte. Es war Cölestine. Als sie plötzlich Denis Mathieu in ihrer Nähe und sich von ihm bemerkt sah, hielt sie einen Augenblick inne, wie unfähig, ihre Flucht fortzusetzen. Denis schien eben so unfähig, sie zu verfolgen; aber als sich Cölestine doch aufraffte und plötzlich weiter eilte, er=

wachte er aus seiner Erstarrung und flog ihr eben so rasch nach, als sie von ihm eilte. Er gab seine Verfolgung nicht auf, bis er an der Thüre des kleinen Häuschens stand, auf deren Schwelle Cölestine hochaufathmend inne hielt.

„Warum fliehen Sie so vor mir, Mademoiselle Cölestine?“ fragte er mit einem Muthe, den er einem weiblichen Geschöpfe gegenüber sonst nie gezeigt hatte.

Cölestine antwortete nicht und er fuhr fort: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was ich seit mehr als einem Jahre auf dem Herzen habe.“

Cölestine wandte sich, um in das Innere des Hauses zu gehen.

„Bleiben Sie,“ rief er wieder dringender als vorher, „das Gericht hat uns ja freigelassen — ich bin kein Mörder.“

In demselben Augenblicke fiel die Thüre zu und wurde von innen ein Riegel vorgeschoben, und gleich darauf öffnete sich das Fenster, und erschien hinter den verwelkten Blumen das braune Gesicht des alten Veteranen, das mit zusammengezogenen Augenbrauen düster auf Denis Mathieu und dann von ihm auf das ferne Kreuz blickte, als ob er auch seine Blicke dahin lenken wollte. Denis Mathieu verlor mit einem Male den Muth, mit dem er das Mädchen verfolgt hatte,

und ging mit immer rascher werdenden Schritten nach der Ferme zurück.

Er blieb, wie er aus dem Gefängnisse zurückgekommen war; Jedermann bemerkte die gewaltige Veränderung. Während Jacques Mathieu, der ältere Bruder, ehemals der Leutselige, der Jedermann freundlich anredete, jetzt die Gesellschaft der Menschen scheute und die Schwelle seines Hauses kaum überschritt, mischte sich der ehemals menschenscheue Denis überall in die Gesellschaft. Wo er zwei, drei Menschen in der Straße, auf dem Felde, vor einer Schenke zusammen sah, sogleich näherte er sich, um ein Gespräch anzuknüpfen. Er war jetzt weniger zu Hause als auswärts, und selbst daheim verbrachte er ganze Stunden vor der Thüre des Hauses, um jeden Vorübergehenden anzusprechen. Bald bemerkte man, daß er, ehemals der häuslichste aller unverheirateten Männer der Gegend, ganze Nächte, ja oft die Tage in den Schenken, wenn auch nicht Waterloo's, doch der ferneren Umgegend, verbrachte. Wenn er nach Brüssel auf den Markt ging, kehrte er oft erst nach zwei oder drei Tagen zurück. All dieses Neue und Ungewohnte an den Brüdern Mathieu verstärkte im Sinne ihrer Mitbürger den Verdacht, der auf ihnen lastete, und wie man am zweiten Tage nach dem Morde die Justiz zu großen

Mißtrauens anklagte, so machte man ihr jetzt das Gegentheil zum Vorwurf. Es hieß übrigens, daß die göttliche Gerechtigkeit die Strafe übernommen habe. Im Innern des Hauses Mathieu sollte es sehr traurig aussehen; die Brüder hatten zwar nach ihrer Heimkehr die Lücken ihres Viehstandes durch Ankäufe wieder ausgefüllt, das Gesinde war durch Anwerbung neuer Leute, die man gut bezahlte, wieder vervollständigt; die Verluste, die man bei der Vernachlässigung der Ernte, überhaupt bei der Verwirrung, die im Haushalte nach der Verhaftung eingetreten, erlitt, waren bei der großen Wohlhabenheit der Brüder nur gering anzuschlagen. Trotzdem wollte es, wie man erzählte und wie das Gesinde bestätigte, im Innern nicht recht vorwärts. Denis war oft abwesend, und Jacques, wenn er den Verfall des Hauswesens merkte, zuckte nur traurig die Achsel, und schien sich über diesen Zustand, als eine unbedeutende Nebensache, wenig zu härmen. Ebenso nahm er es leicht, wenn er bei seinen Dienern, was jetzt oft vorkam, Widerspruch oder Ungehorsam fand. Zu All' dem kam, daß man fortwährend eine Kranke im Hause hatte. Marion siechte dahin trotz aller Aerzte, die man herbeirief, und die für ihre Krankheit vergebens nach einem Namen suchten.

Alles das machte, daß man sich von dem Hause

der Brüder Mathieu ferne hielt, obwohl diese alles Mögliche thaten, um das alte Wohlwollen wieder zu gewinnen. Niemand war so rasch bereit, den Nachbarn mit aller Hülfe beizuspringen, wie sie. Die Armen bezogen von ihnen mehr als je, und wo es irgend eine öffentliche Wohlthätigkeit betraf, standen sie immer mit großen Summen an der Spitze. Je mehr sie der Art thaten, desto mehr Beweise lieferten sie dem Sinne der Menschen nach von ihrer Schuld, und als Denis Mathieu, den die Einheimischen flohen, in den Schenken solche Bekanntschaften machte, denen es genügte, daß er ihre Zeche zahlte, und als nach und nach mehrere dieser Bekannten in der Ferme heimisch wurden, fand man, daß er sich jetzt in der ihm natürlichen Gesellschaft befinde.

So verging der Winter, so kam der Frühling heran, und die Saaten begannen wieder zu sprossen und am Kreuze hinaufzuwachsen, als ob sie es, das so traurig mahnend in die Gegend sah, bedecken, und damit nach und nach die Erinnerung an die schauderhafte That verschleiern wollten.

Auch auf dem Grabe Edouards wuchs Gras; bald aber auch Blumen, welche in stiller Frühlingsnacht zwei Mädchen rings um den Marmorstein pflanzten, den Graf Belport auf den Hügel hatte setzen lassen.

Sechstes Kapitel.

Das Erntefest.

Die Saat, die am Kreuze hinaufwuchs, die Blumen, die den Grabhügel bedeckten, wurden bald geknickt, ein frühes Hagelwetter verwüstete rings um Waterloo Alles, was der Frühling hervorgebracht hatte, und mit den Saaten und Blumen wurde auch das einfache und schwache Kreuz gestürzt, das sich unfern dem Löwenmonumente erhoben hatte. Die Hoffnungen der Landleute waren vernichtet, und man hatte sich von diesem Unglücke kaum erholt, als in Folge eines Dammbruches sich die Wasser des Kanals über die tiefer liegenden Theile der Gegend ergossen, und fortschwemmten, was das Hagelwetter übrig gelassen. Wir wissen nicht, was an den Erzählungen von den rasch auf einander folgenden Unglücksfällen, welche in diesem Jahre die Gegend heimsuchten, wahr, was von der Phantasie in späteren Jahren hinzugefügt. So viel ist gewiß, daß noch heute der Einwohner von Waterloo, wenn man ihm von jener Zeit spricht, alle Uebel aufzählt, vor denen vorzugsweise der Landmann erschrickt. Für uns ist nur das von Wichtigkeit, daß man jene Heimsuchungen,

die man jedenfalls erfahren, für eine Strafe des Himmels hielt für das auf der Gegend lastende ungesühnte Verbrechen. Um das vergossene Blut, so viel wenigstens in ihren Kräften stand, zu sühnen, beschlossen einige fromme Seelen Waterloo's — man ist hier, wie im übrigen Belgien, sehr fromm katholisch — auf der Stelle des Verbrechens, dort wo das einfache Kreuz gestanden hatte, dessen Urheber Niemand kannte, ein anderes großes und schönes Kreuz zu errichten, dessen Inschrift das Andenken des unschuldig Ermordeten erhalten und zum Gebet um Entdeckung des Mörders auffordern sollte. Der Gedanke fand außerordentlichen Anklang, und die Subskriptionsliste, die von Haus zu Haus ging, ergab bald eine so bedeutende Summe, daß man mit dem Gelde ein kunst- und prachtvolles Kreuz errichten konnte. Demgemäß gab man einem Künstler den Auftrag, eine Zeichnung zu entwerfen, und setzte man sich mit einer Eisengießerei in der Nähe von Mons in Verbindung. Die Ausführung des Monumentes verlangte jetzt allerdings längere Zeit, und war damit Denjenigen, die mit Errichtung des Kreuzes eine fromme Schuld abtragen wollten, nicht ganz genug gethan; aber man tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Größe und Schönheit des Kreuzes den allgemein verbreiteten Gefühlen, dem Wunsche, den Todten zu

ehren, mit dem größeren und schöneren Opfer, mit der größeren Zier des heiligen Zeichens mehr entsprechen werde.

Das Monument war noch lange nicht aufgerichtet, und es hatte schon den Anschein, als ob das Gebet um Entdeckung des Mörders, das man dem Kreuze als Inschrift anzufügen beabsichtigte, bereits in Erfüllung gehen sollte.

Graf Belport war im Frühling auf sein Landhaus wieder zurückgekehrt. Dießmal ohne Alfred, welcher, da er nach Edouard keinen Hofmeister mehr haben wollte, in einem College der Hauptstadt untergebracht war. Er folgte seiner Familie erst im Hochsommer, als es seine Ferien gestatteten. Man sah und hörte wenig von ihm und seiner Familie; das Schloß und seine Bewohner schienen den Einwohnern jetzt bei weitem mehr entrückt als vorher. Den alten Grafen sah man höchstens seine Felder bereiten, und Alfred wurde nur selten und dann vielleicht nur von Cölestine gesehen, wenn er spät am Abend, wie ehemals Edouard, zu dem Monumente wanderte, um dort eine oder zwei Stunden in Gedanken vertieft zu sitzen. Der früh entwickelte Knabe hatte seit dem Tode seines Lehrers und Freundes, seit dieser zu frühen und schrecklichen Erfahrung ein ernstes Wesen angenommen, das mit seiner

Jugend — er war jetzt vierzehn Jahre alt — traurig kontrastirte. Auf seinem Gesichte lag ein Ausdruck von Energie, der Demjenigen, welcher sein im Grunde mildes Wesen nicht kannte, beinahe unangenehm auffallen mußte, ein Ausdruck, der wie eine fortwährende Kampfbereitschaft gegen alle Welt aussah. Er war es auch, der vorzugsweise an der Zurückgezogenheit, in der jetzt die Familie lebte, schuld war. Er gestand seinem Vater, daß er seiner nicht sicher sei, daß, wenn er den Mathieu begegnete, er etwas thun oder sagen müßte, was er vielleicht später bereuen würde. Dem wollte er ausweichen, weil es ihm war, als hätte er in jener Nacht am Kreuze mit seinen Thränen Cölestine das Versprechen gegeben, nichts zur Verfolgung der Mathieu beizutragen, und in Erinnerung an die unglückliche Marion, wie er sie am Kreuze liegen gesehen, an das Mädchen, das seinen unglücklichen Lehrer so sehr liebte, und, wie er wußte, langsam dahinsiechte, nahm er sich vor, jenes schweigende Versprechen zu halten. Merkwürdigerweise suchte man von Seiten der Mathieu immer wieder anzuknüpfen und sich dem Hause des Grafen zu nähern. Bei jeder Gelegenheit waren sie dem Grafen zu Diensten bereit. Wenn die Arbeiten auf seinen Feldern dringend schienen, sofort boten sie ihre Knechte und Pferde mit Hintansetzung

ihrer eigenen Arbeiten an. Man hörte einmal, daß der Graf einen Hügel in seinem Parke mit jungen Bäumen bepflanzen wollte, sofort wurden im Garten Mathieu's die jungen Bäume entwurzelt und nach dem Schlosse geschickt. Solche Gelegenheiten wußten die Mathieu's mit merkwürdigem Scharfsinne aufzufinden, nur um mit dem Grafen wieder in irgend welche Verbindung zu treten. Aber da war Alfred immer gerüstet, um seinen Vater zur Zurückweisung dieser Gefälligkeiten zu bestimmen.

Indessen fand der Graf, daß man sich im Ganzen ungerecht und unfreundlich gegen die gute Bevölkerung benehme, und als das Erntefest herankam, welches in Waterloo immer gefeiert wird, war er entschlossen, mit seiner ganzen Familie an dem populären Ball Theil zu nehmen. Um die Vernachlässigung, welche man bisher von ihm erfahren und die ihm im Grunde Niemand übel nahm, wieder gut zu machen, schickte er an das Komité des Festes ein Faß guten Weines mit der Bitte, ihm und seiner Familie Plätze bereit zu halten.

In der That war die Freude groß, als er am Nachmittage des Festes an der Seite seiner Frau, von seinen Kindern gefolgt, in den mit Blumen und Kornähren geschmückten Saal eintrat. Sofort wurden die beliebten Gäste von der Menge umgeben, und streckte

man ihnen, nach der Sitte des Landes, von allen Seiten die Gläser zum Begrüßungstrunke entgegen. Nur mit Mühe machten die Festkommissäre Raum, um die Familie an ihre Plätze im obern Theile des Saales zu bringen. Auch dort oben waren sie vor der freundlichen Zudringlichkeit nicht sicher; immer wieder drängte sich Jemand hervor, der mit der Familie Belport noch nicht angestoßen hatte. Von einem Halbkreise freundlicher Gesichter umgeben, saß die Familie selber vergnügt da. Man plauderte, und selbst das immer ernste Gesicht Alfreds hatte sich aufgeheitert, was von der Gräfin mit besonderer Freude bemerkt wurde, als sich die Scene plötzlich änderte.

Die freundliche, aus vergnügten Gesichtern bestehende Umzäunung, welche den Tisch umgab, wurde durchbrochen — der vergnügte Ausdruck verschwand, und machte einem mißvergnügten, ja düstern Platz; am Tische stand mit einem Male Denis Mathieu, lächelte verbindlich, zutraulich, und indem er sagte: „Mit mir haben Sie noch nicht angestoßen," streckte er sein Glas über den Tisch hin, mit oder ohne Willen gerade Alfred entgegen. Der Knabe sah ihn eine Minute lang mit gläsernen Augen an. Er saß regungslos da, und regungslos stand ihm Denis Mathieu mit dem vorgestreckten Arm, das Glas in der Hand, gegen-

über. Die ganze Gesellschaft schien in Erstarrung verfallen zu sein; das Gelächter und Geplauder verstummte; es war stille rings um den Tisch. Plötzlich bedeckte eine grünliche Blässe Alfreds Gesicht, seine etwas starke, vorspringende Oberlippe zitterte, er erhob sich, und indem er den Arm und den Zeigefinger gebieterisch ausstreckte, im Momente um eine Kopflänge gewachsen, rief er, daß der ganze Saal widerhallte: „Fort, Mörder, fort!"

Denis Mathieu bog sich unter diesen Worten, als ob ihm eine gewaltige Last plötzlich auf die Schulter gefallen wäre. Mechanisch wandte er sich und folgte der Richtung, nach welcher der ausgestreckte Arm Alfreds deutete. Es öffnete sich eine Gasse vor ihm, und er ging unhörbaren Schrittes und ohne ein Wort durch die Reihen der Menschen, die sich jetzt nach rückwärts drängten, als ob sie sich scheuten, von ihm berührt zu werden. Die Gasse schloß sich erst, als er die Thüre des Saales hinter sich hatte. Noch immer stand Alfred mit ausgestrecktem Arme. „Wer zweifelt jetzt noch," hörte man eine Stimme in der Menge ausrufen; das war wie eine Lösung des Zaubers, die erstarrte Menge fing wieder an sich zu bewegen, ein Stimmengewirre erfüllte den Saal und Alfred sank auf seinen Sitz zurück.

Denis Mathieu war an dem Tag nicht mehr zu sehen.

Auch am nächsten Tage war er unsichtbar, und man erfuhr, daß er auch aus der Ferme verschwunden war. Man erfuhr das von den Gerichtspersonen, welche auf die Scene beim Erntefeste hin ins Haus gedrungen waren, um Denis Mathieu aufs Neue zu verhaften. Aber bald wußte man, daß er, in einer Schenke unfern Waterloo's aufgegriffen, nach Brüssel ins Gefängniß gebracht worden, und daß der Prozeß aufs Neue begonnen.

Siebentes Kapitel.

Das neue Kreuz.

Die Wochen, ja die Monate gingen vorüber, man hätte von dem Prozesse nichts gehört, man hätte ihn und Denis Mathieu vielleicht vergessen, wenn nicht manchmal Cölestine oder Jacques Mathieu, oder irgend eine der Personen, die am Abend der Ermordung Edouards auf dem Schauplatze der That gewesen, als Zeugen nach Brüssel citirt worden wären. Die Einwohner von Waterloo ärgerten sich über dieß Verfahren der Justiz; man lud, wie während des ersten

Prozesses, Zeugen vor, von denen man doch schon wußte, daß sie nichts aussagen konnten, was zur Ueberführung des Verbrechers dienen konnte. Freilich wurden auch der Graf und seine Familie vorgeladen, und andere Zeugen der Scene beim Erntefeste. Diese, meinte man, sollten schon hinreichen, um Denis zu verurtheilen. Ein Mann, der eine solche Anklage, wie sie in den Worten Alfreds lag, so ruhig hinnahm, mußte ein Mörder sein, und man sollte nicht so viel Form und Wesen mit ihm beobachten.

Nach und nach kam man in der Gegend auch von diesen Diskussionen ab. Es war Alles wieder ruhig. Die gräfliche Familie war fort. Aus Mathieu's Hause war Niemand zu sehen, und Nichts war da, um die Erinnerung an das Verbrechen wieder aufzufrischen, als das neue Kreuz, welches inzwischen vollendet und im Laufe des Winters aufgerichtet wurde. Aber es stand außerhalb der Stadt zwischen den Feldern, die im Winter verlassen waren.

Es erhob sich prächtig und vielfach verziert mit breitem Stamm und breiten Armen, glänzend schwarz gefärbt, und die ganze Gegend beherrschend. In bronzenen Lettern war an beiden Seiten die Inschrift angebracht. Auf der einen Seite las man:

Hier wurde
Edouard Conscience
ermordet.
Friede seiner Asche!
Seiner Seele selige Auferstehung!

Auf der andern Seite, der Ferme Mathien's zugekehrt las man:

Betet, dass der Mörder entdeckt werde!

In der That sah man manchmal einen Betenden am Fuße des Kreuzes; aber das Gebet, wenn es wirklich der Entdeckung des Mörders galt, sollte zur Zeit noch nicht erfüllt werden. Man hörte in Waterloo, daß Denis Mathien vor die Geschwornen gestellt wurde; man hörte auch, daß die Mitglieder der gräflichen Familie, die als Zeugen vorgeladen waren, von ihrem ermordeten Freunde in einer Weise sprachen, daß den Geschwornen die Thränen in die Augen traten. Aber weil gerade sie nicht eine direkte Anklage gegen Denis Mathien richteten, weil gerade sie nicht seine Verurtheilung zu wünschen schienen, weil der Anwalt den Selbstmord Augustins wieder mit Geschick benützte und den Knecht als den wahrscheinlichen Mörder hinstellte, außerdem geltend machte, daß der unschuldigste Mensch vernichtet und keiner Vertheidigung fähig dastünde, wenn plötzlich, während er sich freundschaftlich nähert,

ihm, wie das beim Erntefeste geschehen, das Wort „Mörder" entgegengeschleudert würde: in Folge aller dieser Ursachen und Erwägungen wurde, wie man in Waterloo noch am Abend desselben Tages erfuhr, Denis Mathieu aufs Neue freigesprochen. Die Entrüstung war allgemein. Man ging, wie das in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so weit, daß man das Gesetz selbst wegen jener weisen Vorsicht anklagte, die lieber zehn Schuldige entwischen läßt, als einen Unschuldigen verurtheilt. Man prophezeite, daß, trotz der Blindheit der Geschwornen, Denis Mathieu doch der Strafe verfallen müsse, und als er am andern Tage nach seiner Freisprechung, am hellen Mittage, stolz durch die Straßen Waterloo's seinem Hause entgegenwanderte, wurde ihm manches drohende Wort und mancher Schimpf entgegen geworfen.

Indessen war trotz der herausfordernden Art, mit der er am hellen Tage Waterloo durchwanderte, Denis Mathieu doch anderes zurückgekommen, als er gegangen. Er verschwand in seiner Ferme, und war jetzt eben so selten sichtbar als sein Bruder. Das Leben in den Schenken mit landstreicherischen Gesellen war aufgegeben; seine Gesprächigkeit, seine Lust sich an andere zu drängen, war verschwunden; man sah ihn nur manchmal gegen Abend vor seinem Hause stehen und unbeweglich nach dem Kreuze hinstarren, dessen bronzene

Worte: „Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“ ihm in der Abendsonne entgegen glänzten. Ja man behauptete, daß er manchmal, als die Saaten wieder höher standen und einen herbeischleichenden, gebückten Menschen decken konnten, besonders in der Nacht um das Kreuz herumirrte, selbst stundenlang an seinem Fuße lagerte.

So kam wieder die Zeit heran, daß die Saaten hoch standen, und die gräfliche Familie Belport, und nach ihr auch Alfred das Schloß bezogen. Alfred hatte jetzt schon das Ansehen eines jungen Mannes, und wenn er, seiner alten Gewohnheit gemäß, wieder vom Schlosse herab über die Feldwege dem Monumente zuwanderte, hätte man glauben können, es habe sich in diesen Jahren Nichts verändert, und der Spaziergänger sei derselbe, den man vor Jahren in diesen Feldern an diesem Monumente gesehen. Seine Mutter sah diese Spaziergänge ungern, da sie, wie sie behauptete, die traurige Stimmung ihres Sohnes nährten und sie besorgt machten, daß diese dem Charakter ihres Sohnes eine dauernde Färbung gäbe. Den Bitten seiner Mutter weichend, gab er diese Spaziergänge oft durch mehrere Tage auf, oder unternahm er sie, um die Mutter nicht zu betrüben, in später Nacht, wenn schon Alles im Hause schlief.

Es war der Jahrestag der Ermordung Edouards.

Die Familie hatte sein Grab besucht, dann in der Stadt eine Messe lesen lassen. Die Stimmung der ganzen Familie war den Tag hindurch eine melancholische. Die Mutter forderte am Nachmittage ihren Sohn zu einer Spazierfahrt ins Land auf, und verlängerte diese bis in die Nacht hinein, um seinen Besuch der traurigen Stelle am Kreuze zu verhindern. Alfred ging zu Bette, ohne gerade heute an diesem Gedächtnißtage die Erinnerung an seinen geliebten Lehrer in der Einsamkeit so gefeiert zu haben, wie er es wünschte. Das Bild Edouards wurde immer lebendiger vor ihm, die glücklichen Stunden seiner Kindheit kehrten wieder, eine unendliche Sehnsucht nach dem Verlorenen erfüllte sein Herz; es war ihm, als müßte er mit ihm sprechen, und leise erhob er sich aus seinem Bette, kleidete sich an und stieg aus dem Fenster seiner Stube in den Garten. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, es schien ihm, als ob er eilen müßte. Mitternacht war bald da; wenn er nicht eilte, waren die vierundzwanzig Stunden des Jahrestages dahin, ohne daß er die Stelle besucht hatte, die das Blut des Freundes eingesogen. So wenigstens erklärte er sich das Gefühl, das ihn zur Eile drängte, obwohl es ihm war, als ob noch

etwas in ihm spräche und ihm sagte, daß Eile Noth thue.

Rasch lief er den Rain hinab, rasch aber unhörbar und unsichtbar, denn seine Schritte wiederhalten nicht auf dem bethauten und üppigen Grase des Raines, und rechts und links waren schon die Saaten so hoch gewachsen, daß sie ihn bedeckten.

Mit eins, da er eben aus dem Raine auf den Platz heraustreten wollte, blieb er athemlos stehen. Er hatte ein gespenstisches Schauspiel. Vor ihm am Kreuze, vom Mond hell beschienen, stand Denis Mathieu mit einer langen Axt bewaffnet, und mit dieser hieb er in wahrhafter Wuth auf die Inschrift:

„Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“

Unheimlich erklang und seufzte das Metall unter den Schlägen. Mit jedem Hiebe schien Denis' Muth zu wachsen. Er schlug gewaltig auf die Lettern los, unbedacht, daß der Hall immer stärker wurde und aus weiter Ferne gehört werden konnte. So ganz in seine Arbeit versunken, sah er Alfred, der nahe vor ihm stand, ebensowenig, als er jenes zu bedenken schien, oder selbst den Klang der eigenen Axt hörte. Die Muskeln seines Gesichtes zogen sich zusammen, und sämmtliche Züge waren starr auf seine Arbeit gerichtet; nur wenn einer der bronzenen Buchstaben, die fest an das Eisen genietet waren,

dem Schlage wich und nach der Seite in das Korn-
feld flog, oder, auf ein Steinchen fallend, leise auf-
klang, war es, als ob ein Lächeln, ein Zug der Zu-
friedenheit über dieses zusammengezerrte Gesicht striche.
Das Kreuz war hoch, und Denis mußte sich trotz der
Länge des Axtstieles strecken, um die Inschrift zu er-
reichen. Desto unheimlicher sah es aus, wie er sich
so lang streckte, und wie die Axt so hoch durch die
Luft flog.

Alfred wußte nicht, ob er Wirkliches sah oder ob
er nur träumte. Er war verwirrt, und es war ihm,
als ob er darüber lachen müßte, daß der Mörder das
Gebet um Entdeckung seiner That vernichten wollte.
In der That lachte er wie im Fieber laut auf. Denis
fuhr zusammen, und wie er Alfred vor sich stehen sah,
wandte er sich mit einem Schrei des Entsetzens um und
ergriff die Flucht. Ohne zu wissen, was er that, ohne
zu bedenken, daß er waffenlos einen bewaffneten Mör-
der verfolgte, stürzte ihm Alfred nach, indem er ihm
unartikulirte Laute nachschrie. Wir wissen nicht, was
in Denis Mathieu's entsetzter Seele vorging, daß er
sich von einem Knaben wie von einer übermächtigen
Gewalt jagen ließ; er lief immer weiter, mit der Axt
in der Hand, an seinem eigenen Hause vorbei gegen
Waterloo zu, bis er mitten zwischen den Häusern plötz-

lich inne hielt, mit der eigenen Axt sich nach der Stirne schlug und bewußtlos und im Blut gebadet zusammenstürzte. Alfred, der ihn so liegen fand, schrie unwillkürlich um Hülfe. Die nächsten Häuser öffneten sich, die Einwohner eilten herbei, und bei dem Lärm, den sie erhoben, als sie Denis Mathieu mit der Axt in der Hand und blutend zu Füßen Alfreds liegen sahen, öffneten sich bald andere Häuser, und nach wenigen Minuten umstand eine große und erschrockene Menge die eigenthümliche Gruppe. Alfred erzählte, was er eben erlebt hatte. Die Leute standen sprachlos, und sahen in All' dem die Gerichte Gottes. Die Einen erhoben den blutenden Denis und trugen ihn auf die Mairie, die Andern folgten Alfred zum Kreuze, um sich mit ihm, der selber an das Erlebte nicht glaubte, von der Wahrheit seiner Erzählung zu überzeugen. Aber es war wirklich und wahr, die Inschrift war verstümmelt, und mehrere Buchstaben des Gebetes lagen am Fuße des Kreuzes.

Achtes Kapitel.

Fanchette.

Die Ermordung Edouards selbst hatte wohl nicht so großes Aufsehen gemacht, wie die Entweihung des

Kreuzes und die Erzählung von der Selbstverwundung Denis'. Schon vom frühen Morgen an stand die Menge vor der Mairie, in welcher Denis verwundet und gefangen lag. Zwei Gensdarmen standen vor der Thüre, um das Volk abzuhalten, welches den Kreuzentweiher, den Mörder, den von Gott Geschlagenen sehen wollte. Man betrachtete das Ereigniß von allen Seiten, man wunderte sich über die geheimnißvollen Fügungen, man sah in Allem die Hand Gottes, man kam nach und nach aus der Andacht und frommen Betrachtung in eine Art von religiöser Begeisterung, und am Ende nannte man das Ereigniß der letzten Nacht ein Wunder, ein Mirakel. Und wahrhaft biblisch wurde die Scene, als sich durch das Volk eine alte Frau drängte, und mit einem Male auf den Stufen der Mairie stand, über Alle erhöht, und die Arme ausstreckte, als ob sie zu sprechen, zu predigen beginnen wollte. Ein Ruf der Ueberraschung ging durch die Menge. Alle Welt erkannte die Alte, die arme Fanchette, welche in einem der stillsten Häuschen vor Waterloo lebte, und die man meist an der Seite ihrer Kuh zu sehen pflegte; aber die stille, schweigsame Alte stand jetzt wie eine Prophetin da, mit einem Muthe, den man an ihr nicht kannte, vor alles Volk tretend und überhaupt in ihrem ganzen Wesen verändert. Sie

schien plötzlich gewachsen, ihr gebeugter Nacken erhob sich, ihre Augen glühten, und das Tuch, das sonst die Stirne und das ganze Gesicht beschattete, war zurückgeschoben und ließ die Haare sehen, die grau und schlicht an den Schläfen herabfielen. Das Volk verstummte bei ihrem Anblick, und den Fernsten im Gedränge entging kein Wort, als sie die Hand gen Himmel erhob und so zu sprechen begann:

„Der Heiland weiß es und die Heiligen sind meine Zeugen, wie ich gekämpft habe, wie ich zu ihnen gebetet habe, daß ich nicht auftreten müsse als Zeugin, als Anklägerin gegen meine Wohlthäter Jacques und Denis Mathieu. Von ihren Feldern habe ich die Kuh ernährt, die mich ernährt; wie ein Engel trat Marion in Zeiten der Noth in meine Hütte, um Hülfe zu bringen; ohne die Mathieu's wäre ich und mein Thier längst im Elend vergangen. Soll ich sie anklagen? Soll ich „Mörder" rufen gegen Diejenigen, für die ich gebetet und den Segen des Himmels herabgefleht? Aber Gott will es. Sind nicht Wunder geschehen? Ist das Kreuz nicht entweiht? Sprechen nicht die Zeichen, rufen sie nicht, daß ich zeugen soll und sagen, was ich mit diesen Augen gesehen, und anklagen mit lauter Stimme? So hört! Ich habe es gesehen mit diesen Augen, wie Denis Mathieu und Augustin, sein

Knecht, zwischen den Feldern über Edouard Conscience mit Knitteln und Messern herfielen, wie der Unglückliche sich vertheidigte, wie dann auch Jacques Mathieu herbeieilte, und wie die Dreie ihr armes Opfer mit Messern und Knitteln zu Tode brachten. Ich habe es gesehen, da ich an jenem Abend in den Feldern für meine Kuh Gräser und Unkraut sammelte. Ich habe geschwiegen, weil ich nicht Zeugin sein wollte gegen Diejenigen, auf deren Feld ich eben erntete; ich habe gesündigt, und ich beichte hier vor euch Allen."

Nach diesen Worten stieg die Alte wieder die Treppe hinab, um sich durch das Gedränge fortzubegeben. Aber einige Männer faßten sie und führten sie in die Mairie, daß sie dort vor dem Magistrate wiederhole, was sie eben erzählt hatte. Andere, voraussehend, daß nun auch bald vor der Ferme Mathieu ein Schauspiel zu sehen sein werde, machten sich auf und eilten dorthin, um sich vor dem Hofthore wartend aufzustellen.

In der Ferme Mathieu war es noch stiller als sonst, von der Familie war Niemand sichtbar, das Gesinde schlich auf den Zehen durch Haus und Hof. Die Abwesenheit Denis' schien Niemand bemerkt zu haben; vielleicht glaubte man, daß er seine nächtlichen Wanderungen von ehemals wieder begonnen. An der großen

Ruhe, die da herrschte, konnte man erkennen, daß man in der Ferme von dem nächtlichen Ereignisse noch nichts wußte.

Am stillsten war es oben in der Stube Marions; das arme Mädchen, von dessen langsamem Hinsterben man viel erzählte, schien, wie sie in ihrem Bette dalag, am Ende ihrer Laufbahn angekommen zu sein. Tags vorher, als an dem traurigen Jahrestage, wollte sie sich aufraffen, um mit Cölestinen das Grab Edouards zu besuchen; aber sie kam nur bis an die Schwelle ihrer Stube, dort brach sie bewußtlos zusammen, und es trat von dem Augenblicke ein Zustand ein, der auf das Ende ihrer Leiden deutete. Jacques Mathieu und Cölestine saßen schweigend an ihrem Bette: der Vater, gebrochen und in sich versunken, sah aus, als ob er keiner Theilnahme, keines Gefühles mehr fähig wäre: Cölestine betrachtete unausgesetzt das schöne Gesicht der Kranken, und lauerte auf jede Bewegung, um rasch beizuspringen und einem etwaigen Wunsche zu genügen. Die Scene änderte sich auch nicht, als vom Hofthore ein Gemurmel und Gesumme her drang, und endlich ein Diener eintrat und seinem Herrn ins Ohr flüsterte, was das Gesinde draußen von dem Volke aus Waterloo erfahren hatte, daß nämlich Denis als Gefangener und schwer verwundet auf der Mairie liege.

Jacques Mathieu schien nur halb zu verstehen und zuckte gleichgültig mit der Achsel. Der Diener ging wieder; bald aber sollte die Scene sich ändern und Jacques aus seinem Brüten mit Gewalt geweckt werden.

Cölestine sprang mit einem Male von ihrem Sitze auf und eilte der Thüre entgegen, die sich öffnete, um einige Personen, die hereintreten wollten, zurückzudrängen. Es waren die Gerichtspersonen. „Um Gotteswillen," sagte sie leise, aber rasch und eindringlich, „um Gotteswillen, treten Sie nicht in eine Sterbestube."

Aber schon waren zwei Bewaffnete an ihr vorbei und in das Zimmer getreten, und hatten ihre Hände auf die Schultern Jacques Mathieu's gelegt. Er fuhr zusammen und auf von seinem Sitze. Doch schien er nicht einen Augenblick überrascht, die Diener des Gerichts vor sich zu sehen; aber daß er jetzt eben fort sollte, das erfüllte ihn sichtbar mit Verzweiflung. In demselben Augenblicke, da er die Gerichtspersonen gesehen, lag er auch schon auf den Knieen, faltete bittend die Hände und flehte: „Jetzt nicht, nur jetzt nicht; lassen Sie mich erst mein Kind sterben sehen, dann führen Sie mich gleich fort und geraden Weges auf die Guillotine. Ja, ja, ich bin ein Mörder, ich bekenne es, ich habe Edouard Conscience ermordet; ich

bekenne es und werde das Bekenntniß nicht wieder zurücknehmen, aber reißen Sie mich nicht vom Sterbebette meines Kindes."

Das Geräusch, das die eintretenden Gerichtspersonen verursachten, die laut gesprochenen Worte ihres Vaters, hatten Marion geweckt. Sie öffnete die Augen und richtete sich rascher, als ihr erschöpfter Zustand hätte glauben lassen, im Bette auf. Jacques Mathieu, als er sie sich bewegen sah, stürzte sich auf das Bett, begrub sein Gesicht in die Kissen, und die Bewegungen seines Kopfes verriethen es, das er in Schluchzen ausbrach. Die Gensdarmen griffen, wenn auch zögernd, wieder nach ihm; Cölestine faßte den Arm des Einen, um ihn fortzuziehen, und auch Jacques, ohne das Gesicht zu erheben, machte mit dem linken Arm eine heftige Bewegung, um den andern Angreifer von sich zu stoßen. Es sah aus, als sollte sich aus diesem Vorgange ein Kampf entwickeln; aber Marion legte ihre Hand auf den Kopf ihres Vaters und er wurde plötzlich ruhig, nur daß das Schluchzen mit großer Heftigkeit zunahm. „Gehe," lispelte Marion mit schwacher Stimme, indem sie seinen Kopf sanft von sich drückte.

Mathieu erhob sich, als ob er diesem Worte nicht anders als gehorchen könnte, faßte Cölestine an der

Hand, setzte sie am Bette nieder und ging dann raschen Schrittes aus der Stube. Die Gerichtspersonen folgten ihm. Marion blieb im Bette aufrecht sitzen und horchte, so lange man Schritte im Hofe und vor der Ferme hörte, noch einige Zeit, nachdem die Schritte verhallt waren, dann sank sie aufs Kopfkissen zurück, schloß die Augen und lag so ruhig da wie vorher.

Das Ende dieser Tragödie ist kurz. Denis, den man verwundet nach Brüssel gebracht hatte, versank im dortigen Gefängniß zu wiederholten Malen in eine Art von Raserei. Man konnte ihn nicht verhindern, den Verband von seiner Wunde abzureißen, und diese, die an sich nicht gefährlich war, wurde in Folge dessen und in Folge des Fiebers, aus dem der Gefangene nicht mehr herauskam, vom Brande ergriffen, und er starb nicht ganz vierzehn Tage nach seiner Verhaftung im Wahnsinne, bis in seine letzten Augenblicke von den schrecklichsten Visionen, von einer Schaar von Todten, von dem blutenden Edouard, dem erwürgten Augustin, der hinwelkenden Marion, dem enthaupteten Bruder verfolgt. Der menschlichen Gerechtigkeit blieb nur noch ein Opfer übrig.

Nachdem man noch die alte Fanchette verhört, nachdem man noch eine Kommission nach Waterloo ge=

schickt, die auf dem Schauplatz des Verbrechens, da die Saaten eben so hoch standen wie damals, als das Verbrechen begangen worden, untersuchte, ob man von der Stelle, welche die Zeugin angab, in der That den Vorgang so beobachten konnte, wie sie ihn beschrieb, wurde Jacques Mathieu vor die Geschwornen gestellt. Er leugnete nichts. Er erzählte, was man bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erfuhr, daß Denis den unglücklichen Edouard aus Eifersucht ermordete, und daß er, der Bruder, und Augustin, der Milchbruder, ihm bei dieser That behülflich gewesen und daran so viel Theil genommen, wie er selbst. Er, Jacques habe das Verbrechen begangen, weil er, wie er seinen Bruder kannte, wußte, daß er an diesem Gefühle zu Grunde gegangen wäre. Sein Advokat machte diesen Umstand als einen mildernden geltend. Aber die Geschwornen sprachen trotzdem ihr „Schuldig" aus. König Leopold, in Anbetracht der vielen Opfer, die in dieser traurigen Geschichte gefallen waren, verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Haft. Den übrigen Kindern wurde von Gerichtswegen ein Vormund gesetzt, der es aber gerne zugab, daß Cölestine, wie sie es der sterbenden Marion versprochen hatte, die Ueberwachung und Erziehung derselben übernahm. Sie war noch mit ihnen,

als man nach einigen Jahren erfuhr, daß Jacques Mathieu im Gefängnisse gestorben war.

Marion liegt auf dem Kirchhofe von Waterloo, Dank den Bemühungen Cölestinens, neben Edouard Conscience.



